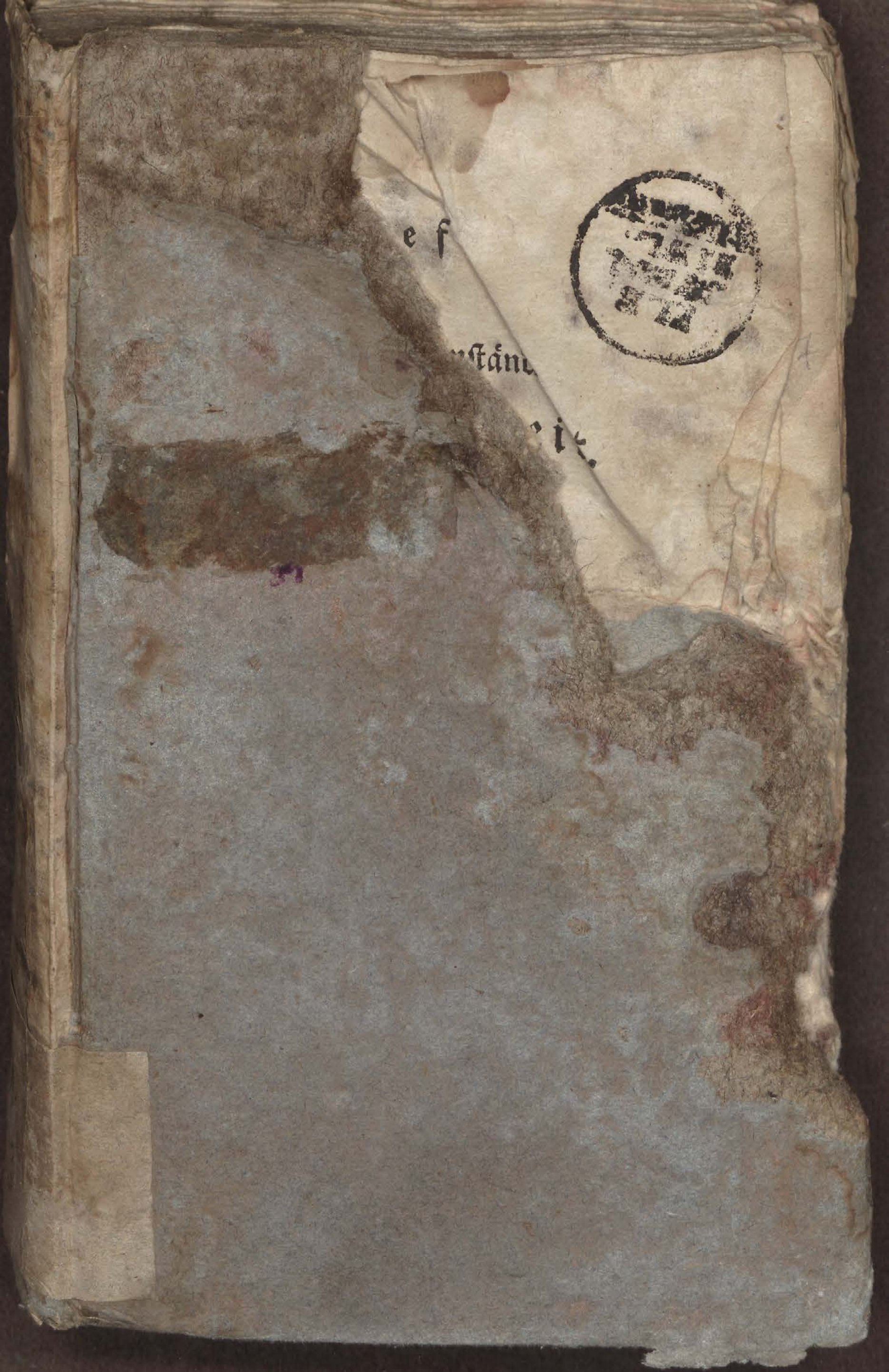




Briefe
über die
wichtigsten Gegenstände
der Menschheit.

Geschrieben von R.

und

herausgegeben von S. T. U.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in Kommission bei Joh. Ambros. Barth, 1794.

Verzeichnis

der Briefe des zweiten Theils.

Inhalt.

XII.

Über Sektengeist und Sektenhas im Christenthum.

An einen vertrauten Freund in S — — n.

Ich verehre mit Ihnen, mein Geliebter, die Geister Friedrichs und Josephs, denen wir gewis das, was von Toleranz unter uns Christen gegen einander da ist, zu danken haben. Ich freue mich auch innigst mit Ihnen über das, was davon da ist; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß so viel davon da sei, als Sie meinen, und noch weniger, daß schon genug davon da sei. Es geht offenbar, wie ich sehe, der lieben Toleranz, wie es so vielen andern laut und sehr gepriesenen Dingen zu gehen pflegt; von weitem lässet sie wer weis wie vollkommen, wenn man sie aber in der Nähe, d. h. im Lande und im Orte selbst, wo sie ausgeübt wird, betrachtet, so ist sie oft kaum zum zehenten

Theile das, was sie in der Ferne zu sein schien.

Noch zur Zeit erstreckt sich das ganze Toleranzwesen im deutschen Reiche nur auf die in selbigem durch den westphälischen Frieden privilegirten drei Konfessionen, und auch diese behandeln einander noch oft wie Herren ihre Knechte; ob man gleich gestehen mus, daß dieser Vorwurf die von katholischer Seite weit häufiger und in weit höherem Grade treffe, als die Protestanten. Gesetzt aber auch, Katholiken und Protestanten lebten durchgängig in Deutschland auf dem brüderlichsten Fusse; wie steht es mit den übrigen christlichen Religionspartheien, die sich zu keiner von den drei Konfessionen bekennen? Wie wenig sind der Winkel noch im deutschen Lande, wo man ein erklärter Socinianer sein und seine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit geniessen kann! Und wo ist in ganz Germanien auch nur ein Oertlein, welches eine Kirche aufzuweisen hätte, die ausdrücklich den Unitariern, die doch in so grosser Menge da sind, gehörte?

Ueberhaupt ist schon das blosse Wort — Toleranz — in meinen Ohren ein äusserst arrogantes Wort, sobald es nicht reciprok

gebraucht werden darf. Nur dann darf der Lutheraner zum Socinianer sagen — ich dulde dich, wenn dieser auch sagen darf, daß er den Lutheraner dulde. Der Geist dieser Duldung ist der ächte Geist des Christenthums. Wenn aber noch von einer herrschenden Religionsparthei die Rede ist; wenn diese nur sagen darf, daß sie andere dulde, d. h. aus blosser Barmherzigkeit sie neben sich existiren lasse: so ist dis das unchristlichste Wesen, das man sich denken kann. Soll das Christenthum iemals die Welt vollkommen segnen; soll es seine Bestimmung erfüllen; so müssen die verschiedenen Partheien und Sekten desselben nicht nur alle friedlich neben einander leben, sondern sie müssen gar aufhören, und die Nahmen derselben müssen nicht nur gegenseitig keine Ekel- Spott- und Schimpfnahmen mehr sein, sondern sie müssen ganz von der Erde verschwinden und es mus kein anderer Nahme übrig bleiben, als der allgemeine, — Christ. Und ein Christ ist ieder, sobald er einen einzigen unsichtbaren Gott glaubt und diesen durch Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Vertrauen auf ihn verehrt. Nur hiernach haben wir bei unsern Mitchristen zu fragen; was sie übrigens für Meinungen hegen, geht uns so wenig an,

als was für Kleider sie tragen, was für einen Dialekt sie sprechen und was für Manieren und Gebräuche sie an sich haben. Wie es zu Herrnhut eine kleine evangelische Brüdergemeine gibt, die vom Unterschiede unter den Protestanten nichts weis: so sollten alle Christen zusammen eine grosse evangelische Brüdergemeine ausmachen, die weder von Protestanten und Katholiken, noch von Socinianern, Arianern und Pelagianern etwas mehr wüste. Es macht ungemein viel Freude, diesen Gedanken zu verfolgen, und gegen wen könnte ich dis freier und unbefangener thun, als gegen Sie, mein Trauter!

Zu den Zeiten Jesu wuste man von nichts, als von Juden und Heiden, d. h. die Menschen glaubten entweder an einen einzigen unsichtbaren Gott, oder nicht. Die leztern insgesamt, sie mochten nun Atheisten oder Politheisten sein, und als diese mehrere sichtbare oder unsichtbare Götter annehmen, hiessen insgesamt Heiden, Weltvölker. Nur ein Volk, als Volk, glaubte an einen einzigen unsichtbaren Gott und nannte sich deshalb das Volk Gottes. Daß aber unter den übrigen Weltvölkern auch einzelne Weise genug zerstreut umherlebten, die nur einen einzigen

höchsten Geist verehrten, ist ausgemacht. Und ebenso ausgemacht ist es, daß auch unter diesen wieder iederzeit einige waren, die die einzigrechte Verehrung gegen ihn ausübten; wodurch sie sich sogar noch über ienes Volk Gottes erhuben, das hierin weit hinter ihnen zurückblieb. So entstand der grosse Plan in der Seele des grössesten und reinesten Gottesverehrers, des erhabenen Nazareners, die Menschheit nicht nur im Ganzen zum Glauben an den wahren Gott zu führen und so den Unterschied zwischen Juden und Nichtiuden aufzuheben und beide Theile zu vereinigen, sondern sie alsdann auch zugleich zur einzigwahren Verehrung des einzigwahren Gottes anzuleiten. Diese ward das Christenthum, und so sollte das Christenthum die allgemeine Religion der Menschen sein.

Daß es wirklich der Plan Jesu gewesen sei, eine allgemeine Religion einzuführen, kann sonnenklar erwiesen werden. Lassen Sie uns den edlen Johannes, der vermöge eines vertrautern Umganges mit ihm am besten von seinen Absichten urtheilen konnte, im Geiste an unser Herz dafür drücken, wenn wir bei ihm lesen — „Jesus sollte sterben für das Volk, und nicht für das Volk allein, sondern daß

er die Kinder Gottes, die zerstreuet waren, zusammenbrächte, d. h. er ward das Opfer der Nation, und nicht nur der Nation, sondern des ganzen Menschengeschlechts — ein Opfer, wodurch alle in der Welt zerstreuete gute Menschenseelen vereinigt und auf den einen beruhigenden Weg zur Glückseligkeit hingeleitet würden." Ist es möglich, hierbei etwas anderes zu denken, als daß das Christenthum die allgemeine Religion sein sollte? Gibt nicht Jesus selbst zu dieser Erklärung vollen Anlas, wenn er sagte, daß er noch andere Schafe habe, welche nicht aus demselben Stalle wären, daß er diese auch herführen müsse und daß sie alle zusammen eine Heerde und ein Hirte werden würden? Liegt dasselbe nicht in den Worten — „es werden viel kommen von Morgen und von Abend, von Mittag und von Mitternacht, und werden an den Seligkeiten im Reiche Gottes Theil nehmen?" Liegt es nicht in dem Auftrage, welchen er zuletzt seinen Aposteln gab, in alle Welt zu gehen und das Evangelium aller Kreatur zu predigen?

Von dieser Seite pflegte dann auch der gelehrteste unter allen ersten christlichen Leh-

rern das Christenthum so gern hinzustellen. Es war einer seiner Lieblingsgedanken, daß selbiges die allgemeine Religion sein solle; daher findet man solchen auch, man mag in seinen Briefen hinsehen, wohin man will. Bald heissts — „Es ist hier kein Unterschied zwischen Juden und Heiden; wer den Namen des Jehova bekennt, wer an einen einzigen unsichtbaren Gott glaubt, der soll selig werden." Bald — „Hier ist kein Jude noch Grieche mehr, sondern ihr seid allzumahl Einer in Christo Jesu." Bald — „Jesus ist unser Friede, Friedestifter, der aus beiden ein Volk dadurch machte, daß er die Scheidewand aufhub, die Religion der Satzungen, welche die Völker bisher getrennt hatte. Damit hat er die Feindschaft weggenommen, einen allgemeinen Religionsfrieden gestiftet und Juden und Heiden zu einer neuen Gesellschaft vereinigt." Bald — „es gefiel Gott, Jesum zu demienigen zu machen, in welchem alle Fülle, d. h. das ganze Menschengeschlecht, wohnen sollte und in welchem alle Dinge, beide was im Himmel und auf Erden ist, zusammengefasset oder unter ihm, als dem gemeinschaftlichen Haupte, verbunden würden." Und wie

viel hätte ich noch abzuschreiben, wenn ich alle die Stellen anführen wollte, in welchen Paulus ausdrücklich das Christenthum als allgemeine Religion hinstellt und die Einführung einer solchen als etwas betrachtet, das seit Jahrtausenden verborgen gewesen und nun durch Christum gefunden worden wäre! Unaussprechlichschön nennet er diesen Plan einer allgemeinen Religion, den nur eine so grosse und menschenfreundliche Seele, wie die Seele Jesu, entwerfen konnte, das Geheimnis Christi.

Ich weis wohl, wie man dem schönen Christenthum diese Bestimmung zur allgemeinen Religion streitig zu machen pflege. Einige unserer besten Philosophen gehen so gar so weit, zu behaupten, daß es keine allgemeine Religion geben könne. Die Menschen, sagt man, denken über nichts gleich; wie sollen sie über die Religion gleich denken? Nicht einmahl über sinnliche Gegenstände sind sie einerlei Meinung; wie viel weniger über geistige und von den Sinnen abgesonderte! Was das eine Volk zur höchsten Schönheit erfordert, das nennet das andere äusserst häslich; was hier eine feine Sitte ist, wird dort für unerträglichen Uebelstand gehalten; was in

dem einen Lande erlaubt ist, ist im andern verboten; es ist sogar kein Laster zu denken, das nicht irgendwo für Tugend gehalten würde. Ja, setzt man hinzu, die Menschen können sogar über nichts gleich denken; die unendlich verschiedenen äusserlichen Lagen der Völker behindern sie daran. Und so können sie auch schon blos darum nicht einerlei Religion haben, weil sie nicht einerlei Klima haben. . . Sollten die Menschen aber auch wohl wirklich über nichts gleich denken? Sollte es im Ernst gar keine allgemeine Meinungen geben? Man mus erstaunen, wie den Philosophen, welche dis behaupteten, nicht gleich zehen für eine beifielen. Kommen nicht z. E. alle Völker darin überein, daß sie aufrecht gehen, und ist von irgend einem Weltumsegler schon eine Nation angetroffen worden, welche der Meinung gewesen wäre, lieber mit den Thieren auf allen vieren zu kriechen? Kommen nicht alle Völker darin überein, daß sie sich gern vergnügen, Essen und Trinken nach langem Hunger und Durst reitzend finden, sich gern putzen und schmücken u. d. n.? Doch — ich will lieber ein Beispiel wählen, das mich näher zur Sache führt.

Ist es nicht eine allgemeine Meinung der Menschen, daß die Sonne unserer Erde Al-

les und schlechterdings nothwendig sei, wenn sie von Menschen und Thieren bewohnbar und nicht ein ewig finsterer Eisball sein sollte? Sind nicht alle Menschen darüber einig, daß es für die Erde nur eine solcher Sonnen gebe? Glauben nicht alle Menschen, daß die Sonne im Gegenscheine doppelt wärme, daß Platz genug sei, daß sich ieder in ihren Strahlen sönnen könne und daß man, wenn sie heute untergeht, mit festen Vertrauen ihren morgenden Wiederaufgange entgegensehen könne? Diese allgemeine Meinung der Menschen über die Sonne hebt in meinen Augen auf der Stelle alle Zweifel an der Möglichkeit einer allgemeinen Religion. Die Sonne ist das schönste Bild Gottes; weshalb auch Gott in den heiligen Schriften häufig unter ihr vorgestellt und selbst Sonne genannt wird. Was die Sonne dem Körper, dem phisischen Menschen ist, das ist Gott dem moralischen, der Seele. Man gebe dem Menschen, es sei in welchem Klima es wolle, nur die geringste Bildung, so wird er Gott zu seinem Glück und zu seiner Ruhe so unentbehrlich finden, wie die Sonne zu seiner Fortdauer. Und ist er erst so weit, so wird er auch bald sich überzeugen lassen, daß es nur einen Gott für ihn gebe, wie es nur eine Sonne für ihn

gibt. Einen Gott glauben ist auf ieden Fall vernünftiger, als mehrere glauben. Ebenso wird er auch bald einsehen, daß nichts von allem, was er siehet, dieser Gott sein könne. Und wie er eingestehen mus, daß Gegenscheiu doppelt wärme, daß alle Menschen sich sönnen dürfen und daß die untergehende Sonne morgen wieder aufgehe: so wird er sich auch zu Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Vertrauen auf Gott verbunden fühlen. Wer kann darthun, daß nicht in diesem allen das ganze Menschengeschlecht übereinkommen möge? Sobald aber dis ist, so ist auch die Möglichkeit einer allgemeinen Religion erwiesen.

Man mus nur nicht mehr zur Religion rechnen, als zu ihr gehört. Glaube an einen einzigen obersten Geist und Verehrung desselben durch Tugend, Liebe und Vertrauen — dis beides, welches das Wesen der Religion ausmacht, ist iedem vernünftigen Menschen von selbst einleuchtend oder kann ihn doch auf der Stelle einleuchtend gemacht werden. Dieienigen also, welche behaupten, daß es keine allgemeine Religion geben könne, mögen wohl gröstentheils darin fehlen, daß sie die Religion zu weit definiren. Zum Gottesglau-

ben rechnen sie vermuthlich alle die Vorstellungen, welche man sich von Gott machen kann, und zur Gottesverehrung alle die äusserlichen Gebräuche, mit welchen man seine Verehrung Gottes begleiten kann. Und wenn dis ist, so haben sie vollkommen recht, daß es keine allgemeine Religion geben könne. Bilder von Gott und Ceremonien werden ewig so verschieden sein und bleiben, wie es die äusserlichen Lagen der Menschheit überall, besonders die Staatsverfassungen und die Klima's sind. Aber weder das eine, noch das andere gehört zur Religion selbst. Das Wesen der Religion ist Gott fürchten und recht thun, glauben daß Gott sei und daß er ein Vergelter sein werde, ein einziges unsichtbares höchstes Wesen anerkennen und es durch Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Zuversicht ehren, kurz — den obersten Geist im Geiste anbeten.

Wenn dis aber ist, so ists auch leicht zu erweisen, daß sich das Christenthum zur allgemeinen Religion vollkommen qualificire. — Indem ich dis hinschreibe, ist mir, als sähe ich unsere Theologen mit Beifall zunicken und unsere Philosophen die Köpfe schütteln. Ich wollte aber lieber, iene nickten

nicht, so schüttelten diese gewis nicht. So lange die Theologen das Christenthum noch so hinstellen, wie sie es hinstellen, haben die Philosophen Recht, wenn sie geradezu behaupten, daß ein solches Christenthum nie allgemeine Religion werden könne. Dem wahren Philosophen aber kommt es zu, das Christenthum nicht darnach, wie es spätere Lehrer hinstellen, sondern darnach zu beurtheilen, wie es sein Stifter hinstellte; und das um so mehr, weil die Urkunden des Christenthums noch vorhanden sind. Welcher aber von allen Philosophen, die dem Christenthum die Ehre absprechen, allgemeine Religion werden zu können, hat es so beurtheilt? Selbst den scharfsinnigsten unter ihnen, die in der katholischen Kirche lebten, kann man es ins Gesicht sagen, daß sie es nicht mit dem Christenthum, sondern mit dem Pabstthum aufgenommen haben. Soll man ihnen nicht absichtliche Vermischung dieser beiden wie Himmel und Erde von einander verschiedenen Sachen beimessen: so mus man ihnen auf der andern Seite Schuld geben, daß sie das Evangelienbuch nie recht gelesen haben. Und warum thaten sie das nicht? Sie hatten es ja warlich in zehnerlei Sprachen und Zungen. Hätten sie es aber gethan,

so würden sie neun Zehntheile von ihren Einwürfen zurückbehalten haben; denn — zu beweisen, daß Pabstthum sich nicht zur allgemeinen Religion schicke, ist eben so leicht, als zu beweisen, daß sich das Judenthum nicht dazu schicke. Sobald eine Religion eine Menge von bestimmten Ceremonien vorschreibt, wird sie dadurch zu einer partikulären, d. h. lokalen und temporellen Religion; denn Ceremonien sind Moden, und Moden sind unter verschiedenen Völkern verschieden und verändern sich unter einem und demselben Volke.

Aber auch unsere protestantischen Philosophen, welche dem Christenthum das Verdienst, allgemeine Religion zu werden, nicht zuerkennen wollten, ist es nicht zu verzeihen, daß sie nicht zwischen Christenthum Luthers oder Kalvins, und zwischen Christenthum Christi gehörig unterschieden. Was kann denn Jesus für alle iene spekulatifen Dogmen, von welchen unsere Sisteme wimmeln? Hat er diese etwa selbst geschrieben oder ihren Verfassern diktirt? Sei es also immerhin wahr, daß iener Wust von Aftertheologie, weil sich der gesunde Menschenverstand gegen ihn empört, nie allgemeiner Glaube der Mensch-

heit werden könne; so hat doch der Forschungs- und Auslegungsgeist, welcher der protestantischen Kirche eigen ist das Urtheil längst über ihn gesprochen und bewiesen, daß er entweder blos von verschiedenen Bildern, unter welchen Jesus einerlei Wahrheit vorstellte, oder gar nur von lokalen und temporellen Anwendungen, welche die Apostel von den Wahrheiten Jesu machten, herrühre. Warum studiren unsere Philosophen unsere Exegeten nicht? Ich weis gewis, daß sie, wenn sie dis thäten, die Ansprüche des Christenthums auf die Ehre der allgemeinen Religion bis zur höchsten Evistenz vertheidigen würden. Einen obersten Geist im Geiste anbeten lehren — dis ists, was eine Religion thun mus, die allgemeine Religion werden will; und ist dis nicht das, was das Christenthum thut und einzig und allein thut? Man lese alle Reden Jesu; es ist nichts weiter darin, als Glaube an einen einzigen unsichtbaren Weltschöpfer und Verehrung desselben durch Rechtschaffenheit, Nächstenliebe und Vertrauen. Besonders macht die über alles gehende Empfehlung der Liebe das Christenthum fähig, die Religion der ganzen Menschheit zu sein. Jesus selbst sprach — ihr seid meine Freunde, wenn ihr thut was

ich euch gebiete, und mein Gebot ist dis, daß ihr euch unter einander liebet. Und welche Lobreden Paulus der Liebe gehalten, und wie Johannes fast weiter nichts zu sagen gewust, als — meine Kindlein, liebet euch, ist ia doch wohl bekannt genug.

Hätte auch das Christenthum nicht so viel innere Anlage zur allgemeinen Religion, wie hätte es sich denn in seinen ersten Anfängen gleich so schnell verbreiten und unter den entsetzlichsten Verfolgungen verbreiten können? So aber fand gleich ieder, der es kennen lernte, daß es die rechte, die einzigwahre Religion, die Religion für alle Menschen sei, und daß ieder, wer ein kluger Mensch sein wolle, auch ein Christ sein müsse. Ebenso lässet es sich nun aber auch erklären, warum die Ausbreitung des Christenthums so bald nachgelassen und nun gar Stillstand gemacht habe. Ich zweifle keinen Augenblick, daß selbiges, wenn es in seiner ursprünglichen Einfalt geblieben wäre, längst schon die Religion des grössesten Theils des menschlichen Geschlechts sein müste; aber ganz in der Masse, wie die Lehrer daran modelten und künstelten, und wie sie es auf der einen Seite mit spitzfindigen Dogmen und auf der andern mit lee-

ren

ren Ceremonien überhäuften, verlohr es natürlicher Weise seine Ausbreitungskraft und hat iezt sogar Noth, sich da zu erhalten, wo es schon ist. Welcher kluge Heide — in Betref der Juden mag ich weiter kein Urtheil darüber fällen, daß sie, die sogar mitten unter uns leben, noch nicht Christen geworden sind, als dieses, daß sie von den Fratzen ihrer ältern Lehrer sogar ebensowenig Ehre haben, als wir von den Fratzen unserer neuern Lehrer — aber welcher kluge Heide, zu dem wir erst eine weite Bekehrungsreise unternähmen, würde auch wohl Lust haben, sich auf einen unserer Katechismen zum Christen taufen zu lassen? Fürwahr — auch auf den weltberühmten hannöverschen nicht... Man gebe ihm aber das Evangelienbuch; so wird er sagen — sparet eure Mühe; wie in diesem Buche geschrieben steht, so habe ich längst geglaubt.

Ich kehre nun zu meinem Satze zurück, mein Vertrautester, daß das Christenthum nach dem Plane seines Stifters allgemeine Religion sein sollen. Welch ein Widerspruch ist es also, mitten im Schosse der allgemeinen Religion wieder zehnerlei Sekten und Partheien zu erblicken! Wie? das Chri-



stenthum soll die Partheien, welche es findet, vereinigen und macht deren selbst noch viel mehrere? Aller Sektengeist hebt den Geist des Christenthums offenbar auf. Daher das weise Wort des Paulus — einen ketzerischen Menschen meide; gib dich nicht mit Leuten ab, die sich durch ihre besondern Meinungen Anhang zu verschaffen suchen. Daher seine Warnung, daß sich der eine nicht Kephisch, der andere Apollisch und noch ein anderer Paulisch nennen sollte. Ich habe oft bei mir selbst gedacht, was dieser Edle wohl sagen würde, wenn er iezt wieder aufstände, die Kirchengeschichte durchblätterte und die noch auf den heutigen Tag existirenden mannigfaltigen Christenbeinahmen hörete. „Ihr seid fleischlich und wandelt nach menschlicher Weise; ihr seid Leute ganz nach dem gemeinen Schlage" pflegte er schon damals, da die Sachen noch lange nicht so bunt gingen, zu sprechen. Einem so tiefsehenden Manne konnte die einzige wahre Quelle aller solcher unchristlichen Parthei- und Sektensucht nicht entgehen. Er fand sie in thörichten Fragen und im ungeistlichen losen Geschwätz, in Erörterungen spekulatiser Sätze, die zum Wesen der Religion nicht gehören, in spitzfindigen Bestimmungen der einfältigen

Wahrheit, in leeren Terminologien u. s. w. welche alle zu Spaltungen verleiteten, die wie der Krebs um sich frassen. Darum rieth er dem Timotheus, sich mit solchen läppischen und unfruchtbaren Grübeleien nicht abzugeben; du weissest, setzte er ausdrücklich hinzu, daß sie nur Zank gebähren. Und dem Titus empfohl er, nichts weiter zu lehren, als — daß die, so an Gott gläubig worden wären, im Stande guter Werke erfunden würden. Dieses sei allein gut und nütze den Menschen, darum solle er es fest lehren; alles andere, was blosse Spekulation sei, sei unnütz und eitel.

Wer kann auch in Abrede sein, daß, sobald man nicht bei dem Wesentlichen des Christenthums, bei der Gottseligkeit, d. h. bei der Verehrung des obersten Wesens durch Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Vertrauen stehen bleibt, Trennungen erfolgen müssen? Ueber alles andere, was Nebensachen oder die Form der Dogmen oder gar blosse Ceremonien betrift, können die Meinungen sehr mannigfaltig verschieden sein und werden es also auch sein. Jeder wird aber seine Meinung nach seiner Ueberzeugung für die

rechte halten und sie zu behaupten suchen. Ist es nun ein Lehrer, so wird er seine Meinung öffentlich vortragen und sie empfehlen; er wird Leute finden, die ihm aufs Wort glauben und so entsteht alsbald in der sogenannten allgemeinen Kirche eine besondere Kirche neben der andern. Nur dadurch also, daß die Lehrer aller dieser besondern Kirchen von den unterscheidenden Lehrmeinungen und Lehrformen immer mehr und mehr schweigen und die Hauptsache des Christenthums, einen thätigen Glauben an Gott, der auch die Grundlage aller der verschiedenen Sekten ist, nur immer vor Augen haben und abhandeln, wird der Sektengeist nach und nach wieder aus dem Christenthum verbannt werden; o und könnte man einen edlern Wunsch für unsere schöne Religion haben, als diesen? Warlich, ein wahres Pasquill auf das Christenthum sind noch immer die verschiedenen Sekten desselben. Keine Religion sollte weniger davon wissen, und keine hat in der ganzen Geschichte der Menschheit davon mehr aufzuweisen gehabt, als diese. Was mus der Nichtchrist von ihr denken? Mus er sie nicht für die dunkelste, unbestimmenteste und mit vagen Begriffen angefüllteste unter allen Religionen halten, weil sie so vielerlei Erklärungen leide?

Wie kann ihn die Lust anwandeln, Christ zu werden? Und wenn er es ia werden wollte, zu welcher Sekte soll er sich wenden? Zu allen zugleich kann er sich nicht wenden; so bleibt er von allen zurück.

Gesetzt aber auch, die verschiedenen Sekten und Glaubenspartheien unter den Christen blieben und sollten bleiben; wenn dann nur der Sektenhas gegen einander ein Ende hätte! War der Sektengeist schon unchristlich, so ist es der Sektenhas noch weit mehr. Ist denn nicht Liebe das höchste Gebot des Christenthums? Wie kann man ein Christ sein und dieses Gebot gegen seinen Mitchristen übertreten, blos darum, weil er über Nebendinge in der Religion nicht so denkt, wie wir, oder sich gar nur zu einer Kirche hält, deren Lehrer nicht so darüber denken? Warlich nur gegenseitige vollkommene Toleranz kann das Böse wieder gut machen, welches das Sektenwesen stiftet. Paulus nannte sie das Band des Friedens und hatte so viel Zutrauen zu ihr, daß er sie für das Mittel hielt, sogar Einigkeit im Geiste, oder Uebereinstimmung in der Lehre und Denkart selbst zu erhalten. Die Kirchengeschichte hat auch leider genug bewiesen, daß

dieser Menschenkenner Recht gehabt. Die mehresten von den Trennungen und Sekten, welche wirklich entstanden sind, würden nicht entstanden sein, wenn man die Irrenden oder auch nur Abweichenden nicht gleich so mit Härte und Ungestüm behandelt hätte. Und — wie nahe liegt uns allen doch diese allgemein-gegenseitige Toleranz! Paulus drückte dis also aus — „Ihr habet alle eine und dieselbe Hofnung, die euch durch das Evangelium geschenkt ist. Ihr habt alle einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe. Ihr habt alle einen Gott und Vater, der über uns alle zu gebieten hat, der mit seiner Vorsehung über uns alle wacht und mit seinem Geiste in uns allen wirksam ist." Wie vortreflich ist hier der Vereinigungspunkt für alle noch so verschiedene christliche Sekten angegeben! Er ist in der Hauptsache des Christenthums, im Glauben an einen einzigen unsichtbaren Gott befindlich. Ist dieser nicht die Basis aller christlichen Religionspartheien? Nun, so finde man sich doch darin von allen Seiten zusammen und setze sich über alle übrigen Differenzen hinweg! Was geht es uns an, was sich Andere für Vorstellungen von Gott machen? Wenn sie nur an Gott, als den Vergelter aller Handlungen, glauben!

Was geht es uns an, was andere für Ceremonien beobachten? Wenn sie nur dabei rechtschaffen, menschenfreundlich und Gott ergeben sind! Wo wir Glauben an den wahren Gott und wahre Gottesverehrung antreffen, da müssen wir uns gnügen lassen. Jeden, bei den wir diese finden, müssen wir für unsern Mitchristen erkennen und als solchen behandeln; ohne uns weiter darum zu bekümmern, zu welcher Sekte er gehöre.

Wie stimmt dis alles, mein Geliebter, mit dem Glauben an alleinseligmachende Kirchen und Sekten, der noch in so viel Millionen Köpfen herrschend ist! Und wer ist Schuld hieran? Die intoleranten Lehrer sind es, welche das Volk gängeln. Das arme Volk weis das zehente mahl nicht, worin die Verschiedenheit seiner Glaubenspartheı von andern bestehe; es weis blos den Nahmen seiner Sekte und würde für ihn sterben, wie für das Vaterland. Man mus diese unduldsamen Lehrer, wenn sie mit Ketzernahmen um sich werfen, zu dem grössesten aller Lehrer in die Schule weisen, der es nicht einmahl der Mühe werth hielt, darauf zu antworten, als man ihn einen Samariter schalt. Unter Samaritern, dachte er, gibt es auch ehr-

liche Leute, und so wählte er lieber den Weg, daß er von Samaritern bei ieder Gelegenheit viel Gutes erzählte. Und wenn solche ungestüme Polterer von ihrer alleinseligmachenden Kirche reden: so mus man ihnen die Beschreibung vorhalten, welche Jesus von seinen künftigen Gericht über die Christen machte. Da war gar keine Rede von Glaubenspartheien und Sekten, zu welchen man sich gehalten haben müsse, wenn man Theil an seiner Herrlichkeit nehmen wolle, sondern von geschehener Speisung der Hungrigen, von Kleidung der Nackenden u. s. w. welches alles man in ieder Kirche und Sekte thun kann, sobald man ein wohlhabender Menschenfreund ist. Doch — wie oft ward dis schon gesagt, und — was hats gefruchtet!

Wie die Lage der Sache iezt ist, so ist kein Zweifel, daß die Toleranz, welche seit dreissig Jahren so herrliche Fortschritte gethan hatte, wieder zurückgehen müsse, und dis ists, was dem Christen, der seine Religion wahrhaftig liebt, Thränen auspresst. Zwar waren wir noch nicht so weit gekommen, daß die alten Simbolen abgeändert oder gar auf die Seite geschaft worden wären; aber man lies sie doch blos auf sich beruhen, schien ihrer

zum Theil zu vergessen oder betrachtete sie nur noch als Denkmähler dessen, was unsere Vorfahren geglaubt hatten. Jetzt nun hat man sie gleichsam von neuem als Glaubens- und Lehrvorschriften authorisirt; ihr Werth ist wieder gestiegen, und in der Masse, in welcher dieser steigt, sinkt die Toleranz. Alle Simbolen halten unter öffentlicher Firma den Partheigeist aufrecht; denn sie bestimmen die Unterscheidungslehren ihrer Kirche von andern zu genau, machen sie dem menschlichen Geiste wichtiger, als sie sind, und erzeugen dadurch eine Abgeneigtheit gegen Andersdenkende. So lange Simbola existiren, ist an keine Vereinigung der verschiedenen Sekten zu denken. Was hilft es, den Partheien ienen allgemeinen Uebereinkunftspunkt in der Lehre von der Gottseligkeit vorzuhalten; sie zeigen auf zehen andere Punkte in ihren besondern Glaubensbekentnissen hin, die sie auf ewig von einander entfernen. Und wie müssen besonders iene alten Simbolen, die in den Zeiten der Erbitterung der Partheien gegen einander abgefasst wurden und von Verdammungssprüchen und Anathemen gegen einander wimmeln, auch die alte Erbitterung wieder erneuern! Auf das weise Benehmen der

Lehrer in einer solchen Lage, wodurch allerdings das Uebel gemildert werden könnte, ist im Ganzen dabei wenig zu rechnen. Wenn der Kandidat vorher weis, daß er um so eher zur Pfarre gelange, ie simbolischer er predigt; wenn der Mann im Amte durch Simbolik sich den nächsten Weg zu einer bessern Versorgung bahnet; wenn sogar die wenigen Lehrer, welche dem ächten Geiste des Urchristenthums treu bleiben wollen, sich in Gefahr sehen, behorcht und denunciirt zu werden, oder wohl gar über die karakteristischen Unterscheidungslehren ihrer Kirche ausserordentliche Predigten halten und an die Obern einschicken müssen — was steht da von ihnen zu erwarten? Wir können in der That nichts weiter, mein Bester, als die Providenz anflehen, daß diese mit dem wahren Geiste des Christenthums in Antipathie stehende Periode bald übergehen möge. Ob wir es aber erleben werden, steht bei Gott. Lassen Sie uns unterdessen unsere Augen von Europa weg nach einem iüngern Welttheile wenden, wo man nach einigen Jahrhunderten mit dem Christenthum so weit kam, als wir in Jahrtausenden damit nicht kommen konnten. Entzückend sei uns der Gedanke an iene antipodi-

schen Freistaaten, wo durch das brüderliche Nebeneinanderwohnen aller christlichen Sekten der Grund dazu gelegt worden ist, daß selbst der Nahme dieser Sekten mit der Zeit vergessen werden wird! — Heil dir dafür, o Nordamerika!

XIII.

Über die Ehescheidungen.

An zwei Konsistorialen, deren einer ein Theologe, und der andere ein Jurist war.

Ihre Meinungen über den grossen Gegenstand der bürgerlichen Gesellschaft sind einander ganz entgegengesetzt, meine Herren. Es gibt aber eine dritte, in der ich sie zu vereinigen wünschte. Erinnern Sie sich gleich anfangs des Gemeinspruchs, daß die Wahrheit immer in der Mitte liege. —

Sie, Herr Doktor N. sind ein protestantischer Geistlicher, und so ist es unter uns beiden ausgemacht, daß die Ehe kein Sakrament sei. Ich weis den Mann zu verehren, der die Sprache führt — „wir sind Christen; wollen wir dis einmahl sein, so müssen wir uns auch in allen den Angelegenheiten des Lebens, über welche Jesus klar und deutlich entschieden hat, nach seiner Entscheidung

richten. Ueber die Ehe aber hat er ein= für allemahl also entschieden, daß durchaus keine Scheidung Statt finden solle, als nur bei erwiesenem Ehebruche." Das erstere gebe ich mit unbegrenzter Verehrung des erhabensten Lehrers zu; das letztere aber nicht.

Ich finde nehmlich erstlich, daß in den Stellen, worin Jesus über die Ehescheidung entschieden hat, die Rede gar nicht von der Obrigkeit sei, was diese thun oder nicht thun könne und solle. Nur vom Manne ist die Rede. In der weitläuftigern Stelle darüber lautet sogar die Frage nur über den Mann, und wie er gefragt ward, so antwortete er. Der iüdische Männerdespotismus über die Weiber ist bekannt, und so kann man mit Recht sagen, daß Jesus die Rechte der Weiber hier zugleich in Schutz genommen habe. Auch ward er nicht, wie Luther übersetzt hat, gefragt, ob ein Mann seine Frau um irgend eine Ursache laufen lassen dürfe, sondern ob er dis um iede Ursache oder wie es ihm einfiele, thun dürfe. Und so geht dann auch die Rede von Anfang bis zu Ende wirklich nur davon fort, was der Mann nicht thun solle, und daß er nur im Falle des Ehebruchs, sonst aber nicht, seine

Frau laufen lassen dürfe. Von der Obrigkeit ist hier gar die Rede nicht. Vermuthlich befasste sie sich damals mit dieser Art von bürgerlichen Angelegenheit gar nicht; weshalb auch Jesus auf der andern Seite dem Manne geradezu das Recht zugesteht, seine des Ehebruchs überwiesene Frau laufen zu lassen. Merkwürdig ist nun aber die Antwort, welche er hernach auf den Einwurf von den durch Moses eingeführten Scheidebriefen gab. Zwar korrigirte er die Objektion — Moses hat geboten — durch das Moses hat nur erlaubt, vortreflich; allein der Grund, wodurch er die mosaische Erlaubnis rechtfertigt, daß er solches wohl thun müssen, und zwar ihrer Herzenshärtigkeit wegen, kommt unserer Obrigkeit schlechterdings zu statten. Das Recht, welches Moses hatte, hat unsere Obrigkeit auch, und was er nachlassen und dispensiren konnte, mus sie auch dispensiren und nachlassen können. Hat er nun blos die einmahl eingerissene böse Gewohnheit unter seinem Volke, die Weiber nach Belieben fortzujagen, dadurch einschränken wollen, daß er die Verordnung gemacht, daß, wenn ja die Scheidung geschähe, sie doch auf eine legale Art geschähe, damit

iede entlassene Frau beweisen könnte, daß sie nicht etwa eine entlaufene Frau sei: so kann auch die Obrigkeit in Fällen, wo Herzenshärtigkeit eintritt, ebenso zu Werke gehen und dadurch, daß sie und nicht der Mann den Scheidebrief ausfertigt, die Sache noch legaler, und zwar für beide Geschlechter gleichlegal machen. Und so bleibt das Recht christlicher Obrigkeiten, in Fällen der Herzenshärtigkeit Eheleute zu scheiden, unumgestossen da stehen. Sie hat nicht nur das Recht des Moses; auch das Recht des Mannes in Israel ist auf sie übergegangen, und Niemand wird heut zu Tage, wenn er seine Frau auf Ehebruch ertapt hat, darum mit einer andern gleich kopulirt, ehe und bevor ihn nicht die Obrigkeit feierlich von iener geschieden hat!

Betrachten wir auch die Sache nach Grundsätzen der Vernunst und Moral, so mus die Obrigkeit scheiden können, sobald wahre Herzenshärtigkeit eintritt. Was in aller Welt soll endlich aus zwei Menschen werden, unter denen einmahl die grösseste Verbitterung herrscht und die in unheilbarer Unversöhnlichkeit leben? Was soll aus ihnen werden, wenn sie noch obendrauf beide gleich

hitzigen Temperaments sind? Ist es nicht die erste Klugheitsregel im menschlichen Leben, daß Leute, die sich durchaus nicht leiden können und dabei aufbrausend sind, sich von einander entfernt halten? Warnet sie nie, ieder vor öfterem Zusammenkommen, vor gemeinschaftlichen Unternehmungen und Geschäften? Wie? und auf der andern Seite sollte der Ehestand solche Menschen unter *ein* Dach zwängen! Sind sie im Stande, da einander unaufhörlich auszuweichen? Und wenn sie dis könnten, wären sie alsdann nicht so gut wie geschieden? Sobald Menschen einander nicht sprechen und sehen: so ists einerlei, ob ihre Entfernung von einander eine Treppe oder ein Weltmeer ausmache. Und welcher von ihnen, die sich weder sprechen noch sehen, besorgt dann das Hauswesen, die Kinderzucht, die Geschäfte? Beide, oder Einer, oder Keiner? Welchen von diesen drei Fällen man sich auch denken mag, so kann er doch nicht von gar langer Dauer sein. Er wird bald so viel Unordnung und Verderben im Hause anrichten, daß solche Eheleute, wenn sie nicht schon den höchsten Grad von Empfindungslosigkeit und Wildheit erreicht haben, sich überzeugen werden, daß sie einander nicht immer aus-

auszuweichen im Stande sind, sondern sich zuweilen sehen und sprechen müssen.

Wenn dis nun aber so sein mus, so wird iede ihrer Zusammenkünfte und Unterredungen sich mit neuem Hader endigen. Bei ieder Ueberlegung wird ieder auf seinen Masregeln bestehen; bei iedem häuslichen Vorgange wird er auf seiner Meinung beharren. Wie nun ieder dem andern erst zuwiderspricht, so wird er ihm auch hernach zuwiderhandeln. Die Partheien unter Herr und Frau, Vater und Mutter werden auch Partheien unter den Kindern und Dienstboten hervorbringen. Alle im ganzen Hause, vom Grössesten an bis zum Kleinsten werden auf einander lauern, einander verleumden und verfolgen. Welche abscheuliche Karaktere werden hierdurch entstehen! Welch eine allgemeine Verböserung der ganzen Hausgenossenschaft wird erfolgen! Wie? leben Menschen darum beisammen, um durch einander ganz abscheulich schlecht werden zu sollen? Ist nicht die Ausbildung der Menschlichkeit der Zweck des bürgerlichen gesellschaftlichen Lebens sogar? Soll der Zweck des häuslichen engern Gesellschaftslebens Ausbildung der Unmenschlichkeit sein? Wer steht auch dafür, welche Mittel und Wege

ieder solcher Ehegatten in geheim gegen den Andern einschlage, um, weil es einmahl so sein soll, daß ihn nur der Tod von ihm scheide, sich durch diesen wenigstens bald von ihm geschieden zu sehen! Und, wenn dis auch nicht wäre, so werden doch nicht nur Mordgedanken häufig ihre Seelen gegen einander erfüllen, sondern der unablässige Verdrus, welchen sie einander verursachen, wird auch das langsam verzehrende Gift werden, womit sie einander tödten und woran ieder den andern eher sterben zu sehen hoffen wird.

Allerdings gehört es zu den Pflichten der Obrigkeit, an solchen herzensharten Eheleuten erst alle mögliche Aussöhnungsversuche zu machen; wenn sie dann aber doch insgesamt fehlschlagen: so gehört es auch unter die Rechte der Obrigkeit, auch das heiligste Band, weil es ein Paar Menschenseelen zu Teufelsseelen macht, wieder zu trennen und die Hölle zu zerstören, welche sie baueten. Sie befindet sich hier in einem Falle, in welchen sie leider öfter ist, nehmlich in der Nothwendigkeit, zwischen zwei Uebeln eins zu wählen, und so wählt sie das geringere. Die Scheidung richte immerhin Aergernis an; das Zusammenbleiben solcher

herzensharten Eheleute richtet weit grösseres Aergernis, und zwar tagtäglich neues an. Die Obrigkeit kann auch, wenn sie sonst will, die Scheidung mit solchen Umständen begleiten, die die Geschiedenen vor der Welt in ein schlechtes Licht hinstellen; nur mus sie sie nicht durch ein Verbot, sich anderweit zu verehlichen, strafen wollen, weil dis offenbar nur zu Lüderlichkeiten leiten würde.

Indem ich so wider die Meinung des Herrn D. N. war, kann ich doch auch nicht für die Ihrige sein, Herr Rath L. Sie behaupten nicht nur, daß die Obrigkeit in iedem Falle, sobald es von beiden Eheleuten gewünscht wird, scheiden könne und scheiden müsse; sondern Sie gehen sogar so weit, daß Sie den Eheleuten selbst das Recht zusprechen, nach Willkür wieder auseinander gehen zu können.

Fiel es Ihnen aber dabei nicht auf der Stelle ein, daß bis auf den heutigen Tag kein christliches Land bekannt sei, wo, wenn am Ende auch Eheleute wieder von einander gehen, die Obrigkeit nicht vorher bald mehr, bald weniger, erst im Spiele gewesen ist? Es gibt ia sonst auf allen andern Seiten des

menschlichen Lebens so viel Verschiedenheit in den Staatsverfassungen; warum findet sich denn nicht auch nur ein einziger christlicher Staat, der sich von den übrigen dadurch unterscheide, daß auch Eheleute sich wieder trennen können, wie sie wollen? Sobald wir nun aber irgend eine uralte allgemeine Verfassung antreffen, sie sei auch, welche sie sei: so mus uns dis gleich ohne weitere Untersuchung zu dem Glauben nöthigen, daß sie ihren guten Grund haben müsse. Auf einerlei können die Menschen zu allen Zeiten und in allen Graden der Kultur unmöglich anders kommen, als — vermöge der Natur der Sache selbst. Es geschieht also gewis allemahl mit dem grössesten Risiko, wenn man solche allgemeine uralte Verfassungen mit einem mahle umzustürzen wagt, und der Erfolg hat oft gelehrt, daß man bald nach dem Umsturze sie von neuem bauen und schlechterdings zu ihnen zurückkehren muste. — Doch, lassen Sie uns in Ihre Meinung tiefer eindringen.

Wenn Eheleute das Recht haben sollen, nach Willkür wieder sich zu trennen, so müste es erstlich doch wohl nur unter der Einschränkung sein können, daß beide darüber

einverstanden wären; oder soll etwa auch der Ausdruck — bösliche Desertion von nun an für ein blosses Wortspiel der Vorwelt gelten? Ob ich nun zwar meine Frau nicht wieder haben möchte, wenn sie einmahl von mir gelaufen wäre, und ich auch meiner Frau es sehr verdenken würde, wenn sie mich auf den Fall, daß ich ihr entlaufen wäre, iemals wieder annähme: so müste sie und ich doch wenigstens das Recht haben, einander wieder verlangen zu können, weil die Ehe ein Paktum ist, welches also auch nur durch Zustimmung beider Theile wieder aufgehoben werden kann. In den untersten Ständen geschiehet es auch wirklich oft, daß die von einander gelaufenen einander wieder verlangen und einander wieder aufnehmen. Ja, man hat sogar Beispiele, daß hernach recht gute Ehen daraus geworden sind. Halten Sie, Herr Rath, dis für nichts unmögliches. Der unkultivirte Mensch ist in allen seinen Aeusserungen gröber und weitgehender. Wenn der Mann von Ehre und feiner Empfindung nur unwillig über seine Frau auf ein Paar Stunden in Gesellschaft geht, sich da nichts merken lässet, und Abends zur Frau zurückkommt: so läuft iener in ähnlichem Falle gleich davon, macht allenthalben, wohin er

kommt, kein Geheimnis daraus und kommt nach einem h[illegible]en Jahre wieder und — verträgt sich hernach wohl ebenso gut mit der verlassenen Frau wieder, wie sich der kultivirte Mann schon Tags drauf mit der seinigen wieder verträgt. — Wie sollte es auch, wenn nicht beide Theile zum Auseinandergehen ihre Zustimmung gäben, mit dem Vermögen hernach werden, das sie zu einander gebracht? Wird der Theil, der nicht konsentirte, dasienige herausgeben, was dem andern zukommt?

Sodann aber — wenn nun auch beide wirklich einverstanden wären, wodurch würde dis öffentlich ausser allen Zweifel gesetzt, sobald sie willkürlich auseinander gehen dürften? Könnte nicht der eine Theil das Einverständnis des andern blos v o r g e b e n, auch wohl glaublich machen, und solchergestalt schon wieder anderweit sich verheirathet haben, ohne daß es der andere einmahl wüste? Sagen Sie, welche heillose und unzuübersehende Unordnungen und Ausschweifungen würden hierdurch hervorgebracht werden! — Nein, nein, wenn bürgerliche Zucht und Ehrbarkeit, auf denen so unaussprechlichviel beruhet, aufrecht erhalten werden sollen: so mus die Obrig-

keit bei der Sache wohl im Spiele sein und bleiben.

Es ist umsonst, wenn Sie dagegen einwenden wollten — „die Ehe wird ohne Obrigkeit geschlossen und mus also auch ohne Obrigkeit wieder getrennt werden können. Was hat es mehr gebraucht zum Zusammenkommen beider Theile, als Einstimmung derselben? Was soll es mehr brauchen zum Wiederauseinandergehen beider Theile, als diese?" Erstlich — hat es wirklich weiter nichts gebraucht zum Zusammenkommen, als Einstimmung? Gab es gar keinen von der Obrigkeit verordneten feierlichen Akt, der dasselbe erst legitimirte? Steht es auch wohl nur frei, mit ieder Person ohne Unterschied sich zu verloben? Und dann — folgte das auch wohl richtig, weil Eheleute ohne Obrigkeit sich zusammenfinden können, so können sie auch ohne Obrigkeit wieder von einander laufen? Ich frage — sind Kinder da, oder nicht? Im erstern Falle hat die Obrigkeit die heiligste Pflicht auf sich, für das Wohl der Kinder zu sorgen, denen sonst beim Auseinanderlaufen ihrer Eltern gröstentheils übel gerathen sein würde. Wäre aber auch kein Kind da, so hat doch die Ehe ein zu grosses

Interesse für die Menschheit, als daß sie so leichtsinnig behandelt werden dürfte. Wer weis auch nicht, wie oft blos ein Dritter an Uneinigkeiten in der Ehe Schuld war, und daß die Obrigkeit blos dadurch, daß sie diesem den Weg wies, als welches sie allein mit Nachdruck thun kann, die Einigkeit unter Ehegatten wiederherstellte? Wer weis nicht, wie oft Kleinigkeiten Menschen gegen einander aufbrachten, die sie hernach unversöhnlich zu erbittern schienen, weil kein Theil dem andern nachgab und weil Niemand sonst da war, der Ernst brauchte, sie zu verständigen, und daß der Obrigkeit, der ihr Ansehen dabei zu statten kam, diese Verständigung wohl auf der Stelle gelang?

Wie ich daher Eheleuten nie das Recht einräumen kann, ohne Willen der Obern wieder aus einander zu gehen: so behaupte ich auch, daß die Obrigkeit sogar bei verlangten Ehescheidungen nicht zu leichtwillig sein und iedem darüber auch noch so einstimmigen Ehepaare das Verlangen nicht sogleich gewähren dürfe, wie dasselbe an sie gebracht wird. Es kann vielmehr Fälle geben, daß die Obrigkeit auf das blosse Verlangen des einen Theils nur scheide; denn man findet

auch Herzenshärtigkeit von der Art, daß beide Theile zwar einander durchaus nicht leiden können, daß aber doch einer darunter ist, der aus Geitz den andern nicht fahren lassen, sondern vielmehr den Versuch machen will, ob er ihn nicht todt ärgern könne. Und so gibt es hundert Fälle auf der andern Seite, in welchen die Obrigkeit dennoch nicht sofort scheiden soll, und wenn beide Theile es verlangen. Wie viel sind wohl solcher Eheleute, die sich nicht irgend einmahl dergestalt verunreinigten, daß dem einen die Worte entfuhren — ich wollte, wir wären wieder von einander — und der andere aus Ehrgeitz schnell darauf antwortete — mir wäre es auch recht? Warum lassen aber beide hernach diesen Gedanken wieder fahren? Ist es nicht darum, weil sie wissen, es gehe nicht gleich so? Wüßten sie nun, es gehe wirklich gleich so: so hingen sie dem Gedanken nach, thäten keinen Schritt zur Sühne gegen einander und realisirten ihre Reden. So aber kommt der Klügere von beiden zuerst wieder zu sich und denkt, wir müssen einmahl zusammenleben, und gibt nach; der andere Theil brauset auch ab, schämet sich, kommt dem Zuvorkommenden wenigstens endlich entgegen,

und — so ist die eheliche Eintracht wieder hergestellt. Auch geschiehts ja leider so schon mehr denn zu oft, daß Personen, die sich heirathen, ohne alle Ueberlegung und Wahl zur Heirath schreiten. Die übrigen insgesamt, welche dis nicht thun, lassen sich blos durch die Vorstellung davon abhalten, daß es nicht so leicht sei, wider von einander zu kommen, als es ist, zu einander zu kommen. Sie nehmen sich also Zeit zur Ueberlegung eines so wichtigen Schrittes und lernen einander erst kennen, und so ist hierdurch allein schon tausend unglücklichen Ehen vorgebeugt worden. Wäre dis nun nicht so, welch eine unsägliche Anzahl unkluger Ehen mehr würden durch den einzigen Gedanken geschlossen werden — können wir doch wieder aus einander, wenn wir nicht zusammen passen!

Auch ist die Wandelbarkeit der menschlichen Gemüther hierbei in Betracht zu ziehen. Wäre es wohl weise gehandelt, dieser sogar noch Verschub zu thun? Es ist gewis kein Mann, auf den nicht irgend einmahl ein anderes Frauenzimmer, und keine Frau, auf die nicht irgend einmahl eine andere Mannsperson starke Eindrücke machte. Der

Verstand siegt aber bei beiden über das Herz; und wodurch? durch die einzige Vorstellung — die Scheidung ist so leicht nicht. Man nehme diese Vorstellung weg, was alsdann? So würde durch iede grössere gesellschaftliche Zusammenkunft der Grund zu einigen nächstbevorstehenden Ehescheidungen gelegt. Wollte man sagen, moralische Gefühle müsten Eheleute hievor sichern, so frage ich — welches? Das Gefühl der Treue müste es doch wohl sein. So wäre es ia aber keine grosse Untreue mehr, daß Eheleute einander verliessen, wenn die Scheidung so leicht ist. So gewis es also im Falle wirklicher Herzenshärtigkeit das einzige Mittel ist, zu verhindern, daß Eheleute im höchsten Grade sich verbösern, daß man sie scheide: so gewis würde auch die obrigkeitliche Bereitwilligkeit, alle und iede, sobald sie es nur verlangen, zu scheiden, das sicherste Mittel sein, den grössesten Theil der Menschen schlecht zu machen. Und — dis führt mich noch auf einen sehr wichtigen Gedanken.

Moralität ist die eigentliche Menschheit und die Menschen sollen diese ihre Menschheit auch in Befriedigung des Geschlechtstriebes behaupten. Wer kann

ableugnen, daß dis gerade diejenige Seite sei, auf welcher die Menschheit am dichtesten an die Thierheit grenze? In der That, nur alsdann bekommt diese völlig thierische Handlung einigen menschlichen Anstrich, wenn wir denken — die Person, mit welcher du sie begingst, ist nun dein zweites Ich dadurch geworden und du darfst dich nicht wieder von ihr trennen, oder du müstest dir die Augen ausschämen. . . Von diesem Gedanken ging Jesus aus, wenn er sagte, Eheleute wären nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch, oder sie machten in der That nun eine Person aus. Und so lassen sich auch die Worte — was Gott zusammenfügt — sehr elegant hiervon erklären. Personen, welche diese Handlung, die für Menschen durchaus nur alsdann gerechtfertigt werden kann, wenn sie aus innigstem Zutrauen, aus herzlichster Liebe und Zärtlichkeit von ihnen geschieht, oder wenn sie ebenso eine Seele sind, wie sie durch sie ein Leib werden, zusammen begehen, sollen vor dem Gedanken erschrecken, ie wieder von einander zu lassen. Glauben Sie, Herr Rath L., nur dadurch, daß dieser Grundsatz allgemein werde, ist den Greueln der Wollust unter dem Menschengeschlechte abzuhelfen. So

mus aber auch mit der Ehe kein Spiel getrieben werden; oder die Menschen werden den Thieren gleich, die heute das Zeugungsgeschäfte mit diesem, morgen mit ienem verrichten. Statt, daß die Ehe, wie unsere Ciniker sagen, alle Liebe und Zärtlichkeit ausrotte und tödte, so ist sie solchergestalt vielmehr das einzige Mittel, wahre Liebe aufrecht zu erhalten. Glauben die Menschen erst, daß es nichts auf sich habe, eine Person wieder zu verlassen, mit der man sich so innigst und höchstmöglichst verband, so verliehrt diese innigste Verbindung selbst allen menschlichen Werth und sinkt blos zu viehischem Kitzel herab. Ist die Ehescheidung also so leicht zu erhalten, so wird das Zeugungsgeschäft für eine unwichtige Handlung erklärt, und man gibt dem Volke dadurch zu verstehen, daß die Verbindung, welche durch selbiges geschiehet, nicht sehr vom Belange sei. Ich erschrecke vor dieser Idee und halte sie für den Ruin aller Moralität.

Endlich, — wie es wahr ist, daß zuweilen für Kinder übel dadurch gesorgt werde, wenn ihre Eltern nicht geschieden werden: so ist es auch wahr, daß für ungleich mehr Kinder noch weit übler gesorgt werden würde,

wenn die Ehescheidungen überall so leicht verstattet würden. Kinder werden in der Regel nur dann gut erzogen, wenn sie von ihren beiden leiblichen Eltern erzogen werden. Die künftige Generation aber ist ein zu wichtiger Gegenstand, als daß für sie von dieser Seite nicht äusserst gesorgt werden müste; die gegenwärtige ist ia auch für sie da und soll sie nicht nur hinstellen, sondern auch glücklich machen. Es ist auch überdis schändlich, wenn Eltern über ihre Kinder so leicht hinweg sind; wenigstens mus der Staat seine Bürger in diesem unnatürlichem Leichtsinne nicht gar noch stärken. Wenn nun aber die Scheidung erfolgt, wie wird es da mit den Kindern? Beide Eltern können sie nicht zugleich behalten; welcher von ihnen soll sie haben? Der Vater? So verliehren die Kinder die Mutter. Die Mutter? So verliehren sie den Vater. Sollen die Eltern die Kinder unter sich theilen: so verliehrt die eine Hälfte den Vater, die andere die Mutter. Mit welcher Erbitterung werden sie alle gegen denienigen Theil ihrer Eltern erwachsen, der sie nicht bei sich hat! Und was für schlechte Eltern werden sie selbst einst werden! Wie wenig Eheleute haben auch, wenn sie bei der Scheidung Vermögen und alles theilen, für

ihre Kinder genug! Bliebe ihre Habe und ihr Erwerb beisammen: so reichten solche hin; getheilt aber nicht. Und — wenn nun die Geschidenen wieder heirathen, wie geht es da den Kindern? Ist das Schicksal der sogenannten Stiefkinder wirklich so schön, daß man ihre Zahl gleichsam ins Unendliche zu vermehren bedacht sein sollte? Und wie, wenn am Ende solchergestalt zehnerlei Kinder zusammenkämen? Sobald leichtsinnige Ehegatten wüßten, daß das Scheiden so leicht sei, würde dis gar kein seltener Fall sein.

Nein, nein, Herr Rath L., es verträgt sich weder mit der Moralität, noch mit der Glückseligkeit des Menschengeschlechts, die Ehescheidungen leicht zu machen. Man hat ia auch die Erfahrungen hiervon bereits in den Staaten, wo man dis zu thun anfing. Nach einer kurzen Reihe von Jahren sah man den Geist des Leichtsinns und der Ueppigkeit so Ueberhand nehmen, daß man bald wieder schwerer ans Scheiden zu gehen sich gedrungen sah. Eine weise Obrigkeit weis wahre und unheilbare Herzenshärtigkeit von blosser Frivolität und von Scheidungsschwindel zu unterscheiden und wird diesen nie nachgeben. Solche Fälle übrigens, wo die Obrigkeit Per-

sonen zusammenzwingt, um das verführte Mädgen in den wirklichen Frauenstand zu versetzen, selbigem den Nahmen seines Schwängerers zu verschaffen und solchergestalt Kindermord zu verhüten, und sie dann wieder scheidet, gehören hieher nicht.

Machen, daß die Ehescheidungen so oft nicht mehr nöthig sind, dis, dis, meine Herren, müste der Hauptgesichtspunkt sein, den ieder Staat in dieser seiner äusserstwichtigen Angelegenheit faßte; so, wie überhaupt präveniren überall das beste ist. Und hierzu würde ich folgende Vorschläge thun.

Allerdings müssen wir alle für die Erleichterung der Ehen sein, d. h. wir müssen iedem Staate so eine Beschaffenheit wünschen, daß ieder reife Mensch heirathen könne; weil dis nicht nur der Wille der Natur, sondern auch das einzige Mittel ist, der Zügellosigkeit der Wollust Schranken zu setzen. Allein es müste doch nicht so, wie ietzt noch immer, in dem Willen eines ieden stehen, zu heirathen, wen er wollte, sondern die Obrigkeit müste sich dabei mehr einmischen. Diese scheint mir gegen das, was sie am Ende bei der

Sache

Sache thut, betrachtet, anfangs zu wenig dabei zu thun. Man hat zwar gewisse obrigkeitliche Einschränkungen bei den Heirathen, z. E. die Ungültigkeit der Winkelverlöbnisse, die verbotenen Grade in der Verwandschaft u. s. w.; man sollte aber auch die Mesalliancen bei den Kleinen, wie bei den Grossen, misbilligen, d. h. man sollte die, welche einander heirathen wollen, vorzüglich fragen — schickt ihr euch auch zu einander?

Sagen Sie nicht, meine Herren, das wäre noch ein Despotismus mehr, der ausgeübt würde. Warum denn gleich so ein hartes Wort zu einer so guten Sache! Ich will ia damit gar nicht sagen, daß die Obrigkeit von nun an befehlen solle, wen ieder zu heirathen habe; auch nicht einmahl, daß sie die Heirath verbieten solle, wenn schlechterdings zwei Personen unsinnig auf einander bestehen. Glauben Sie denn aber nicht, daß vielen, die iezt für Liebe blind sind, die Augen aufgehen würden, wenn die Obrigkeit ihnen diesen und ienen Gesichtspunkt öfnete, in den sie noch gar nicht traten? Sollten Vorstellungen, die Männer von Ansehen und von Erfahrung des Lebens auf eine väterliche

Weise thun, bei iungen Leuten gar nichts fruchten? Sollte es gar nichts fruchten, wenn endlich die Obrigkeit hinzusetzte — wollet ihr nicht hören, so thut, wie ihr meinet; das aber sagen wir euch — auf das so leicht wieder geschieden werden verlasset euch nicht! — wenn sie ihnen dann etwa noch einige Bedenkzeit gäbe und im Fall sie nach Verlauf derselben schlechterdings auf Vereinigung beständen, ihnen das alles nochmals nachdrücklicher sagte und sogar darüber etwas niderschreiben liesse? — Dann fiele auch der scheinbare Vorwand weg, daß die Obrigkeit sich bei den Scheidungen zu viel anmasse, weil doch ieder zusammenkommen könne, wie er wolle, und also auch beide Theile, sobald sie einstimmig, ihr pactum sociale ohne Obrigkeit wieder aufheben können müsten. Man statuirt ia, um Misehen zu verhüten, den Eltern das Recht, bei der Heirath ihrer Kinder mitsprechen zu dürfen. Wie nun aber, wenn keine Eltern da sind? Wer rathet da iungen Leuten und hält sie ab, nicht blindzu zu heirathen? Oder wie, wenn die Eltern ebenso unklug und unerfahren sind, wie die Kinder? Wie, wenn sie der Kinder überdrüssig sind und sie bei erster Gelegenheit nur von sich wandern zu sehen wünschen, ohne mit

menschlichem Gefühl zu fragen — wohin wandert ihr, in Leben oder Tod? oder wenn sie sonst ein leidiges Interesse dabei haben, daß unter den Kindern eine gewisse Heirath, wenn sie übrigens auch offenbar sehen, daß sie mislingen müsse, nur erst zu Stande gebracht werde? — Dieser Gedanke führt mich zu einem andern Vorschlage, dem Ehescheidungswesen vorzubauen.

So löblich und gerecht es ist, daß Eltern bei den Heirathen ihrer Kinder ein Wort mitzusprechen haben: so sollte es ihnen doch durchaus nicht gestattet sein, die Kinder auf irgend eine Weise zu einer gewissen Heirath zu zwingen. Mehrentheils liegt in solchem Elternzwange der erste Grund zu vielen hernach folgenden Scheidungsgesuchen. Habsucht, Ehrgeitz, Eigensinn und andere gleichunedle Triebfedern setzen Väter und Mütter nur gar zu oft zu solchen Grausamkeiten in Bewegung, und ihre ewige Entschuldigung ist dabei, daß sich unter den zusammengezwungenen jungen Leuten die Liebe hernach wohl finden werde. Es ist auch möglich, daß vernünftige Personen, wenn sie einmahl sehen, daß sie nun beisammen sind und beisammen sein müssen, sich zuletzt mit

dieser Vorstellung familiarisiren und in ihr acquiesciren; wie viel Thränen mag es sie aber kosten, ehe sie bis dahin kommen, und wie mag unterdessen der geheime Jammer an ihrem Leben nagen! Ja, ich will sogar zugeben, daß endlich manche recht gute Ehe aus gezwungenen Ehen entspringe, so wie aus höchster Verliebtheit junger Leute in einander schon recht schlechte und unglückliche Ehen zuletzt entstanden sind; denn Hunger wird erzeugt, wie Sättigung. Allein — wie oft mag sich dis wohl ereignen? Ob nicht neun und neunzig Fälle allemahl auf der entgegengesetzten Seite eintreten, ehe auf dieser einer eintritt???

Daß Eltern zu ihrem Kinde sprechen — heirathe diesen oder ienen nicht; daß sie Vorschläge dem Kinde thun, wen es lieber heirathen solle, wer wird dis, sobald sie hinlängliche Gründe dazu anführen, misbilligen? Daß sie aber zum Kinde sprechen — du sollst den oder den heirathen, was berechtigt sie hierzu? Das Vater- und Muttersein doch warlich nicht! Dieses kann sie nicht einmahl berechtigen, das Kind zu zwingen, daß es einen gewissen Beruf erwähle, geschweige dann, daß es einen gewissen Ehegatten erwäh-

len solle. Beruf und Ehestand, eins, wie das andere, sind jedes Menschen eigene Sache, der darin leben soll; auch greifen sie zu tief in die ganze Folge des Lebens der Kinder ein, als daß Eltern solchergestalt in später Zukunft, wenn sie schon lange nicht mehr sein werden, noch über ihre Kinder sollten gebieten wollen. Wer heirathet — die Eltern, oder die Kinder? Was würden die Eltern gesagt haben, wenn ihre Eltern sie hätten zusammenzwingen wollen? Ist dis nun nicht geschehen, wie können sie eine Grausamkeit an ihren Kindern ausüben, die doch an ihnen nicht verübt ward? Und — wäre es auch wirklich geschehen, sollte sie die Erfahrung von so viel tausend Seufzern, welche sie über ihre Eltern thaten, nicht antreiben, gegen ihre Kinder nie so zu thun? O bedächten sie doch nur, daß ihre Kinder sie überleben und was sie alsdann davon haben, wenn diese mit Personen verbunden sind, die sie nicht lieben!

Es ist in der That zur Steurung solcher Elterngrausamkeiten nicht genug, daß man sage — ist doch die Obrigkeit da; zu ihr können Kinder, welche zu einer Heirath gezwungen werden sollen, gegen die Eltern ihre Zu-

flucht nehmen... Erstlich — wie viel gehört dazu, ehe Kinder dis thun werden! Bleibt es nicht immer eine Verklagung der Eltern und empört diese nicht alles moralische Gefühl? Und was hat sie von Seiten der Eltern für Folgen? In der That, so wenig ich einem Sohne rathen würde, die Einwilligung seiner Eltern zu einer Heirath durch die Obrigkeit zu erzwingen: so wenig würde ich einer Tochter rathen, sich von Elternzwange zu einer Heirath durch die Obrigkeit zu befreien. Jener, sobald er sich darüber wegsetzen kann, daß er seine Eltern nun auf sich erbittert habe, wohnet doch ausser ihrem Hause; diese aber mus nach, wie vor, bei ihren Eltern wohnen und ist den Ausbrüchen ihrer Erbitterung gegen sich unaufhörlich Preis gegeben... Und dann — wie nahe können es Eltern ihren Kindern legen, diesen oder ienen heirathen zu müssen, ohne daß sie dabei das Ansehen eines wirklichen Zwanges erhalten, als in welchem Falle doch wohl nur das Klagen bei der Obrigkeit gegen sie statt fände! Wer kennet nicht hierbei die Launen der Väter und die Kunstgriffe der Mütter?.. Nein, leiten und führen mögen allerdings Eltern ihre Kinder bei dieser wichtigsten Angelegenheit des Le-

bens; abrathen mögen sie ihnen immerhin vor offenbar ungleichen und üble Zukunft drohenden Verbindungen; aber — zwingen zu einer gewissen Ehe, und wenn es auch nur auf die feinste moralische Weise geschähe, dis liegt nicht nur ausser dem Zirkel ihrer Weisheit, sondern auch in der That ausser dem Kreise ihrer Rechte.

Hier wird auch folgender Gedanke am rechten Platze stehen. Viel Ehen misrathen und bahnen also den Weg zu Ehescheidungen dadurch, daß die Eheleute durch Kuppelei zusammenkamen. Es gibt nicht nur Vormünder, die ihre Mündel verkaufen, nicht nur Geistliche, die gern den sogenannten Kuppelpelz verdienen, nicht nur Advokaten, die ihn auch nicht versagen; sondern es gibt auch wirkliche Kuppel- und Trödelweiber, die ausser dem Mägdevermiethen sich auch mit Ehestiftungen abgeben und sich dabei um zeitliche und ewige Wohlfarth der Leute, die sie zusammenbringen, wenig bekümmern, sondern blos auf ihr eigenes zeitliches Accidens sehen. Diese wissen durch tausend Ränke, Schlingen und Gelegenheitsmachereien junge Leute oft so zu berücken, daß sie am Ende zu einander kommen, ohne zu wissen, wie. Vorzüglich ge-

schieht dis bei solchen iungen Leuten, die keine Eltern mehr haben. Und wer da glauben wollte, daß dergleichen Kreaturen nur auf die untersten Stände Einflus hätten, der würde seine Weltkentnis in ein schlechtes Licht stellen. Alle diese Arten von Kuppelei müssen ein Ende haben, wenn die Ehescheidungsgesuche in Abkommen gerathen sollen. Noch ist mir aber keine Gesetzesstrafe auf den Kuppelpelz bekannt. Vielmehr thut noch ieder, der ihn empfängt, gros damit, oder treibt wenigstens sein Spåsgen mit ihm.

Ich setze noch hinzu, daß solche Ehen, wo ein iunges Mädgen einen alten reichen Mann, oder ein Jüngling eine alte Frau, die Haus und Hof hat, heirathet, durchaus nicht verstattet werden sollten. Wer kann hier auch nur im geringsten daran zweifeln, daß das Mädgen den alten Mann seines Geldes wegen, und der Jüngling das alte Weib ihres Hauses wegen nehme? Ist auch wohl eine solche Verbindung an sich moralisch gut? Und wie laufen sie gröstentheils ab? Das Mädgen nimmt den Alten, nicht, um, weil sie glaubt, daß er hundert Jahre alt werden werde, an seiner Seite auch alt zu werden, sondern, weil sie hoft, bald eine iunge

reiche Wittwe zu werden, die hernach unter den schönsten iungen Männern im Vaterlande wählen könne; und der Jüngling heirathet das alte Weib, um in kurzem mit Gottes Hülfe eine hübsche iunge Frau in ihr Haus einzuführen. Aber — beider Rechnungen schlagen fehl; die gehofte baldige Scheidung durch den Tod erfolgt nicht; so geht das abscheulichste eheliche Leben an, zu dessen Beendigung man alsdann, weil der Tod so unbarmherzig ist, zur Barmherzigkeit der Obrigkeit seine Zuflucht nehmen mus. Man erlaube also die Schliessung solcher Ehen nicht; so wird man nicht in den Fall kommen, sie so oft wieder trennen zu müssen. Man streiche lieber unter den sogenannten Ehen in verbotenen Graden einige, wie z. E. die Ehe mit der Frauen Schwester und mit des Mannes Bruder, und setze diese an ihren Platz.

Endlich — wenn die Ehescheidungen aufhören sollen, so mus auch in Zukunft erwachsenden iungen Leuten beiderlei Geschlechts wirklicher Unterricht über den Ehestand, über die Wahl des Gatten, über die Pflichten des Mannes und Weibes und über das eigentlich menschliche bei der Liebe gegeben werden. Wo geschiehet dieses bis iezt? Die Eltern

berühren alle diese Punkte kaum oberflächlich; die Lehrer wagen sich gar nicht an sie. Man spricht mit iungen Leuten von weit entferntern Lagen, von Greiswerden und Leichewerden; aber nicht von Mann- und Frauwerden, von Vater- und Mutterwerden. So werden sie dann auch dis alles, ohne zu wissen, was sie dadurch werden, und werden weder das eine, noch das andere, recht. Sie fahren bei ihren Verbindungen zu und werden durch Erfahrung mit ihrem unersetzlichsten Schaden erst so klug, wie sie durch fremde Unterweisung ohne allen Schaden hätten werden können. Sie lieben, weil die Liebe phisische Reitze hat und kennen den höhern Reitz der Einigung der Seelen nicht. Man mache doch die Menschen menschlicher über ihre Pflichten denkend; so werden sie sie auch menschlicher ausüben. Man mache sie besonders über d i e s e Art von Pflichten menschlicher denkend; so werden sie nicht zusammen eilen, um sich blos zu begatten, und dann wieder von einander wollen, wenn ihre Lust an einander gesättigt ist und eine neue in ihrem Busen erwacht. Meines Erachtens müste die Belehrung hierüber dasienige sein, womit sich der Schulunterricht schlösse, und das iunge Leute gleichsam noch mit auf den Weg bekämen, wenn sie ihre Leh-

ter verliessen. Familienglückseligkeit, eheliche Treue und Kinderwerth müsten die grossen Kapitel sein, welche man dann noch in der rührendsten und edelsten Sprache zugleich mit ihnen abhandelte. Man nüste die Kraft der Religion dabei auf das höchste benutzen und den Bezug vorzüglich schildern, welchen iede wichtige Verbindung, und die Verbindung der Ehegatten besonders, auf das künftige Leben hat. So würde die Zahl der glücklichen Ehen, die man iezt, ich weis nicht mit Wahrheit, oder nicht, so klein angibt, gewis sehr vermehrt und tausend Ehescheidungsgesuchen vorgebeuget werden.

Die Losung der Alten — die Ehen werden im Himmel geschlossen — sollte zwar auch eine Art von Anwendung der Religionskraft bei dieser grossen Angelegenheit des Menschenlebens sein; allein ihr Erfinder hätte wenigstens auch eine richtigere Erklärung derselben hinterlassen sollen, und hat, weil er dis nicht gethan, unzähliches Unheil für das menschliche Geschlecht durch sie gestiftet. Das, was gemeinhin bei ihr gedacht wird, dachte der weise Nazaräner bei seinem Ausspruche — was Gott zusammenfügt, gewis nicht; auch wird es durch den Ausgang, wel-

chen so viel Ehen haben, offenbar widerlegt. Würden die Ehen im eigentlichen Verstande im Himmel geschlossen: so würden sie nicht so oft das Bild der Hölle sein. Es wäre nicht möglich, daß es so ausserordentlich viel unglückliche Ehen geben könnte, wenn eine speciellere Providenz sie schliessen hälfe, als bei iedem andern Kontrakt, den Menschen unter sich aufrichten, obwaltet. Sollte denn iene unendliche Weisheit, welche in allen ihren übrigen Anstalten, die sie selbst trift, sich so anbetenswürdig verherrlicht, hier und nur hier so viel Fehlgriffe thun? Es ist auch ein ganz sonderbarer Behelf, wenn man, um der Antwort hierauf auszuweichen, seine Zuflucht zu dem Satze nimmt, daß Gott wohl mehrere Leiden den Menschen auflege, daß solche aber alle doch den Menschen zum Besten dienten; mithin die von Gott ihnen gemachten Ehestandsleiden auch. Wenn dann diese aber doch nicht nur den ganzen äusserlichen Wohlstand zerrütten, sondern auch sogar die Gemüther der Ehegatten so verbösern, daß man sie oft, wenn sie nicht ganz zu Teufeln werden sollen, wieder scheiden mus: so dürfte damit noch weniger, als nichts, gesagt sein. Ich bin also zwar sehr dafür, daß man die beiden Ideen, Himmel und Ehe, ia nach,

wie vor, mit einander verbinde und fernerhin von Schliessung der leztern im ersten rede; aber man trage den Gedanken entweder mit einer Limitation vor und sage — glückliche Ehen werden im Himmel geschlossen, d. h. wer mit Gott und mit Verstand heirathet, dem wirds in seinem Ehestande wohl gehen, oder man drücke ihn, wenn er allgemein da stehen soll, also aus — die Ehen müssen im Himmel geschlossen werden, d. h. weil die Ehe der wichtigste Schritt ist, den Menschen thun können, so müssen sie ihn mit Gott und mit Vernunft thun, wenn er sie nicht einst ewig gereuen soll. O und wie wahr ist alsdann dieses! Das ists ia eben, welches so viel unglückliche Ehen erzeugt, daß Menschen so häufig mehr wie Thiere, als wie Menschen, zusammenkommen, und daß sie sich vereinigen, ohne — vorher sich recht kennen gelernt zu haben. Ist es nicht die Sprache aller derer, welche Ehescheidung begehren, wenn sie über Karakter, Temperament und Gewohnheiten des andern bittere Klagen führen und man ihnen vorwirft, warum sie eine Person, die sie so beschreiben, geheirathet, daß sie ausrufen — ia, hätte ich sie so gekannt, wie iezt, nimmer hätte ich sie geehlicht!? Es

ist ausgemacht, daß, wenn man die Länge der Verbindung, welche Menschen durch die Ehe unter sich errichten, erwägt, die Bedenkzeit, welche sie sich dabei nehmen, selten proportionirt dazu sei und daß die mehresten Ehen viel zu schnell geschlossen werden. Was Luther deshalb schon für einen Rath gab, ist bekannt, und ich bin lebendig überzeugt, daß sehr viel Eheleute von einander geblieben sein würden, wenn sie seinen Rath auch nur zum zehenten Theile befolgt und sich noch vier Wochen Zeit genommen hätten, einander besser kennen zu lernen. So aber verliebt und verlobt man sich oft an einem Abend zugleich, verwundert sich hernach selbst darüber, hälts für eine Schickung Gottes, der man nicht entgehen könne u. s. w. Gelobet sei daher ieder Schulmeister, welcher dem Schüler, der ihn verlässet, vorher erst die alte Sentenz — die Ehen werden im Himmel geschlossen — richtig erklärt! Und wenn er weiter gar kein Verdienst um den Staat hätte, so hätte er sich hierdurch allein schon verdient genug um ihn gemacht. — —

Prüfen Sie, meine Herren Konsistorialen, alles dis, was ich über das Ehescheidungswesen geschrieben habe. Sie sehen,

daß ich von der Parthei der Gemässigten sei; vieleicht kommen Sie von ihren beiden Extremen zu mir in die Mitte, wo troz alles dessen, was auch mancher Philosoph dagegen deklamirt, die Wahrheit von ieher glücklich angetroffen ward. Die Obrigkeit mus am Ende scheiden können; sie mus aber nie scheiden wollen, als im Falle wirklicher Herzenshärtigkeit.

Was übrigens den Einfall, welchen die Jünger, nachdem Jesus so ernsthaft über die Ehescheidungen gesprochen, hatten, betrift — steht die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ists nicht gut ehelich werden — so gestehe ich selbst, daß ich ihn aus dem Munde dieser Männer weggewünscht hätte. Nicht das wieder von einander kommen können macht es gut, ehelich werden, sondern das nicht unvernünftig zu einander kommen.

XIV.

Über das Problem — wie es anzufangen sei, daß es keine Kindermörderinnen mehr gebe.

An Herrn Justizrath W. zu O.

Wie? drei Exekutionen der Art haben Sie binnen einem Jahre gehabt? Sind Ihre Gesetze gegen Mädgen, welche ausser der Ehe Mutter werden, so strenge, oder ist das weibliche Geschlecht bei Ihnen so barbarisch — daß so etwas möglich sein könne? Ohne Zweifel wird das erstere sein; denn es bleibt ewig wahr, was dort geschrieben steht, daß viel dazu gehöre, ehe ein Weib seines Kindes vergesse.

Ohne hier über die Todesstrafen überhaupt ein Urtheil zu fällen, so leuchtet doch dis alsbald in die Augen, daß, wenn in einem so kleinen Lande, wie das Ihrige ist, binnen

Jahres:

Jahresfrist drei Kindermörderinnen geköpft worden sind, das Schwert wohl nicht das rechte Mittel sein könne, den Kindermord von der Erde zu verbannen. Auch unterscheidet man ja sonst zwischen Mördern und Mördern; z. E. zwischen solchen, die es in höchster Wuth und im Jagdzorn, und zwischen andern, die es hinterlistiger Weise und bei kaltem Blute wurden, oder auch zwischen trunkenen und nüchternen.

Wie, wenn ein verunglücktes Mädgen nach begangenem Kindesmorde seine Richter also anredete — „Väter, ich bebe jetzt über das, was ich gethan; aber höret mich, daß euch Gott höre! Ich war ein Weib, wie eure Weiber es sind, und liebte; meine Eltern aber verwehrten mir die Liebe. Nicht reich genug waren ihnen alle die Jünglinge, welche ihre Hand mir boten; ich gehorchte, aber mein Sehnen, wieder geliebt zu werden, ward immer inniger, ohne daß ich selbst recht wuste, was in mir vorgehe. Einst war ich auf einem Balle — o wehe der Nacht, sie ward das Grab meiner Ruhe! — ein schöner Fremder walzte mit mir. Ich ging aus dem Tanzsaale in den Garten; der Fremde folgte mir. Mein Blut war in Wallung, meine Fantasie

gespannt, die Nacht romantisch — wir nahmen in einer Jasminlaube Platz. Unbewußtsein machte mich da zum Opfer. Entsetzen überfiel mich nach der That; Verzweiflung ergrif mich, als ich die Folgen davon empfand. Tausendmahl wollte ich mich meinen Eltern entdecken; aber mein Vater war hart, meine Mutter noch härter. Mit Füssen ein Kind treten, den Hals ihm umdrehen, wenn es seinen Eltern Schande machte — dis war das geringste, was sie sagten, daß Eltern in solchen Fällen thun müsten. So suchte ich die Einsamkeit, um meine Thränen zu verbergen, und hing meiner Schwermuth nach. Dreimahl wollte ich mich entleiben; aber ich hatte das Herz nicht dazu. Meine Niderkunft geschah in der Nacht, wo ich ganz allein war. Nach den entsetzlichsten Schmerzen, die mich schrecklich erschöpft hatten, stellte sich mir meine Zukunft in ihrer ganzen abscheulichen Schwärze dar. Ich sah mich mit Schmach überhäuft, von meinen Eltern verstossen, von meinen Verwandten verachtet, von allen Menschen verlassen — Verwirrung bemächtigte sich meiner. „Ist das Kind nicht dein? hörete ich eine Stimme; wäre es da, wenn du nicht unter die Laube gingst? wie müste es thun, wenn du nicht unter sie gegangen wärest? Ei-

nen Druck auf den Kopf — so ist aller deiner Noth ein Ende und das Kind weis viel, was ihm geschieht." Es war, als nähme mir iemand den Arm mit Gewalt; ich konnte die Hand nicht vom Kopfe wieder bringen; bald wollt' ich, bald nicht. Da fing gerade der Wurm an zu schreien. „Drücke zu, drücke zu, hörte ich, er verräth dich sonst." Da that ich den Druck und er verstummete auf ewig.

Wie? wenn eine andere solcher Elenden im Gericht also spräche — „Ich war ein armes Mädgen und diente von meinem zehnten Jahre an. Meine Eltern waren todt, meine Herrschaft immer mit mir zufriden. Endlich kam ein Jüngling und warb um mich. Er war so heiter, wie ich, aber nicht so ehrlich, wie ich. Sein Gesicht nahm mich ein; der Gedanke, daß ich so lange gedient, kam dazu — wir verlobten uns und nach sechs Wochen sollte die Heirath geschehen. Wir waren allein, als er mir die Ehe versprach; er gefiel mir mehr, als ie. In der Abenddämmerung that er eine Bitte an mich, die ich ihm abschlug. Wir wären, sprach er, vor Gott schon so gut, wie getraut. Ich erlag unter seinen Zuredungen und Küssen. Drauf

verschob er die Heirath unter allerlei Vorwande von einer Zeit zur andern. Ich fühlte mich schwanger und drang in ihn, die Ehe mit mir zu vollziehen. Da leugnete der Bösewicht, daß er sie mir iemals versprochen und bot mir Geld, um mich abzufinden. Verzweiflungsvoll warf ich ihm das Geld vor die Füsse und schriee — dich will ich, dich, Verführer, und nicht dein Geld. Lächelnd nahm er es wieder zu sich, verlies mich und sprach — so bekommst du gar nichts, und verklagst du mich, so leugne ich dir alles ab, und du wirst noch obendrein gestraft." Hatte ich den Bösewicht nicht gekannt, so hatte ich eure Gesetze noch weniger gekannt. Nun erst erfuhr ich, daß mein Wort allein nicht gelte; daß, wenn ich ihn noch so wahrscheinlich als Vater bewiese, ein leichtsinniger Schwur ihn von aller Schuld befreie, und daß er sogar, wenn er auch alles eingestände, mich zu heirathen nicht gezwungen werden könne. So dachte ich, solltest du ihm noch die Freude machen, ihm nachzusagen, daß er der Räuber deiner Unschuld gewesen sei? Ich verfluchte den Unhold und hüllte mich in meinen Kummer ein. Ich kam nider, und als das Knäblein in meinem Schosse lag, sah ich es lange an und dachte — „Wie? als eine vaterlose

Waise solltest du gleich geboren sein? Ach, welche Tage stehen dir bevor! Ich habe kein Brod für dich. Und wenn ich dich auch mit Kummer und Elend in die Höhe brächte, so wärest du doch in den Augen der Menschen ein verworfenes Balg, ein Bastard, den die Barmherzigkeit Anderer erst ehrlich machen müste. Nein, du sollst nicht Ursache haben, einst deiner Mutter zu fluchen, wie ich deinem Vater fluche. Thue, mein Kind, als wärest du todt geboren. Ich kann dich nie so versorgen, wie du bei Gott versorgt bist; dir stehen tausend Leiden bevor; was ist dagegen ein Schnitt iezt, da du noch kein menschliches Gefühl davon hast?" Es war, als wenn das Kind lächelte, da ich dis sprach. Ein Messer lag nicht weit davon, und — so war die That vollbracht. Thut immerhin, ihr Richter, thut dasselbe nun auch an mir; so haben auch meine Leiden ein Ende."

Ach, wie oft, guter W., haben unglückliche Verbrecherinnen dieser Art diese Sprache in Gerichten wirklich geführt! Mus sie nicht ieden warmen Menschenfreund in die stärkste Bewegung setzen? Sagen Sie nicht, daß es überall eine Menge von verworfenen weiblichen Geschöpfen gebe, die aus der Unzucht

ein Gewerbe machen; die auf den äussersten Fall schon gefasst sind und lange vorher schon den Kindermord als das letzte Hülfsmittel prämeditiren. Ein wirklich bis zur Verworfenheit unzüchtiges Mädgen kommt selten in die Verlegenheit, ihr schon gebornes Kind erst zu morden, sondern es weis sich anders zu helfen. Es versteht sich darauf, entweder die Empfängnis überall zu verhindern, oder sie doch, wenn sie geschehen ist; bald ungeschehen zu machen. Eine Menge von Kupplerinnen, die auf das leztere ausstudirt haben, und eine Menge von Pfuschern in der Medicin, die sich kein Gewissen daraus machen, bieten solchen Kreaturen allenthalben die Hand, und es ist kaum möglich, daß in unsern von dieser Seite her vorzüglich aufgeklärten Tagen ein Mädgen in die Lage kommen könne, eine reife Frucht gebähren zu müssen, wenn sie sonst nicht will. So oft ich daher höre, daß ein uneheliches Kind wirklich zur Welt gekommen sei, nehme ich seine Mutter in Schutz und spreche — diese ist noch nicht ganz schlecht.

Ist dis nun der Fall, wie er es wirklich ist, daß in unsern Tagen die Kunstgriffe und Mittel, öffentlich nicht Mutter zu werden,

wenn man sonst nicht will, iedem Mädgen gelehret werden, das sie zu wissen verlangt: sollte es dann nicht ein Beweis sein, wenn eine Mutter ihr gebornes Kind umbringt, daß sie vorher nicht mit dem Gedanken umgegangen sei, es umbringen zu wollen? Sie hätte dis ia viel früher, mit weit leichterer Mühe und mit weit wenigerer Gefahr thun können. Die That selbst wäre auch für sie nicht so sinnlich schauderhaft gewesen; weshalb man allein schon denken müste, daß sie solches gethan haben würde. Sie hätte eine unvollkommene, noch unsichtbare Frucht vernichtet; die also durch den Anblick nicht ihr Mitleiden erweckt und von ihr erst dann gesehen worden wäre, wenn sie schon entseelt gewesen. Alsdann aber, wenn ein Weib sein Kindlein einmahl lebend erblickt hat, kann es desselben nur schwer vergessen. Mithin kann man sicher schliessen, daß unaussprechlich heftige Gemüthsbewegungen, die mit oder nach der Geburt erst eintreten, die Ursache des Kindermordes sein müssen, wenn ihn eine Mutter wirklich verübt. Diesen sollte man nachspüren und die Quellen derselben so viel, als möglich, verstopfen; statt, daß man fast immer sich noch dabei begnügt, den Kindermord blos zu ver-

bieten und dann mit dem Tode zu bestrafen.

Was sagen Sie zu folgender Reihe von Schlüssen?: Wenn eine Kindermörderin ihr Leben verwirkt hat, so hat es auch das Mädgen verwirkt, das sich die Frucht, die erst zur Hälfte ist, abtreibt; denn die halbe Frucht wäre nach vier Monaten eine ganze geworden und verdient also eben so betrachtet zu werden, oder man müste auch die Kindermörderin nicht wie den Mörder eines Erwachsenen strafen. Wenn das Mädgen am Leben zu strafen ist, das eine Frucht, die erst zur Hälfte ist, abtreibt, so ists auch das Mädgen, welches eine Frucht abtreibt, die kaum zu erkennen ist; denn nach einigen Monaten wäre dis auch eine halbe geworden. Wenn das Mädgen zum Tode zu verdammen ist, das eine Frucht abtreibt, die kaum zu erkennen ist, so mus auch das Mädgen zum Tode verdammt werden, das die Konception durch Kunst und List verhindert; ia, so haben die Weiber auch das Schwert verdient, welche sich öffentlich rühmen, daß sie sich vor vielen Kindern wohl zu hüten wüsten. — — Wo beschäftigt sich aber auch wohl die Polizei mit genauer Untersuchung solcher Personen, von denen es be-

kannt ist, daß sie ausser der Ehe wohl in den Zustand der Schwangerschaft gerathen mögen, denen man es oft nachsagt, daß sie schwanger sind, die dann auf einige Tage unsichtbar werden und hernach blas und kränkelnd wieder im Publikum erscheinen? Wo hat man ie gehört, daß ein Weib, welches sich rühmt, etwas dafür zu können, daß sie nicht viel Kinder bekomme, vor Gericht gefordert und da befragt worden wäre, wie sie das mache, oder auch nur ihrer Reden wegen einen Verweis bekommen hätte?

Nein, nein, mein W., lassen Sie es uns nur gestehen, daß unsere Gesetze in Ansehung solcher unverehlichten Weibspersonen, die noch ehrlich genug sind, zu koncipiren und ihr Kind ganz und lebendig zur Welt zu bringen, noch viel zu mangelhaft sind. Man müste, wenn man nur wollte, es bald dahin bringen können, daß keine dieser Unglücklichen mehr auf Kindermord verfiele; statt, daß es bei der Härte, die ihnen noch von allen Seiten widerfährt, unerklärbar sein würde, wie nicht noch mehrere darauf verfielen, wenn man nicht immer voraussetzen könnte, daß es schwer sei, ehe ein Weib ihres Kindleins vergesse. Ich für mein Theil bin sogar lebendig über-

zeugt, daß die harten Gesetze gegen Personen, die ausser der Ehe Mütter werden, weit mehr Kinder morden, als die Kindermörderinnen selbst. Weil diese ihre sogenannte Schande so lange, als möglich, zu verbergen suchen, so schnüren sie sich gewaltsam und pressen die Frucht zusammen, daß sie oft schon halbverbuttet zur Welt kommt. Wenn sie dann nach der Geburt unter Schande und Gram fast erliegen: so ist die Milch, welche sie selbst der Frucht reichen, ein langsam verzehrendes Gift für sie. Armuth und Elend kommen bei den mehresten noch hinzu, daß sie, wenn ihnen vor Jammer die Milch vergeht, ihren Kindern keine andere gehörige Nahrungsmittel reichen können. An Reinlichkeit, Wartung und Pflege fehlt es dann noch mehr; an Arznei, wenn die Kinder kränkeln, mehrentheils ganz und gar. Daher kommt es dann auch, daß von zehen unehelichen Kindern oft kaum eins gros wird. Jämmerlich sieht man sie abzehren und vergehen und schämt sich bei der Nachricht von ihrem erfolgten Tode im Nahmen aller, die alsdann ausrufen — „das war ihr Bestes; Gott hat daran recht wohl gethan!" O wenn ein Staat auch nicht Liebe gegen unschuldige Kinder, die dafür nichts können, daß sie ausser der Ehe gezeugt wur-

den, ausüben wollte, sondern sich nur recht auf sein eigenes Wohl verstände: so müste er keinen von diesen Kleinen verlohren gehen lassen; denn sie sind als die Kinder der höchsten und oft der ersten Liebe der Extrakt der Menschheit an Lebhaftigkeit, Feuer und Geisteskraft. Ja, man könnte sie auch von körperlicher Seite als die Pflanzschule betrachten, in welcher wieder ganze und vollkommene menschliche Figuren zum Vorscheine kämen, an denen es in den Familien, wenn die Sachen so fortgetrieben werden, bald fehlen dürfte. Der Einwurf, daß nicht alle erwachsene uneheliche Kinder dieser Schilderung entsprechen, wird dadurch auf der Stelle gehoben, daß ihre Mütter, weil die Gesetze so strenge gegen sie sind, selbige gröstentheils unter Kummer und Jammer zur Welt bringen und erziehen müssen. Die Produkte hingegen, welche von unsern Landiunkern umherlaufen, die zu ihrer Erziehung ehrlich hergeben, sind fast durchgängig proportionirte und wohlaussehende Figuren. Vieleicht ist dieses, so sehr es unsern Junkern oft vorgeworfen zu werden pflegt, noch gerade ihr wesentlichstes Verdienst um die Menschheit.

Doch zur Sache! — Jesus sprach einst; „Ein Weib, wenn sie gebährt, hat sie Trau-

rigkeit, denn ihre Stunde ist kommen; wenn sie aber geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß ein Mensch zur Welt geboren ist." Nie las ich oder hörte ich diesen Spruch lesen, ohne bei mir zu denken — o ihr Armen, denen ihre Stunde ausser der Ehe kommt, ihr habt schon Traurigkeit, ehe ihr gebähret, und eure Angst geht erst recht an, wenn ihr geboren habet — wie könnet ihr euch freuen, daß ein Mensch zur Welt geboren ward! Ja, ia, Herr Justitzrath, es ist noch ein ganz verkehrtes Christenthum, das gegen solche unglückliche Mädgen ausgeübt wird, und nur darin, daß dis ein Ende nehme, liegen die einzigwahren Mittel gegen den Kindermord.

Die Hauptsache ist, daß alle obrigkeitliche Bestrafungen, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, gegen solche Personen aufgehoben werden. Das Christenthum gebietet sie nirgends, und die Vernunft verbietet sie. Ist es auch wohl an sich Sünde, Mutter zu werden? Und wenn es dis nun auch wirklich für ein Mädgen ausser der Ehe sein sollte: so ist es doch eine Sünde, die dieses an seinem eigenen Leibe beging, und wo-

für es an seinem eigenen Leibe gestraft ward. Es ist also nicht nur nicht nöthig, ein solches Mädgen noch strafen zu wollen; sondern es ist auch grausam, es solchergestalt doppelt zu strafen. Wie? höre ich fragen, so dürfte auch wohl Selbstmord nicht von der Obrigkeit gestraft werden? Ich antworte aus demselben Grunde — nein; und so viel Gesetzgeber auch den Selbstmördern Strafen zuerkannt haben, so hat doch bis auf diesen Tag noch keiner von ihnen allen dargethan, daß der Staat dazu Fug und Recht habe. Das Kriminalrecht auf dem Erdboden bedarf überhaupt noch unter allen menschlichen Rechten am meisten einer Revision, weil es häufig gegen die Humanität der heutigen Welt kontrastirt und die Mahlzeichen der Barbarei der Vorwelt noch zu sehr an sich trägt. In vielen Ländern hat man auch die Ungewalt, welche man zur Bestrafung der Selbstmörder hat, stillschweigends dadurch anerkannt, daß man die in den Gesetzen gegen sie verordnete Strafe nicht mehr vollstreckt; noch aber ist mir doch kein Staat bekannt, in welchem man diese Strafen förmlich aufgehoben hätte. In militärischen Staaten dürfte man dis vielleicht nie thun, weil durch ieden männlichen Selbstmord ein Flintenträger weni-

ger wird. So mus man sich aber auch wundern, wenn ein solcher Staat so inkonsequent handelt und ein Mädgen dafür straft, daß es einen Flintenträger mehr herbeigeschaft habe. Wenn unsere Gesetzgeber und Gesetzverwalter alle die Leiden kenneten, welche den Selbstmord nicht nur begleiten, sondern ihm auch vorhergehen, oft Jahre lang vorhergehen: wie würden sie den Mann, der von eigener Hand sinkt, auch auf den Fall, daß sie ihn unter die Verbrecher zählten; doch für einen so übermässig schon gestraften Verbrecher ansehen, daß ihnen alle Lust und Kraft, ihn weiter zu strafen, verginge! Und eben- so — wenn unser Richter iemals nicht nur die Geburtsschmerzen eines Weibes überhaupt, sondern auch die Geburtsschmerzen einer solchen Unglücklichen besonders, neben deren Niederkunft kein tröstender Mann steht und die ausser der Angst der Natur noch zugleich mit tausend andern Aengsten kämpft und viel Monate hindurch mit diesen schon gekämpft hat, aus Erfahrung kenneten — — zittern würden sie, so oft sie zu ihrer Bestrafung noch obendrein schreiten wollten.

Die mildeste Bestrafung solcher Personen besteht noch darin, daß man sie zu einer Geld-

busse kondemnirt; sie, die mehrentheils die ärmsten Geschöpfe sind. Da die Gesetzgeber die Unmöglichkeit der Leistung dieser Strafe bei den mehresten vorhersahen: so haben sie auch selbst schon di: Alternatife gestellt — so und so viel Geld, oder, so und so viel Tage Gefängnis, oder öffentliche Arbeit. Aber auch hier entsteht die Frage, und wenn es auch nur vier Wochen sind, daß so eine Person für andere und umsonst arbeiten mus, ob es nicht grausam sei, ihr den Lohn ihres Verdienstes so lange zu entziehen, der doch ihr Alles ist, und zu einer Zeit zu entziehen, wo sie seiner am meisten bedarf, und wo ohnehin entweder schon vier Wochen gewesen sind, oder noch bevorstehen, in welchen sie wenig oder nichts wird verdienen können. Ernährt der Staat unterdessen so eine Elende, oder nicht? Im erstern Falle, was hat er alsdann davon? So kostet ihn ihre Alimentation vieleicht mehr, als sie verdienen kann. Der letztere Fall aber ist himmelschreiende Grausamkeit. Hat sie sich vergangen, so verurtheilt sie ihr Vergehen schon zur stärksten Anwendung ihrer Kräfte bei den ans Licht kommenden Folgen desselben; wie kann sie noch verurtheilt werden, diese ihre Kräfte ausser der Arbeit, wozu sie die Natur verdammt,

noch zu willkürlicher Strafarbeit zu verzehren? Wirkliche Inhaftirung solcher Personen ist aber vollends wider alle Diätetik der Schwangern und Säugenden; oder schadet den Unverehlichten dieser Art etwa nicht, was den übrigen schadet? Richtet sich vieleicht die Natur nach Willkür der Gesetze? Oder verdienen solche Mütter die Aufmerksamkeit der Menschen nicht, wie andere Mütter? Luther hat wenigstens in der Litanei ohne Ausnahme übersetzt — allen Schwangern und Säugenden fröhliche Frucht und Gedeihen geben!!! Nun warlich, wenn man eine Schwangere einsperrt, so möchte ihr wohl keine fröhliche Frucht, und wenn man eine Säugende verhaftet, ihr kein fröhliches Gedeihen von Gott gegeben werden können. Wie kontrastiren hier Kirchenlitanei und weltliche Justitz!

Doch nicht nur die Justitz, auch die Kirche selbst handelt ihrer Litanei oft entgegen. In vielen Ländern kondemnirt sie noch unglückliche Mädgen, wenn sie sich durch Religionsgefühle haben abhalten lassen, Kindermörderinnen zu werden, ehe sie hernach zum erstenmahle wieder zum Abendmahle gelassen werden, zu einer öffentlichen Kirchen-

busse.

busse vor der ganzen Gemeine, deren Glieder sie sind. Zuweilen mus die arme Kreatur erst eine Zeitlang vor dem Altare knien; zuweilen begnügt man sich daran, bei Abkündigung der Kommunikanten blos zu sagen, daß sich unter selbigen auch eine Person befinde, die Gott schwer beleidigt habe und es heute ihm öffentlich abbitte u. s. w.; da dann alle Zuhörer die Köpfe auf dem Rücken haben und mit ihren Augen die Person aufsuchen, oder, wenn die Gemeine klein und iedes Glied dem andern bekannt ist, aller Augen gleich auf diese Person geheftet sind, so, daß sie, wenn sie noch das geringste Gefühl hat, darüber in Ohnmacht sinken möchte. Ich kenne sogar Geistliche, welche, wenn aus Noth Dispensationsfälle eintreten, darüber aufgebracht werden. Was soll man dazu sagen? Soll man sich mehr über die Härte, mit welcher Richter und Prediger noch am alten barbarischen Herkommen kleben, oder über die Rechtschaffenheit wundern, welche solche unglückliche Weibspersonen auch nicht einmahl abhält, das Abendmahl der Christen unter so harten Bedingungen wieder zu begehren? Unter aller Würde der Moral ist es dann vollends, wenn bei Vornehmern ein Unterschied gemacht, oder gar für eine gewisse Summe

Geldes von der Kirchenbusse dispensirt wird. Das geringste, welches durch alle solche Strafen ausgerichtet wird, ist, daß schwangere Mädgen, wenn sie wissen, was ihnen bei der Obrigkeit oder in der Kirche bevorstehe, ihre Schwangerschaft so lange, als möglich, verbergen. Aber auch ein grosser Theil der wirklichen Kindermorde rührt blos von hieraus her; wie die gerichtlichen Aussagen unserer Kindermörderinnen oft genug bestätigt haben.

Wollte man sagen, daß ohne dergleichen Bestrafung die unehelichen Geburten noch weit häufiger werden würden, als sie so schon sind: so glaube ich dis zwar selbst; aber nicht in dem Verstande, in welchem dis gemeinhin gesagt wird. Soll es nehmlich so viel heissen, daß durch Vorherwissen dieser Strafen viel Mädgen sich abhalten liessen, das zu thun, worauf sie im Gange der Natur Mütter werden: so ist dis offenbar wider alle Kentnis des menschlichen Herzens geurtheilt. In den Augenblicken der heftigsten Leidenschaft denkt ein Mädgen an alle diese Strafen nicht, und der hohe gewisse sinnliche Reitz der Gegenwart überwiegt bei ihr alle nur blos mögliche Leiden der Zukunft. Wie wäre es denn sonst möglich, daß Weiber nach den schweresten Ge-

burten, die sie gehabt und in denen sie schwuren, nie wieder Mutter zu werden, binnen Jahr und Tag es doch wieder würden? Dieser einzige durch so viel Erfahrungen erwiesene Gedanke sollte doch alle Gesetzgeber und Richter endlich überzeugen, daß keine Strafe in der Welt im Stande sei gegen die sinnlichen Reitze der Liebe fest zu machen. Das aber glaube ich wirklich selbst, daß in so fern viel uneheliche Geburten aus Furcht der Strafe weniger werden, daß die Mädgen, um dieser zu entgehen, Mittel erlernen, entweder gar nicht zu empfangen, oder doch den Embrio bald wieder von sich zu schaffen. Heisst dis aber nicht im eigentlichen Verstande den Kindermord befördern?

Noch weniger kann man einwenden, daß auf solche Weise, wenn die Obrigkeit nicht mehr strafte, es den Anschein gewinnen könnte, als sollte die Unzucht aufhören, Sünde zu sein. Ich frage hier nur — gibt es denn weiter kein Mittel, einen Menschen zu überzeugen, daß er irgend woran Unrecht thue, als daß man ihn öffentlich dafür strafe? Wer bestraft denn den Branntweinssäufer, den Verschwender, den Narren, der sein Geld im Lotto verspielt, den Wagehals, welcher

Arme und Beine bricht u. s. w.? Gibt die Obrigkeit auch wohl dadurch, daß sie alle diese Leute nicht straft, zu erkennen, daß sie alle nicht Unrecht thun? Nein, sie straft sie blos darum nicht, weil sie die Natur schon straft. Angenommen also, eine Weibsperson versündigte sich dadurch, wenn sie ausser der Ehe Mutter würde; leidet sie nicht dafür die Schmerzen der Gebärerin? — Man unterweise die iungen Leute frühzeitig über die Pflichten der Keuschheit und über den höhern Adel der Liebe! Man schildere ihnen den Segen der Enthaltsamkeit, von der Ruhe des Gewissens, die sie auf der Stelle gewährt, an, bis auf das Glück einer wahrhaftig vergnügten Ehe, die sie für die Zukunft gewis verspricht! Man lehre sie den Geschlechtstrieb, der an sich die Quelle nicht nur der höchsten sinnlichen, sondern auch der höchsten geistischen Freuden werden kann, wie alle ihre übrigen Triebe, regiren und so lange nicht an seine Befridigung denken, als es unvernünftig gehandelt sein würde, daran zu denken. Wo geschieht dis aber in den Schulen? Wo geschieht es in den elterlichen Häusern? Eine am unrechten Orte angebrachte Schamhaftigkeit ist es, die noch immer Eltern und Lehrer davon zurückhält, und so werden

die mehresten unglücklichen Mädgen blos die Opfer einer gänzlichen Unwissenheit. Vorzüglich sollte bei guter Zeit den Jünglingen über den grossen Punkt des Umgangs mit dem weiblichen Geschlechte das Gewissen geschärft und ihnen recht sinnlich dargestellt werden, wie abscheulich es sei, ein Mädgen zu verführen, und wie noch abscheulicher, wenn sie es verführt hätten, es zu verlassen. Glauben Sie, mein W., dis alles würde bessern Erfolg haben, als alle gedrohete Gefängnis- und Geldstrafen und Kirchenbussen.

Ehe die obrigkeitlichen Bestrafungen nicht aufhören, wird auch das Publikum nicht aufhören, solche unglückliche Mädgen mit öffentlicher Schande zu belegen. Statt, daß iede dadurch, wenn sie ihre Strafe erduldet hätte, von allem weitern Vorwurf dadurch befreiet sein sollte, so geschieht vielmehr das Gegentheil. Es ist im Civil nicht, wie im Militär, wo der infamgemachte Musketier dadurch, daß man die Fahne über ihn schwenkt, wieder ehrlich wird. Der grosse Haufe denkt noch immer, daß er auf den zu schimpfen befehlicht sei, der öffentlich gestraft wird, und verrichtet unberufen eine Art von Nachrichteramt mit unerbittlicher Strenge. Daß

das Volk nicht aufhöre zu schelten, bis die Obrigkeit aufhört zu strafen, beweiset das Schicksal, welches die Selbstmörder haben. Da, wo sie noch durch den Schinder begraben werden, verflucht und verdammt sie auch noch der grosse Haufe; wo sie aber ein ehrliches Begräbnis, wie andere verwirrte Leute, erhalten, beurtheilt sie auch der gemeine Mann mit Liebe, oder suspendirt wenigstens sein Urtheil. Die öffentliche Schmach also, welche noch auf Personen ruhet, sobald sie ausser der Ehe Mutter werden, wird auch nicht eher aufgehoben sein, bis die Obrigkeit ihre Strafen über sie aufhebt. Weg mus aber diese öffentliche Schande; sonst wird in Ewigkeit des Kindermords kein Ende sein. Der grösseste Theil der gerichtlichen Akten, welche über dergleichen Delinquentinnen vorhanden sind, setzt diese Behauptung ausser allen Zweifel. Ich frage auch ieden getrost, ob er, wenn er sich in einer solchen Lage befände, die gewöhnliche Schmach dieser sogenannten Gefallenen zu ertragen im Stande sein würde. Es ist nicht eine Schmach auf eine Zeitlang, sondern eine Schmach auf Lebenszeit oft. Es ist nicht eine geringe und unbedeutende, sondern eine durch nichts zu versüssende Schmach. Das Publikum spricht dreust von vergeben und

nichtvergeben, und ich möchte um alles in der Welt willen wissen, wie es durch eine solche Person beleidigt worden sei. Fühlt es sich denn etwa auch beleidigt durch den Sturz eines verwegenen Reuters, wobei dieser Arme und Beine bricht? Fühlt es sich beleidigt durch die Unvorsichtigkeit eines jungen Menschen, der sich Uhr und Börse aus der Tasche ziehen lässet, oder gar unter die Seelenverkäufer geräth? Wer doch nun aber nicht beleidigt ist, der mus auch nicht von vergeben sprechen. Das Mädgen, welches unglücklich genug ist, Mutter zu sein, ohne vor der Welt einen Vater zu seinem Kinde zu haben, hat nur sich beleidigt und also auch nur sich zu vergeben. Jeder trägt, sagten die Alten, seine eigene Haut zu Markte, und sie hatten vollkommen damit Recht. Welch eine Anmassung, das Unglück eines andern sehen und — sich dadurch beleidigt fühlen! Zum Mitleid getrieben sollte man sich fühlen. Findet man nun auch dieses Mitleid in der That, wie man leicht denken kann, bei einzelnen wirklichverständigen und ausgebildeten Personen: so sind doch diese bei weitem noch nicht gegen die Menge der Andersgesinneten in Berechnung zu bringen. Die Welt, d. h.

der bei weitem grössere Theil der Menschen kann sich noch immer zu keiner sogenannten Vergebung gegen solche Personen entschliessen, und diese thun, wenn man ihnen rathen soll, wohl daran, wenn sie ihr Vaterland gegen ein anderes Land vertauschen, wo man sie nicht kennet. Gemeiniglich verliehrt so eine Person sogleich ihren guten Nahmen, ihre Freundinnen, den Zutritt zu allen bessern Gesellschaften, und wohl gar die kleinste Wohlthat, welche sie seither genos. Hure heisst sie durchgehends; — ein zwar deutscher, aber hier sehr oft falschangebrachter Nahme! Eine Hure ist eine solche Weibsperson, die sich mehrern Preis gibt, oder gar für Geld feil ist; sie mag übrigens iemals ein Kind zur Welt bringen, oder nicht. Es ist abscheulich, mit diesem Nahmen ein armes Mädgen zu belegen, welches zwar nicht von gar keinem Manne, aber doch nur von einem Manne weis, den sie noch dazu innig liebte und von dem sie wiederum innig geliebt zu werden glaubte, der sie verlies, sich wohl gar von ihr losschwur und ihr so die höchste Zärtlichkeit, die sie für ihn hegte, mit der höchsten Grausamkeit vergolt. Will man sie nicht Jungfer nennen — wie sonderbar! — so nenne man sie Jungfrau; dis ist sie ia doch

wahrhaftig in dem Augenblick geworden, da zum ersten mahle ein Mann in ihren Schos sank. Kann es recht geheissen werden, daß man einem Mädgen, welches noch nicht verflucht genug dachte, sich ihrer Frucht gewaltsam zu entledigen, einen Nahmen entzieht, auf den die Welt einmahl viel setzt, und diesen solchen Personen lässet, von denen es notorisch ist, daß sie die lüderlichsten Geschöpfe sind, blos darum, weil — sie nicht taufen lassen? Wie weit dieser Unfug gehe, habe ich bei manchem Prediger in den sogenannten Konfitentenregistern gesehen, wo die Küster, um ihre Stärke im Latein zu zeigen, bei solchen verunglückten Mädgen hinzugesetzt hatten — deflorata. Die Pastoren selbst gestanden, daß subintelligirt werden müsse — nach ihrer eigenen Aussage; weil sonst das deflorata auf das halbe Konfitentenregister passen dürfte.

Hier ists, wo man auch den Begrif des Wortes Unzucht richtiger bestimmen mus. Eigentlich heisst es freilich so viel, als ohne Zucht; aber wenn man hier unter Zucht die Trauung versteht, so weis wenigstens die deutsche Sprache von dieser Erklärung nichts. Ohne Zucht den Naturtrieb befriedi-

gen, kann nichts anderes bedeuten, als ihn unnatürlich befridigen. Dis heisst — entweder, ihn so befridigen, daß keine Fortpflanzung dadurch erfolgen soll, oder doch so, daß das Mädgen nicht wisse, wer unter mehrern eigentlich der Fortpflanzer gewesen sei. Kurz, Lüderlichkeiten und Bosheiten mit dem andern Geschlechte getrieben, verdienen nur den Nahmen Unzucht. Ein Mädgen also, das es nur mit seinem Liebhaber hält und durch diesen wirklich zur Mutter wird, ist keine Unzüchtige zu nennen. Es beruhet nur darauf, daß der Vater ihres Kindes fernerhin ihr Mann sei. Selbst alsdann, wenn sie sich mit beiderseitiger Bewilligung wieder trennen und anderweit Vater und Mutter werden, gehört ihr dieser Schimpfnahme nicht; oder er würde auch allen denen gehören, die von Konsistorien geschieden werden und sich anderweit verheirathen. Die Kirche dehnt hier noch offenbar ihre Gerechtsame, oder vielmehr ihre Usurpationen zu weit zum Schaden der Menschheit aus. Die Natur weis nichts davon, daß es einem Mädgen Schande sei, Mutter zu werden. Ist dis nicht vielmehr die Bestimmung des weiblichen Geschlechts? Wie kann es Schimpf sein, einem Wesen, wie man selbst ist, alles in Allem zu

werden? Und wozu dienen alle solche Beschimpfungen? Wenn auch nur selten zu Kindermord, doch sehr oft dazu, daß solche Personen alsdann erst lüderlich werden. Sehen sie sich ein: für allemahl gebrandmarkt, aus allen ehrenvollen Gesellschaften verstossen und von allen feinern Genüssen abgedrängt: so ergreifen sie die Genüsse der ungebundensten Unzucht, um doch etwas zu haben. Sie sind einmahl gefallen, ohne Hofnung, wieder aufgerichtet zu werden; so fallen sie immer tiefer. O wie sollte man, wenn es wahr ist, daß das Christenthum Behülflichkeit zur Besserung der Sünder befiehlt, diese Unglücklichen von aller Schande befreien, um ihnen nicht den Weg zur Besserung auf ewig zu verschliessen!

In der Masse, in welcher man gegen die Geschwängerte milder wird, werde man strenger gegen den Schwängerer. Bis iezt brachte diesem die Schwängerung nicht den zehenten Theil so viel Schande, als iener; welch eine ungerechte Eintheilung! Hatte das Mädgen nicht an den körperlichen Leiden genug, die ihr so viel Monate hindurch ihr mütterlicher Zustand machte? Hatte sie nicht an den blossen Geburtsschmerzen genug, mit welchen

sie den genossenen Kitzel der Wollust zu ungeheurem Preise bezahlen mus? Soll sie nun auch noch die Schande allein dulden? Was duldet dann nun der Mitgenosse, der Urheber ihrer That? Welch eine Repartition — wenn von zwei Menschen, die gemeinschaftlich gesündigt haben sollen, der eine die Folgen davon ganz, und der andere gar nicht empfindet! Vieleicht ist das weibliche Geschlecht an diesem seinen Schicksale zum Theil selbst Schuld. Ein Mädgen findet oft weniger Anstos, einen Jüngling zu heirathen, der sich schon zum Vater aufschwang, als der Jüngling findet, ein Mädgen zu heirathen, das schon Mutter geworden war. Ist es weibliche grössere Herzensgüte, die dis bewirkt, oder ist es Folge des Herkommens, daß ein Mädgen nicht aufs Heirathen ausgehen darf, sondern warten mus, bis ihm der Antrag gemacht wird, oder ist es solchergestalt gegründeteres Zutrauen zu den phisischen Kräften des Jünglings — ich weis es selbst nicht; vieleicht ist es bald dis, bald das, bald ienes. So viel aber ist gewis, daß eine Uebereinkunft des weiblichen Geschlechts, über diesen Punkt in Zukunft ebenso delikat zu denken, wie das männliche, das sicherste Mittel sein würde, in Schwängerungsfällen die Hälfte der Schan-

de wenigstens auf den Schwängerer zurückzuwerfen. Die Gesetze selbst sollten ihnen hierbei hülfliche Hand leisten, die noch immer auf eine in der That ganz unbegreifliche Weise gegen den leidenden Theil, gegen das Mädgen, am härtesten sind. In der That, hier sind noch wesentliche Mängel in unsern Einrichtungen, und nur alsdann erst, wenn diesen abgeholfen sein wird, darf man Hofnung schöpfen, daß die Kindermorde ein Ende haben werden. Ich kenne Staaten, wo es sogar verboten ist, bei der Taufe eines unehelichen Kindes den Nahmen des Vaters zu erfragen. Und wer weis nicht, daß es noch allenthalben dem reichen Jüngling erlaubt sei, sich von dem armen Mädgen, das er verführt, wohl gar unter dem heiligsten Eheversprechen verführt hat, mit Gelde loszukaufen? Ist es nicht solchergestalt dem Reichen verstattet, Alles zu thun? Hat er mehr Unglück davon, die Unschuld zu Boden geworfen zu haben, als wenn er einmahl einen unglücklichen Abend im Farao hat? —

Verliehrt ein Mädgen dadurch, daß es Mutter wird, wirklich seine Ehre, so ist der Räuber ihrer Ehre, wie ieder andere Dieb, ihr Ersatz derselben schuldig, und es mus nicht

bei ihm, sondern bei ihr stehen, welchen Ersatz er leiste. Besteht sie darauf, daß sie den Jüngling heirathen wolle: so müsten ihn ohne alle Ausnahme die Gesetze dazu zwingen. Und wenn sie auch nur vier und zwanzig Stunden lang noch wirklich seine Frau bliebe: so müste sie doch Zeitlebens seinen Nahmen tragen dürfen. Dis betrift eigentlich den Vorschlag, welchen ich thun würde, um auf der einen Seite den Kindermord zu verhüten, ohne auf der andern die Zahl der unglücklichen Ehen zu vermehren. Man zwinge den erwiesenen noch ledigen Schwängerer zur Kopulation mit seiner Geschwängerten; so ist für die Ehre und Ruhe der letztern gesorgt. Man scheide sie hernach wieder, wenn der Schwängerer darauf besteht, gebe iedem Theile die Freiheit, sich anderwärts zu verheirathen und nöthige den Mann, sein Kind zu versorgen und nach Umständen die Geschidene auszustatten; so ist auch dafür gesorgt, daß hernach nicht Mord und Todschlag geschehe.

So natürlich auch das Recht ist, welches Eltern haben, bei der Verheirathung ihrer Kinder ein Wort mitzusprechen: so ein unnatürliches Recht massen sie sich an, wenn sie nach einmahl geschehener Schwängerung die

eheliche Verbindung auch nur im geringsten zu verhindern wagen, und es sollte ihnen solches durchaus nicht gestattet werden. Die Sache des Mädgens geht nun der ihrigen vor, und es mus dem Staate darum zu thun sein, Gerechtigkeit gegen Mutter und Kind auszuüben und dem Kindermorde zuvorzukommen. Ich will gar nicht in Abrede sein, daß solchergestalt manches arme und nidrige Mädgen sich in reiche und vornehme Familien einschleichen könne, wenn es einen Jüngling aus selbigen nach sich ziehet; wenn es aber den reichen und vornehmen Jünglingen erlaubt ist, arme Mädgen nach sich zu ziehen: so sehe ich nicht ein, warum nicht auch arme Mädgen reiche Jünglinge nach sich ziehen dürften. Keins von beiden mus erlaubt sein, oder beides. Soll das erstere nur erlaubt sein, so ist das abermals eine Prärogatife, die man dem Reichthum gibt, welche wider alles Recht der Natur streitet. Und — der Fall, daß reiche Jünglinge arme Mädgen verführen, geschieht gewis zehenmahl häufiger, als der umgekehrte. Das männliche Geschlecht ist und bleibt bei weitem der am öftersten verführende Theil. Seine grössere Stärke, sein Unternehmungsgeist, die Heftigkeit, welche seinem Karakter eigen ist, setzen dis schon ausser Zweifel, und wenn man

auch die Erfahrung nicht darüber zu Rathe zöge. Besonders sind die reichen und vornehmern Jünglinge in diesem Falle die unternehmendsten, und Stolz und Sitte scheuchen das weibliche Geschlecht in den nidrigen Ständen mehr denn zu sehr zurück, als daß es sich unaufgefordert dem männlichen in den höhern Ständen nähern sollte. Die vornehmern Stände haben es ia auch in der Gewalt, ihre Jünglinge vernünftiger zu erziehen, daß kein nidriges Mädgen sie verführen könne. Und — wenn es dann nun auch zuweilen geschähe und mithin aus ienem Vorschlage manche sogenannte Mesalliance entstände: so ist ia das bei weitem nur ein kleineres Uebel gegen das ungeheuergrosse, welches durch ienen Vorschlag offenbar verhindert wird, nehmlich — zahlloses Mädgenleiden und häufiger Kindermord. Sobald ein Mädgen in solcher Naturlage sich nicht mehr von der Obrigkeit bestraft, sich nicht mehr öffentlich entehrt, sich nicht mehr von allen seinen Freunden verlassen und durch Untreue seines Verführers sogar dem Hunger und Verderben mit seinem Kinde ausgesetzt sieht — wie sollte es, wenn es einmahl die Geburtsschmerzen überstanden hat, noch auf den Einfall kommen, sein Kind zu morden? Fällt dis alles weg und hat ein

Weib

Weib einmahl sein Kind gesehen: so ists vieleicht unmöglich, daß es seines Kindes vergessen könne.

Die Frage wird freilich sein — wie soll ein Mädgen seinen Schwängerer erweisen, wenn dieser nicht selbst gesteht, daß er es sei? Ja, man kann auch zugeben, daß viel reiche Jünglinge, welche es seither noch aus Unverschämtheit gestanden, weil sie mit Gelde loszukommen wusten und somit ihre That unter die ritterlichen zählten, sich aufs Leugnen legen werden, sobald sie wissen werden, daß die Folge ihres Geständnisses gezwungene Heirath sei. Inzwischen sind dazu die Richter da, im Leugnungsfalle alles Für und Wider zusammen zu fassen und darnach zu entscheiden. Zeugen der That selbst werden freilich kaum in dem tausendsten Falle vorhanden sein; dafür wird es aber auch nicht an begleitenden Umständen fehlen, welche in den mehresten Fällen für oder wider die That hinlänglich zeugen. Auch setze ich voraus, daß ein Richter ein Kenner des menschlichen Herzens sein, sich auf den Ausdruck der Unschuld und Nichtunschuld verstehen und die Kunst in seiner Gewalt haben müsse, durch Fragen kreuz und queer endlich hinter die

Wahrheit zu kommen. Und gesetzt, es geschähe dann und wann einem Jünglinge zu viel, ist denn das nicht wieder ein kleineres Uebel gegen das grössere, daß, im Falle nicht so gehandelt wird, zehen Mädgen allemahl für eins zu wenig geschehen mus? Oder ist das weibliche Geschlecht etwa dazu verdammt, auf allen Seiten hintenangesetzt zu werden?

Ich füge zu diesem allen auch, als ein von weitem wenigstens sehr wirksames Mittel gegen den Kindermord, die Fürsorge hinzu, welche der Staat für die Erleichterung der Ehen tragen mus. Auch hier ist noch viel zu thun übrig gelassen; es kann aber alles geschehen, sobald man nur will. Die Natur hat nun einmahl dem Geschlechtstriebe die höchste Stärke gegeben, und wenn die Menschheit wirklich immer zahlreich vorhanden sein sollte, so muste sie auch so thun. Erwägt man die Leiden, welche ein Weib hat, ehe es Mutter wird, wenn es Mutter wird und wenn es Mutter geworden ist — erwägt man den immerwährenden Aufwand von Kräften, welchen ein Vater machen mus, der eine Familie zu ernähren hat —— so ist es gewis, daß tausend Männer und Wei-

der sich würden hierdurch abhalten lassen, Kinder zu zeugen, wenn sie nicht von einer andern Seite unwiderstehlich dazu gereitzt würden. Aber alle diese Betrachtungen überwiegt dann der stärkere Geschlechtstrieb; und so ist er mit Recht das grosse Meisterstück der Natur zur Erhaltung der Menschengattung. Ist er aber in so hoher Masse da, so mus es auch iedem erlaubt sein, ihn menschlich zu befriedigen. Die Moral will aus Gründen, die den Beifall iedes Weisen haben, daß er nur in der Ehe befridigt werde. Ist dis, so mus auch der Staat, so viel an ihm ist, dafür Sorge tragen, daß ieder sich verehlichen könne. Thut er dis nicht, der Geschlechtstrieb verlangt dessen ungeachtet Befridigung; und so entsteht das ganze Heer iener unübersehlichen traurigen Folgen daraus, welche bei Entehrung der Mütter anfangen und bei dem Morde der Kinder sich schliessen.

Wollte man verlangen, daß Mädgen, die nicht Gelegenheit zu heirathen haben, auch an die Liebe nicht denken müsten — welch eine Forderung! Kann der ein Philosoph sein, welcher sie thut? Sollte dis gelten, so müste die Natur auch darauf Rücksicht genommen

und iedem, der nicht heirathen kann, den Geschlechtstrieb schon in voraus versagt haben. Sie hat sich aber so wenig daran gekehrt, wie an alle übrige Eingriffe, welche die Nachlässigkeit oder Grausamkeit des Staats in ihre Einrichtungen thun würde. Sie geht ihren Gang fort, und geht der Staat nicht mit, so kommen am Ende iene Wege heraus, die zwar wirklich zu Verderben und Verdamnis führen, nach ihrem Plane aber zu Heil und ewiger Seligkeit leiten sollten.

Es ist durchaus wahr, daß in den mittlern Ständen der Coelibat immer mehr und mehr um sich greife. Leute, die in öffentlichen Aemtern stehen, wagen es, wenn sie kein beträchtliches Vermögen für sich haben, oder dergleichen zu erheirathen wissen, kaum mehr, ein Weib zu nehmen. Ihre Besoldungen sind nach der Wohlfeile der vorigen Jahrhunderte zugeschnitten, wo man auch für eine Familie reichliches Auskommen dabei hatte; iezt aber reichen sie bei doppelt und dreifach erhöhetem Preise der Dinge gerade nur hin, das besoldete Individuum zu erhalten. Der überhandnehmende Luxus kommt dazu und macht ieden rechtlichdenkenden Mann vor dem Ehestande zitternd. In iedem Vierteliahre,

in iedem Monate kommen neue Moden auf, und die Hälfte seiner Besoldung würde oft kaum zureichen, sein iunges Weib damit zu ihrer Zufridenheit zu versorgen. So vergrauet der grössere Theil der Mädgen im vornehmern Mittelstande, und dis wird von Jahrzehend zu Jahrzehend auffallend merklicher werden, wenn die Besoldungen der Diener nicht den Zeiten gemäs erhöhet und der Luxus und die Modesucht eingeschränkt werden; welches am sichersten durch Einführung eines simplen und unveränderlichen Nationalputzes beim weiblichen Geschlechte geschehen würde.

Wie es im höhern Mittelstande ist, so ist es auch im nidrigern. Wenn der Bürger auch dis vor dem Manne im Amte voraus hat, daß er den Preisen der übrigen Dinge gemäs auch seine Waare und Arbeit höher anschlagen kann: so ist ihm doch damit nur auf der einen Seite geholfen. Auf der andern ahmen sein Weib und seine Töchter dem Luxus der Vornehmeren nach, verlangen so gut, wie diese, von Zeit zu Zeit Feten, Bälle und Maskeraden, und übertreiben dabei die Kleidertracht, wie iene. Was meinen Sie, mein W., daß heut zu Tage ein blosses Bürgermädgen werth sei, wenn es sich in seiner Art

geputzt hat? Ich weis nicht, ob es unter funfzig Thaler so da stehe, wie es da steht. Lassen Sie nun einen solchen Vater Bürger mehrere Töchter haben — sein Weib kommt dazu und will den Töchtern nichts nachgeben — — sagen Sie mir, wohin will das endlich aus? Die Freier, welche sonst mit einem solchen Mädgen doch wohl ein Paar hundert Thaler mitbekamen, sollen sich iezt an dem blossen Firlefanz, den das Mädgen um und an sich hat, und den sie noch dazu hernach fortsetzen müssen, begnügen, und — treten zurück. Die Mädgen werden aufgeführt und bleiben sitzen.

Nicht anders ist es in den wirklichen untern Ständen. Es fehlt an den meisten Orten an Fabriken und Manufakturen, welche die erwachsenen Jünglinge zeitig genug in den Stand setzen sollten, Brod zu verdienen und eine Familie zu bauen. Des Ackers wird nicht mehr, und der da ist, wird nicht in der Rücksicht bebauet und benutzt, daß er mehrere Hauswirthschaften erhalten könnte. Die Domainen bleiben, wie sie sind; Trift und Gemeinweide desgleichen. Ja noch mehr; der immer mehr anwachsende Soldatenstand kommt dazu. Dem ganzen Regiment werden keine

Trauscheine gegeben. Auch ist der gemeine Soldat nicht im Stande, von seinem Lohne eine Familie zu ernähren. Wenn er klug ist, bleibt er [illegible]; oder die Landesverfassung müste ihm für Weib und Kinder sehr günstig sein. Bringt man endlich die Kriege in Beschlag, welche in Deutschland in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts geführt worden sind und noch geführt werden: so sieht man offenbar, daß die Proportion zwischen den beiden Geschlechtern völlig aufgehoben sei. Man erblickt auch in der That bei ieder Volksversammlung, sie mag sich am Altare oder auf der Strasse bei aufsehenmachenden Vorgängen zeigen, eine weit grössere Menge von Weibs- als Mannspersonen. Es ist gar nicht mehr möglich, daß iedes Mädgen sich Hofnung machen könne, an den Mann zu kommen; oder man müste annehmen, daß ieder Mann zwei, drei Weiber begraben lassen werde.

Was kann nun aber aus dieser Ueberzahl des weiblichen Geschlechts und aus iener Eheunlustigkeit vieler unserer Jünglinge anderes entstehen, als was leider in voller Masse geschiehet! Die Stärke des Geschlechtstriebes bleibt dessen ungeachtet dieselbe, und die Natur lässet deshalb heut zu Tage nicht mehr

Verschnittene zur Welt kommen, als sonst. So sucht dieser Trieb unnatürliche Befriedigung. Jünglinge denken ächt diogenisch, und Mädgen vielleicht auch. Die Verderbnis der Sitten ist vieleicht in dieser Hinsicht bald in demselben Grade da, wie ehemals bei Griechen und Römern; nur mit dem Unterschiede, daß sie dort die Geilheit, hier aber wirklich die Noth bewirkt. Warlich, mein W., ein Gegenstand, der ernstesten Beherzigung aller Grossen unserer Tage werth! Und dieienigen Jünglinge, welche ia der Natur noch treu bleiben, sind es nun eben, die unsere Mädgen unglücklich machen. Der iunge Mann im Amte und von Stande, der sich vor den Ausgaben fürchtet, die ihm ein angetrauetes Weib machen würde, nimmt sich eine flinke Magd um die andere, schaft sie zur Mutter um und lässet sie hernach Noth leiden. Der Kaufmann machts oft nicht besser. Der Soldat hat vollends nichts zu fürchten, wenn er ein Mädgen verführt hat. Und so sind und bleiben die Töchter aus den untersten Ständen immer der Gefahr am meisten ausgesetzt, Kindermörderinnen zu werden. — Mit Recht nennet man daher die Beförderung der Ehen als ein im Ganzen äusserstwirksames Mittel dagegen.

Endlich — so fehlt auch noch in den meh-resten Staaten eine gewisse Art von öffentli-chen Häusern, deren auch der kleinste Staat wenigstens ein, und ieder grössere nach Ver-hältnis mehrere haben sollte; ich meine Fin-delhäuser. So lange besonders iene an-dern Mittel gegen den Kindermord noch nicht in Ausübung gebracht sind, dürften sie vie-leicht so nothwendig sein, wie die Kirchen, in einem Lande. Auf ieden Fall aber würden sie bei zweckmässiger Einrichtung dem Kindermorde ein gänzliches Ende machen. Wie sollte um alles in der Welt eine Mutter, sie sei auch, wer sie sei, auf den Gedanken kommen, grausam und mit gröster Gefahr ihr Kind zu verbergen, das sie alsdann ohne alle Gefahr und liebevoll auf ewig verbergen kann! Wenn der lebendigbleibende Zeuge ih-rer That sie nicht verräth, warum sollte sie ihn aus dem Wege räumen? Wenn sie ihres Kindes einmahl vergessen mus, wie sollte sie nicht lieber ein solches Vergessen wählen, wo-mit die Menschlichkeit noch besteht? Man könnte deshalb gewisse Wehmütter, die öffent-lich bekannt sein müsten, in Eid und Pflicht darüber nehmen, daß sie solche Personen ent-bänden und ihre Kinder an das Findelhaus ab-lieferten, ohne ie einem andern Menschen ein

Wort davon zu sagen und sagen zu dürfen, als — der Obrigkeit, wenn sie darnach fragte, die es aber auch nur in den äusserstwichtigsten Fällen thun müste. Und so wäre noch nebenbei dem Bekanntwerden solcher Dinge, die ohnehin das Publikum gar nichts angehen, vorgebeugt. Wollte man mit dem Findelhause auch noch ein Entbindungshaus verbinden: so wäre alles beisammen, was die Menschheit erheischte; und es müste alsdann ieder Schwangern frei stehen, maskirt in dieses Haus ein- und aus demselben wieder heraus zu gehen. Ganz vorzüglich sind dergleichen Häuser um solcher Mädgen willen, die durch Ehemänner verunglückt sind, der Wittwen wegen, die da vergassen, daß sie Wittwen waren, und sogar derienigen Eheweiber wegen, die ihre Männer mit der Nachricht von ihrer Niederkunft gar unangenehm überraschen würden, von äusserster Nothwendigkeit; denn unstreitig geschehen die mehresten Kindermorde in diesen Klassen des weiblichen Geschlechts.

Der Einwurf, daß durch solche Häuser die Wollüste befördert würden, verdient kaum eine Beantwortung. Wäre dis auch wirklich hier und da der Fall, so ists doch auf der an-

dern Seite gewis, daß dadurch allem wei- tern Kindermorde ein Ende gemacht würde; und so mus der Staat das kleinere Uebel wäh- len. Die Häuser, welche in eigentlichem Verstande die Wollust befördern, sind öffent- liche und geheime Bordelle, die iedem Lande, wo sie geduldet werden, zur Schmach und Schande gereichen. Warum duldet man diese? Unstreitig — weil sie sich selbst erhalten; Findelhäuser aber wol- len erhalten sein. Und so kommt dann allerdings alles auf die grosse Frage an — wo- von dieses geschehen solle. Haben Sie, mein W., aber wohl in Ihrem Leben gehört, daß, wenn ein Komödien- oder Opernhaus erbauet werden soll, auch so ängstlich gefragt wer- de — wovon? So sollte doch wohl, wenn bei einem Hause, das nur ad bene esse ge- hört, diese Frage keine Noth macht, solche bei einem Hause noch weniger Noth machen, das offenbar ad esse gehört! Doch — es fällt mir noch etwas treffenderes ein — — wovon werden die Schafotte erbauet, auf welchen die Kindermörderinnen geköpft wer- den? wovon werden die ganzen Exekutions- kosten bestritten, für welche oft viel Kinder erzogen werden könnten? Mus sie nicht das Land tragen? Nun, warum soll das Land

diese Kosten unter einem andern Nahmen nicht auch noch ferner aufbringen, wenn sie durch Anstalten von Findelhäusern mit der Zeit zu solchen Exekutionen nicht mehr nöthig sein werden? Nie, nie würde eine menschlichere Auflage auf das Volk gemacht worden sein, als diese. — —

Dis, mein W., sind die Mittel, welche ich vorschlagen würde, dem heillosen Kindermorde auf Gottes Erde ein Ende zu machen. Sie sind so ausführbar, als zweckmässig. Bereden Sie Ihren vortreflichen Fürsten dazu, daß er Versuche damit mache, und wenden Sie alle Ihre Beredsamkeit an, ihn zu überzeugen, daß er die gesegnetesten Wirkungen davon sehen werde. — Gott, wie ruhig müste ein Fürst die erste Nacht und alle folgende Nächte drauf schlafen, wenn er sich solchergestalt mit dem Bewustsein in sein Thronbette legte, daß er nun gewis verhindert habe, daß ie ein weibliches Geschöpf im Lande wieder auf den Einfall käme, sein Kind zu würgen!

XV.

Über das wichtigste Hindernis, welches dem Allgemeinwerden der Pockeninokulation noch im Wege steht.

An den Predigerklub zu...

Ich habe mich bei meiner Durchreise durch ... in Ihrem Zirkel sehr wohl befunden, meine Herren, und statte Ihnen dafür nochmals meinen Dank ab. Ihr allerseitiger Eifer, gemeinnützig zu sein, hat mich unaussprechlich ergötzt, und eben dis treibt mich an, mich mit Ihnen über den wichtigen Gegenstand, welchen Sie für Ihre nächste Zusammenkunft, die nach meiner Abreise geschah, aussetzten, an meinem Schreibepulte zu unterhalten. —

So weit ich das gegenwärtige Zeitalter zu kennen Gelegenheit habe, scheint man mit den Vorurtheilen, welche sich sonst der Nütz-

lichkeit der Blatterninokulation im Ganzen entgegenste[illegible]en, ziemlich fertig zu sein. Die Erfahrung, gegen welche alle Einwürfe die Segel streichen müssen, hat dargethan, daß durch sie einer unendlichen Menge von Menschen das Leben gerettet werde; denn, wenn man erst ze[illegible]nmahl gesehen und gehört hat, daß bei der Inokulation von hundert Kindern nur einige, bei wirklicher Epidemie aber mehr, als die Hälfte, sterben: so hört der gesunde Menschenverstand von selbst auf, dieses auffallendverschidene Verhältnis dem blossen Zufalle weiter zuzuschreiben. Und ebenso ist die Sache nun auch schon so alt, daß die Erfahrung häufig genug gezeigt hat, daß Personen, denen die Blattern inokulirt wurden, wenn sonst nichts Böses dazwischen kam, ein ebenso hohes Alter erreichten, als andere; daß mithin auch dieser Einwurf, den allerdings erst eine ansehnliche Reihe von Jahren zu Boden schlagen konnte, von selbst wegfällt. Der Gedanke — vieleicht bekommen meine Kinder die Blattern gar nicht — ist auch zu schwach, als daß er viel Eltern bethören könnte; die mehresten werden vielmehr nicht eher ruhig, als bis sie überzeugt sind, daß ihre Kinder sie wirklich gehabt haben und sie also hinter sich wissen. Und — daß es der

teutschen Menschheit in den ersten hundert Jahren gelingen sollte, diese ausheimische Pestilenz wieder ganz von sich zu schaffen, welches freilich das Beste wäre, ist etwas, was nicht nur unbefangenen Leuten nicht in den Kopf will, sondern dem zu gefallen auch kein guter Vater ietzt schon seine Kinder Preis geben würde. Also — über die Nützlichkeit überhaupt und im Ganzen, welche die Inokulation habe, dürfte vieleicht nicht einmahl weiter etwas gesagt, geschrieben und — gepredigt werden müssen.

Aber ein anderes Vorurtheil, das man das Vorurtheil des Gewissens und der Religion nennen könnte, ist es, das sich noch in neun und neunzig Köpfen gegen einen der Einimpfung entgegen stellt und ohne dessen Wegschaffung die grosse Sache der Menschheit auf dieser wichtigen Seite nie aufs Reine kommen wird. „Du kannst doch nicht leugnen, heisst es da, daß hier und da ein Kind an den inokulirten Pocken sterbe. Wenn nun dieser Fall mein Kind träfe, wie könnte ich iemals wieder ruhig werden? Wäre ich alsdann nicht offenbar der, der es getödtet hätte? Müste ich den Tod meines Kindes nicht als Strafe dafür ansehen, daß

ich Gott und der Natur vorgegriffen hätte?"

"Man müste die Güte des menschlichen Herzens nicht mehr schätzen, wenn man diesen Gewissensskrupel damit abfertigen wollte, daß man ihn nur geradezu von der Hand wiese. Ich halte vielmehr alle Eltern, welche zur Inokulation schreiten, ohne ihn sich vorher gemacht zu haben, für sehr leichtsinnige Eltern; und daß es solcher viel gebe, ist doch wohl etwas, das Gott verhüten möge. Aber das wünschte ich, daß alle kluge Menschenfreunde dahin arbeiteten, Eltern, die sich diesen Skrupel machen, in den Stand zu setzen, ihn sich auch eben so gewissenhaft zu heben, wie sie sich ihn machen. Hieran fehlt es, wie gesagt, noch sehr, und wenn man auch hier und da wahrhaftigaufgeklärte Eltern antrift, die solches vermögen, so sind es bei weitem noch die allerwenigsten. Da Ihr Stand, meine Herren, nun derienige ist, welcher am meisten zum Volke spricht, und da der Einwurf, von dem die Rede ist, recht eigentlich in Ihr Fach, in das Fach der Religion, einschlägt: so können Sie sich gewis um die grosse Sache der Menschheit, um die Ausbreitung und Allgemeinmachung der

Inoku-

Inokulation nicht verdienter machen, als wenn Sie sich alle vereinigen, auf dieser Seite den Eltern vorzudenken und unter die Arme zu greifen. —

Es wäre allerdings sehr zu wünschen, daß kein Arzt ein Kind inokulirte, welches er auch nur für schwächlich halten mus. Mir sind noch neuerlich in meiner Gegend auffallende Fälle in der Art bekannt, daß inokulirte Kinder starben, von denen hernach ieder, der sie gekannt hatte, zu erzählen wuste, daß sie von ieher kränklich gewesen wären. Dessen ungeachtet hies es hernach weit und breit, daß da und da ein einziges Kind, oder wohl gar zwei Kinder in einem Hause auf einmahl an den inokulirten Blattern gestorben wären. Die vorherige Kränklichkeit dieser Kinder ward nicht dazu erzählt und so gerieth der Fortgang der Einimpfung dadurch wirklich ins Stocken. Wenn aber auch dis nicht immer der Erfolg einer unvorsichtig unternommenen und deshalb verunglückten Inokulation sein sollte: so häufen doch zu inokulationslustige Aerzte dadurch die Zahl solcher Beispiele, welche hernach Eltern, die einmahl zu ienem Gewissensskrupel geneigt sind, noch mehr darin bestärken müssen. Ist es nicht genug, daß

sogar alsdann, wenn an wirklich gesunden Kindern die Inokulation schon geschehen ist, noch Zufälle dazu kommen können, welche den Tod, der hernach auf die Rechnung der Inokulation geschrieben wird, bewirken? Sollte ein Arzt es auch wagen, ein wirklich schon kränkliches oder doch schwächliches Kind zu inokuliren? Jedoch — ich weis es doch wohl, daß auch bei der genauesten Vorsicht es nicht verhütet werden könne, daß nicht hier und da ein eingeimpftes Kind der Wuth des Gifts unterläge. Darum habe ich obige Bemerkung auch nur gemacht, um sie gemacht zu haben. So lange nehmlich von tausend inokulirten Kindern auch nur eins noch stirbt, können iene Eltern, welche den Gewissenseinwurf machen, immer noch sagen — auch das Eine von tausend kann gerade das meinige sein. Und — wer kann gegen diese Möglichkeit streiten?

Wenn wir Muhamedaner wären, so wäre solchen Eltern zu ihrer Beruhigung bald etwas hingesagt. „Euer Kind, hiesse es alsdann, das an dem und dem Tage und in der und der Stunde an der Inokulation stirbt, würde auch an demselben Tage und zu derselben Stunde ohne sie gestorben sein.“

Nach den Principen des Christenthums aber lässet sich dieser Satz nicht lehren. Wo steht für uns geschrieben, daß die Stunde des Todes iedem Menschen so fest und unabänderlich bestimmt sei, daß sie weder erfrühet, noch verspätet werden könne? Und dis müste schlechterdings sein, wenn die vermeinte Beruhigung wirkliche Beruhigung sein sollte. Wie sollte man sonst aus der Vernunft solchen Eltern so etwas einreden können? Woran sollte denn ihr Kind, das an der Inokulation stirbt, auch ohne diese gestorben sein? An den natürlichen Blattern etwa? Wo kämen diese gleich her, da man im Inokulationsfalle das Gift oft zehen und mehrere Meilen weit her sich kommen lässet? An irgend einer andern Krankheit etwa? Wodurch soll dis im geringsten wahrscheinlich gemacht werden? Durch nichts anderes, als durch Glauben an die Unabänderlichkeit der Todesstunde... Wie aber, wenn die Eltern nun das Argument invertirten und sprächen — ist die Todesstunde unabänderlich, so schreiten wir auch nicht zur Inokulation; denn sie hilft ia solchergestalt nichts. Und — was würde ein solcher Glaube für fürchterliches Unglück auf andern Seiten für die menschliche Gesellschaft stiften!

Verwahrlosungen aller Art, sowohl an uns selbst, als an den Unsrigen, wäre auf der Stelle das freieste Feld geöfnet. Warum sollen wir noch Aerzte rufen lassen und Heilmittel gebrauchen, wenn der Gebrauch der letztern den Tod nicht verspäten und der Nichtgebrauch derselben den Tod nicht erfrühen mag? Ganz so, wie man leider noch häufig genug in den untersten Ständen denkt — was leben soll, lebt, und was sterben soll, stirbt. Wer weis aber nicht, wie viel tausend Menschen dis abscheuliche Vorurtheil noch immer das Leben koste? Alle menschliche Vorsichtigkeit würde also auch auf der Stelle nichts mehr helfen, und alle menschliche Unvorsichtigkeit nichts mehr schaden. Der Wagehals könnte, wenn er sich tödtlich verwundet hätte und man ihm darüber Vorwürfe machte, mit Recht antworten, daß er doch zu derselben Zeit auf andere Art gestorben sein würde; und iede schlaftrunkene Mutter, die ihr Kind an der Brust erdrückte, würde etwas ähnliches zu ihrer Entschuldigung sagen dürfen. Ja, der Mörder sogar würde sich damit rechtfertigen und vieleicht darthun können, daß er den Mord vollziehen müssen, weil Gott sonst kein Werkzeug gehabt, die einmahl festgesetzte Stunde des Todes seines Ermordeten pünktlich zu hal-

ten. Welche Folgerungen lassen sich aus dem Glauben an die Unabänderlichkeit der Todesstunde ableiten!

Es ist aber noch eine grosse Frage, ob die Leute, wenn sie sich auch in der Regel zu diesem Glauben bekenneten, nicht gerade bei den Kinderblattern eine Ausnahme von ihm machen würden. Sie sehen nehmlich doch offenbar, daß die natürlichen Pocken iederzeit mehr Kinder wegraffen, als die inokulirten. Wenn man sie nun in dem Falle, daß bei den erstern funfzig von hundert sterben, fragt — glaubet ihr, daß wenn diesen funfzig die Blattern inokulirt worden wären, sie alle funfzig auch daran gestorben wären: so können sie nicht anders, als mit Nein, antworten; weil so ein Fall wirklich nie gewesen ist. Und ebenso, wenn man sie im Falle, daß von hundert inokulirten nur zwei, oder drei sterben, fragt — glaubet ihr nicht, daß, wenn diese alle von den natürlichen Blattern befallen worden, weit mehrere von ihnen daran gestorben sein würden: so können sie nicht anders, als mit Ja antworten; weil diese Antwort alle seither gehabte Erfahrungen für sich hat. Man ist, wie schon oben gesagt, im Ernst davon überzeugt, daß im Ganzen das

Leben vieler Kinder durch die Inokulation gerettet werde, und so ists um die Unabänderlichkeit der Todesstunde bei den Leuten gethan. Man siehet, daß sie auf der einen Seite abänderlich sei, oder verspätet werden könne; aber so glaubt man auch, daß sie es auf der andern sei, oder erfrühet werden könne. Man glaubt, daß durch Inokulation vielen Kindern das Leben gerettet werde; man glaubt aber auch, daß sie manchem das Leben koste. Wollte man auch sagen, daß der erfolgte Tod des inokulirten Kindes der sicherste Beweis sei, daß dasselbe Kind zu seiner Zeit die natürlichen Blattern noch weniger überstanden haben würde: so lässet sich dis doch nicht beweisen, weil nun weiter keine Erfahrung hiervon gemacht werden kann.

Die Waffen also, mit welchen man das Vorurtheil des Gewissens und der Religion bei Eltern bekämpfen will, müssen anderswoher geholt werden. Sie auf den verunglückenden Fall ganz ohne Trost lassen, wäre in der That die höchste Grausamkeit. Ich habe Vorgänge der Art erlebt, daß Vater und Mutter in solcher Lage in eine unheilbare Schwermuth verfielen, die sie ihrem Kinde, von welchem sie es sich nicht ausreden liessen, daß sie an

seinem Tode Schuld wären, bald nachfolgen machte.

Ein sehr edeldenkender Menschenfreund that einmahl den Vorschlag, daß die Obrigkeit die Pflicht der Inokulation zu einem Landesgesetz machen sollte. Daß sie solches könne, bewies er daraus, weil die Obrigkeit als Aufseher des Staats für das Beste des Staats, oder des Ganzen vorzüglich Sorge zu tragen habe, und weil es ausgemacht sei, daß die Inokulation für das Ganze äusserst heilsam sei. Dis, meinte er, würde alle Eltern, bei deren Kindern die Inokulation verunglückte, beruhigen; weil sie nun ihre verlohrnen Kinder als Opfer für das Beste des Ganzen anzusehen hätten und allenfals die Schuld ihres Todes auf die Gesetze schieben könnten. Ein Vorschlag, meine Herren, der in der That näherer Beleuchtung werth ist!

Das hat offenbar seine Richtigkeit, daß der Unterthan, der einmahl gehorchen mus, sich über alles, was er gethan, zu beruhigen pflege, sobald es die Obrigkeit geboten hat; sein Gewissen mag es übrigens billigen, oder nicht. Nehmen Sie doch nur z. E. den Eid.

Sie, meine Herren, wissen das aus unserem Evangelienbuche so gut, als ich, daß der Christ schlechterdings keinen förmlichen Eid ablegen soll. Dessen ungeachtet legt ihn ieder auf obrigkeitlichen Befehl, so bald er einmahl sieht, daß er ihn ablegen müsse, wirklich ab. Womit beruhigt sich da derienige, welcher dadurch etwas thut, das er aus freiem Gewissen nicht thun würde? Nicht wahr, damit, daß er bei sich selbst denkt — „ich will nun wenigstens noch das thun, was ich kann, und nicht falsch schwören; die Verantwortung des Schwurs, als Schwur, mag die Obrigkeit auf sich nehmen.“??! Man könnte noch viel stärkere Beispiele aufstellen. Die wenigsten Eltern z. E. sind damit zufriden, wenn ihre Söhne ihnen genommen und in den Krieg geführt werden. Sie würden vielmehr nimmermehr ihre Einwilligung dazu geben, weil sie die offenbarste Todesgefahr für sie sehen und sie beim Abschiede mit dem Gedanken an ihr Herz drücken müssen, daß sie dis ohne Zweifel zum letzten mahle thun. Wenn sie nun die Nachricht bekommen, daß ihr Sohn auf dem Schlachtfelde geblieben, womit beruhigen sie sich da? Nicht wahr, damit, daß sie ihn für einen Märtirer fürs Ganze ansehen und daß sie ihn nicht frei-

willig hingegeben, sondern daß sie es aus Gehorsam gegen die Obrigkeit gethan? Und so hat es auch seine ausgemachte Richtigkeit, daß sogleich aller Gewissensskrupel über die Inokulation bei den Eltern ein Ende hätte, sobald selbige zu einem feierlichen Landesgesetz unter der Aufsicht verpflichteter Aerzte erhoben würde. Diese merzten alsdann bei ihren Kindermusterungen, wie der Hauptmann, aus, was das Maas nicht hätte, d. h. was nicht gesund, oder sonst zur Zeit der Inokulation nicht geschickt zu ihr wäre. Ja, ja, ich gestehe es frei, daß es den Anschein habe, als wenn man so die grosse Menschheitsache am rechten Orte angriffe. Die Kinder gehören auch dem Staate, und so mus der Staat für die Erhaltung derselben bestmöglichst sorgen. . . .

Allein eben dieser letzte Gedanke ist es, der mich am Ende doch zurückhalten würde, meine Stimme, wenn sie mir abgefordert würde, zu diesem Vorschlage zu geben. Es ist wahr, die Kinder gehören dem Staate, aber — *nur mittelbar*; den Eltern gehören sie *unmittelbar und zunächst*, *wenigstens so lange, als sie sie noch erziehen*. Die Blatternsorge ist offenbar ein *Theil des Erziehungsge-*

schäfts, und so entsteht die Frage, ob die Obrigkeit befugt sei, nicht nur über dieses Geschäft überhaupt, sondern auch über solche Theile desselben vorzüglich, die offenbare Gewissenssache der Eltern sind und bleiben, Zwangsvorschriften zu geben. Das heilige Recht, welches die Natur den Eltern auf ihre Kinder, so lange sie ihrer Fürsorge bedürfen, gab und das ihnen nie genommen werden darf, auf der einen Seite, und die Humanität auf der andern zwingen uns, dis zu verneinen. Das vestigia terrent kommt auch dazu. Wer wüste, wie weit manche Obrigkeit mit ihren Verordnungen und Gesetzen gehen könnte, wenn sie am Ende sich für befugt hielte, in das Innerste der Familien einzusprechen!!!

Alles also, was meines Erachtens die Obrigkeiten bei der Sache thun könnten, und — lassen Sie es mich aus der Ueberzeugung, daß solches von äusserstem Nutzen sein würde, hinzusetzen — thun sollten, wäre dis, daß sie den Eltern zur Inokulation bei allen ihren gesunden Kindern dringend riethen, dieselbe erleichterten und dabei dem Gewissensvorurtheile der Eltern durch Auseinandersetzung der Rich-

tigkeit desselben entgegensprächen. Das erste Organ, durch welches diese obrigkeitliche Gegensprache geschehen müste, ist Ihr Stand — ich sage es noch einmahl, meine Herren. Da die Religionslehrer noch immer fast die einzigen Männer im Staate sind, welche viva voce, von der es ausgemacht ist, daß sie am besten lehre, zum Volke reden: so müsten diese ganz vorzüglich dazu gebraucht werden, das irrende Gewissen armer Eltern zurecht zu weisen. Es wäre nicht übel, wenn jährlich ein gewisser Sonntag bestimmt würde, an welchem sie dis thun müsten, und es könnte hierzu füglich der ein und zwanzigste Sonntag nach Trinitatis genommen werden, wo die Worte — „Herr, komm hinab, ehe mein Kind stirbt!" — die schönste Gelegenheit dazu an die Hand gäben. Ausserdem könnten die Prediger auch, wenn sie hörten, daß in einiger Entfernung von ihren Gemeinen gutartige Blattern wären, den Zeitpunkt der Gutartigkeit benutzen und darüber öffentlich reden. Ich bin überzeugt, daß sie, wenn sie dis thäten und dabei auch in den Häusern wirkten, und mit Beispielen in ihrer eigenen Familie vorgingen, unaussprechlichviel für die gute Sache leisten könnten.

„Wie aber? höre ich Sie fragen, wenn nun selbst noch mancher unseres Standes gegen die gute Sache der Inokulation wäre? — das wäre auf diesen Fall allerdings böse. Daß in Ihrem ganzen Klub dergleichen keiner war, ersah ich deutlich genug daraus, daß Sie die Frage, wie es anzufangen sei, daß die Inokulation allgemeiner würde, zum Gegenstande Ihrer nächsten Zusammenkunft bestimmten. Ich darf also die Frage — warum mancher Ihres Standes gegen die Inokulation sein könnte — ohne Umschweife gegen Sie beantworten. Etwa darum, weil es alsdann nicht so viel Leichen gäbe, wenn sie allgemein würde? Nun, desto mehr Trauungen würde es ja dann doch nach zehen, zwölf Jahren geben! Doch — Gott soll bewahren, daß ich so etwas von einem unserer Volkslehrer denken sollte! Ein solcher Mann müßte also entweder an demselben Gewissensvorurtheile krank sein, an welchem noch viel seiner Gemeinglieder laboriren; oder er müßte über das ganze Inokulationswesen gar nicht gedacht und gelesen haben. Da werden Sie mit mir nun aber nicht in Abrede sein, meine Herren, daß unsere Konsistorien wachsamer darauf sein sollten, daß ein solcher Mann, der noch selbst voll Vorurtheile ist, oder dem Angelegenheiten

der Menschheit, die von so äusserster Wichtigkeit sind, und über die so äusserstviel in unsern Tagen geschrieben worden ist, noch ganz fremd sind, nicht ins Lehramt befördert würde. In den simbolischen Büchern steht freilich nichts davon; allein es ist auch die höchste Zeit, wenn die Menschheit wirklich vorwärts soll, daß in die Glaubensbekentnisse, welche die Prediger beschwören, oder auf die sie den Handschlag geben, noch gewisse andere Punkte aufgenommen werden, derentwegen es den Obern nicht gleichviel sein kann, wie ihre untergeordnete Geistliche darüber denken, oder nicht.

Ausser dem mündlichen Unterrichte über die Ideen, welche das Vorurtheil des Gewissens und der Religion heben können, müste auch der schriftliche für das Volk benutzt werden. Ich würde hierzu besonders den Landeskalender vorschlagen, welchen auch der gemeinste Mann zu studiren pflegt, sobald er lesen kann. O wenn doch Deutschlands Staaten insgesamt dem Beispiele, welches hier und da in ihnen gegeben wird, nachfolgten und die Gelegenheit benutzten, durch diese Volkslektüre Licht bis in die untersten Hütten zu verbreiten! Aber noch sind die mehresten deutschen Kalender mehr schädlich,

als nützlich, und viele von ihnen wimmeln noch von Fratzen, Mährchen und Aberglauben; und warum? Der gemeine Mann, sagt man, kauft die neumodischen Kalender nicht; er will schlechterdings Schnurren, Wetterprophezeiungen u. s. w. darin lesen. Wie kann man denn aber auch erwarten, daß die untersten Volksklassen einer vernünftigen Neuerung sogleich allgemeinen Beifall geben werden? Thun es denn die höheren auch wohl? Daß man doch immer von dem gemeinen und ungebildeten Manne noch mehr verlangt, als von dem kultivirten! Man lasse es sein, daß anfangs der Bauer den Kalender, welcher ihn klüger machen soll, nicht kaufen will; man ermüde nur nicht, sondern fahre damit fort; so wird der alte Kalender nach und nach vergessen werden und der neue in Aufnahme kommen. Was ists denn nun weiter, wenn der neue anfangs nicht so gekauft wird? Die kleine Einbusse, welche etwa dabei vorwaltet, ist doch wohl auf irgend eine Art zu verschmerzen, oder verschmerzlich zu machen; und, wie kann man ehrenvoller etwas einbüssen, als zur Ehre des gesunden Menschenverstandes? — Ja, ich würde noch weiter gehen und sogar vorschlagen, daß im Landeskatechismus dem Gewissensvorurtheile bei der Inokulation

schon abgeholfen würde. So würden die Kinder von Jugend auf vor diesem Präjudiz verwahrt. Wenigstens stände die Sache da weit mehr am rechten Orte, als viel andere Dinge noch darin stehen. — —

Ich komme nun zu den Ideen selbst, von welchen ich glaube, daß sie das elterliche Gewissens- und Religionsvorurtheil zu zernichten im Stande sind und die deshalb auf alle mögliche Weise in Umlauf gebracht werden müsten.

Die Blattern an sich selbst sind so gefährlich gar nicht. Man sieht dis ja an vielen Kindern, welche sich nicht einmahl dabei zu Bette legen. Sie werden erst gefährlich, entweder wenn sie schwächliche Kinder überfallen, oder wenn sie bösartig werden, oder wenn der Patient falsch behandelt wird. Alle diese Gefahren fallen bei der Inokulation weg. Schwächliche Kinder mus man nicht inokuliren, sondern der Natur überlassen. Das Gift wird von gutartigen Blattern genommen, — ein wesentlicher Vorzug der Inokulation! und der Arzt, welcher inokulirt, schreibt auch die Behandlung von Anfang bis zu Ende vor, statt, daß sonst zu zehen andern, die von den

Blattern befallen werden, oft kein Arzt gerufen wird und die Eltern mit ihnen thun, wie sie in Unverstand wollen. Hiervon müste man ausgehen, es alles den Eltern recht begreiflich machen, ihnen dadurch erst Muth einflössen und dann auf den äussersten Fall, der also höchstunwahrscheinlich ist, folgende Betrachtungen zusammenreihen.

Wie viel Eltern sind wirklich blos aus Liebe an dem Tode ihrer Kinder Schuld! Man nehme nur das Beispiel von den süssen Näschereien, womit viele ihre Kinder vom Morgen bis zum Abend zu erfreuen pflegen. Was für Zerstörungen in der Gesundheit dergleichen anrichten und wie oft Kinder daran ihren Geist aufgeben, ist bekannt. Wenn es sich nun wirklich ereignet, daß ein Kind hiervon stirbt und es dann den Eltern ins Gesicht gesagt wird, daß sie durch das ewige Reichen solcher Süssigkeiten daran Schuld sind: womit pflegt sich da ihr Gewissen zu beruhigen? Ist es nicht damit, daß sie es doch so gut dadurch gemeint? Kann sie nun schon das Bewustsein einer unvernünftiggemeinten Liebe über das Schuldsein an dem Tode ihrer Kinder beruhigen, wie sollte es nicht das Bewustsein können, es mit ihrem Kinde nicht

nur

nur gut, sondern auch klug gemeint zu haben! Ihre Kinder müssen einmahl die Blattern ausstehen; wenigstens wird ein Mensch selbst nicht eher ruhig, bis er weis, daß er sie gehabt habe, und warum wollte ein Vater, wenn von hundert Menschen Einer von den Blattern ganz verschont bleibt, hoffen, daß sein Kind gerade dieser Einzige sein werde, da er doch, wenn von hundert Inokulirten nur Einer stirbt, wiederum fürchtet, daß sein Kind dieser Einzige sein werde? Stimmen die höchste Hofnung und die höchste Furcht auch wohl zusammen? Was würde man zu einem Menschen sagen, der in eine Lotterie einsetzte, die neun und neunzig Nieten und nur einen Treffer hätte, und in eine andere nicht setzen wollte, die neun und neunzig Treffer und nur eine Niete hätte, darum, weil es doch möglich sei, daß gerade an ihn die einzige Niete käme? Also — bei der einen Lotterie Glaube an den einzigen Treffer, und bei der andern Angst vor der einzigen Niete!!! Wenn nun Eltern einmahl annehmen müssen, daß ihre Kinder ohne Blattern nicht wegkommen, ist es nicht wahrhaftigweise Güte und die zärtlichste Fürsorge für selbige, wenn sie sie ihnen in einem Zeitpunkte verschaffen, wo sie noch gutartig

und wo ihre Kinder, so weit Menschen urtheilen können, gesund sind? Wenn da die Liebe fehlschläge, so wäre es doch die allervernünftigste Liebe gewesen, und wenn diese nicht mehr beruhigt, so beruhiget nichts.

Wie viel Fälle gibt es, in welchen auf andern Seiten zuweilen die allerweiseste Fürsorge der Eltern für ihre Kinder fehlschlägt! Wollten sie darum hernach ihre Fürsorge bereuen und lieber wünschen, sie dem Zufalle, dem Ungefähr und dem Gerathewohl überlassen zu haben? Eine Mutter z. E. braucht, weil sie nicht selbst säugen kann, eine Amme für ihr Kind. Sie wählt, um recht sicher zu gehen, eine im besten Rufe stehende Bürgerfrau. Diese ist venerisch, weil ihr Mann es ist, ohne daß es ein Mensch weis. Das Kind wird auch inficirt und stirbt, und die Mutter erfährt hernach die Ursache seines Todes. Wird sie deshalb sich Gewissensskrupel darüber machen, daß sie es nicht der ersten besten fremden Person, die sich zur Amme meldete, Preis gegeben habe? — Ein Vater, der das Verderben kennet, welches iezt in öffentlichen Schulen herrscht, nimmt für seine Söhne einen eigenen Hauslehrer an und

schränkt deshalb seinen übrigen Aufwand lieber ein. Dieser verführt seine Söhne zur Knabenschänderei. Wird er, wenn er dis entdeckt, sich Vorwürfe darüber machen, daß er sie nicht lieber in die erste beste Schule geschickt? — Eltern sehen, daß es mit ihrem Metier nicht mehr fort will. Sie reden also ihrem Sohne zu, ein anderes zu ergreifen. Dis hat die Folge, daß er auf Reisen gehen mus, statt, daß er, wenn er das Metier seiner Eltern ergriffen, zu Hause hätte bleiben können. Nach einiger Zeit wird ihnen aus der Fremde sein Tod gemeldet. Würde dieser erfolgt sein, wenn er zu Hause geblieben wäre? Sind die Eltern also nicht Schuld daran, daß sie ihn ausser Landes schickten? Womit anders beruhigen sie sich darüber, als mit dem Bewustsein, daß sie es aus Liebe für ihn gethan haben? Und so gibt es tausend ähnliche verunglückende Fälle, in welchen die Ueberzeugung, wahrhaftig für sein Kind gesorgt zu haben, vollkommen zufriden stellt. Nun, so mus dis auch im Inokulationsfalle, wenn er wider alle Wahrscheinlichkeit fehlschlüge, völlig dazu hinreichend sein. So lange an den natürlichen Blattern noch immer unzählichmehr Kinder sterben, als an den inokulirten, und so lange noch kein Mensch von

den Blattern auf seine ganze Lebenszeit freigesprochen werden kann: so lange ist die Inokulationsfürsorge unter den bestimmten Regeln die allerweiseste Fürsorge, welche Eltern gegen ihre Kinder ausüben können. Dann, dann aber würden sie sich nie beruhigen können, wenn sie bequem inokuliren konnten und es nicht thaten, und wenn sodann nach einiger Zeit die natürlichen Blattern ihr Kind wegraften; weil sie wusten, daß an diesen ungleich mehr sterben, und solchergestalt ihr Kind einer weit grösserm Todesgefahr muthwillig aussetzten.

Ja, pflegt man zu erwiedern, alsdann ist es Gottes Wille gewesen, und dann können wir uns durch schuldige Unterwerfung unter ihn beruhigen. — Hier, hier steckt der Knote, und es ist unbeschreiblich, wie vielen Eltern, selbst in den aufgeklärterseinsollenden vornehmeren Ständen dieser verworrene Religionsbegrif noch zu schaffen mache. Wer siehet aber nicht auf der Stelle ein, daß eine Zweideutigkeit in dem Ausdruck — Gottes Wille — die ganze Verwirrung verursache? Dieser Ausdruck kann bedeuten — Gott hat es beschlossen, bestimmt, verordnet, daß etwas geschehen solle; er kann

aber auch bedeuten — Gott hat etwas, da es einmahl so kam, wie es kam, nicht behindert, zugelassen. Eltern also, deren Kinder an den natürlichen Blattern sterben und die sich durch den Willen Gottes darüber beruhigen wollen, müssen erst beweisen, daß der Tod ihrer Kinder Gottes Wille im erstern Verstande gewesen sei; denn sonst könnte sich iede wirkliche Mutter Kindermörderin, deren That Gott auch nicht behinderte, über ihre That auch mit dem Willen Gottes beruhigen. Wie wollen sie das aber iemals beweisen?

A priori etwa? Daraus etwa, daß Gott ein so grosses Wohlfallen daran habe, daß Kinder sterben? Wie? der Allweise und Allgütige könnte in der That Gefallen daran haben, wenn Menschen früher sterben, als sie ihre gehörige Ausbildung erhalten haben? Ist ein künftiges Leben, oder nicht? — Und, wenn auch kein Leben nach dem Tode wäre, so könnte der Schöpfer nicht anders, als es lieber sehen, daß ieder Mensch die gehörige Grösse und Reife an Leib und Geist erreichte; er, der alles so gern vollendet. Er könnte nicht anders, als es lieber sehen, daß ieder Mensch sein Dasein wenigstens erst menschlich genösse, ehe es wie-

der abgegeben werde; er, der so gern segnet und dessen Erde noch Raum, Sonnenschein und Früchte genug für unweit mehrere Menschen, als auf ihr leben, hat. — Ist aber vollends noch ein Leben nach dem Tode, empfängt ieder Mensch durch den Empfang des gegenwärtigen die Expektanz zu selbigem: wie ist es möglich, zu glauben, daß Gott es lieber sehen werde, daß Menschen als ganz und gar noch unzubereitete und unvollkommene menschliche Geschöpfe in dasselbe eintreten? Wir mögen über die Sache nachdenken, wie wir wollen, so müssen dieienigen, welche als Kinder in das zweite Leben übergehen, ewig die nicht zu verkennenden Folgen davon an sich tragen, daß ihnen solches geschah. Der gesunde Menschenverstand mus sich doch warlich dagegen empören, wenn er Kinder darum so selig gepriesen werden hört, weil sie so früh sterben. Warum mag man nicht lieber die noch seliger preisen, die schon im Mutterleibe sterben? Diese kommen ia dadurch noch eher aus aller Noth; wie man undankbar sich über das irdische Leben auszudrücken pflegt. Es ist dis eine wahre Verschraubung der menschlichen Urtheile, welche blos daher kommt, daß man in derselben Masse das künftige Leben zu ehren glaubt, in

welcher man das gegenwärtige verachtet. Es ist nicht menschlich, so zu denken, sondern mönchisch. Ich für mein Theil bedaure und glaube bedauren zu müssen alle iene armen Würmer, welche dem Tode früh zur Beute wurden, und verdamme den Trost, mit welchen sich unfürsorgende und lüderliche Eltern bei dem Tode ihrer Kleinen beruhigen — bei Gott ist mein Kind gut aufgehoben!!! Rabeneltern, Gottes Wille ist, daß euer Kind bei euch gut aufgehoben sein solle! Es ist unmöglich Gottes Wille im eigentlichen Verstande, daß Kinder sterben. Der Eltern Wille ist es in den mehresteu Fällen, und in den übrigen ists Zufall, zu dessen Verhütung Wunder geschehen müsten, die Gott auf keinen Fall thut. Nimmermehr können also Eltern, deren Kinder an den natürlichen Blattern sterben, a priori beweisen, daß dis wirklicher und eigentlicher Wille Gottes gewesen sei.

A posteriori etwa? Aus dem Erfolge selbst? Gewis ist dis der gewöhnliche Beweis, den solche Eltern hernach zu führen und mit den Worten auszudrücken pflegen — es hat so sein sollen. Nun, so frage ich,

woran soll ein vernünftiges Wesen erkennen, daß etwas habe sein sollen? Daran, daß es geschehen ist? So geschieht also etwas, weil es hat geschehen sollen, und so hat es geschehen sollen, weil es geschieht. Wie gefällt Ihnen, meine Herren, diese Art von Demonstration? — — In der ganzen Natur ist ein Wirken und Gegenwirken. Es gibt nichts nützliches, dem nicht irgend etwas schädliches entgegenstehe; es gibt aber auch nichts schädliches, das nicht irgend etwas nützliches gegen sich habe. Nichts ist ohne Hindernis und Gefahr; keine Gefahr ist aber auch ohne Hülfs- und Rettungsmittel. Was am Ende nach Wirken und Gegenwirken, nach Kampf zwischen Gefahren und Hülfsmitteln herausspringt, kurz, was zuletzt die Oberhand behält, davon, nur davon kann mit Wahrheit gesagt werden, daß es habe sein sollen. — Soll der Mensch mit seinem Leben und mit seinen Schicksalen das Einzige sein, wobei dis nicht Statt fände? Soll er der Einzige sein, der, wenn auf ihn gewirkt wird, nicht gegenwirke? So müste er keine Kräfte zum Gegenwirken haben! Da er diese aber in hohem Grade hat, wie kann er sagen, daß, wenn ihm etwas geschiehet, solches habe sein sollen, sobald er nicht dagegen gethan, was

in seiner Gewalt war? Wie, wenn, sobald er dieses gethan, ienes nicht hätte geschehen mögen? Mithin ist mir es ausgemacht, daß wir durchaus von keinem Bösen, das uns begegnet, sagen können, daß es so habe sein sollen, so lange wir nicht alle mögliche Mittel angewendet, um zu verhindern, daß es geschehe. Das Dasein solcher Mittel ist auf der Stelle ein Beweis, daß es noch nicht ganz ausgemacht sei, daß es geschehen solle. Gott gab uns Menschen die Vernunft. Mit dieser erkennen wir nicht nur die Gefahren, sondern auch die Mittel dagegen. Was heisst dis anders, als — Gott rief uns zu: versuchet erst diese Mittel — sträubet euch damit gegen die Gefahr?! Ehe also nicht auch das letzte mögliche Mittel gegen das Unglück von uns versucht ist und vergeblich versucht ist, können wir, wenn das Unglück eintritt und wir Zeit dazu haben, ienes zu versuchen, durchaus nicht sagen, daß es so habe sein sollen. Nun wende man dis alles auf unsern Gegenstand an. — Die Inokulation ist ohne alle Widerrede ein Mittel, viel tausend Kinder vom Tode zu retten. Wenn nun Eltern bei dem Sarge ihres Kindes stehen, das sie zur rechten Zeit hätten inokuliren können, aber es aufs Gerathewohl

lieber den natürlichen Blattern überliessen, die es nun hinraften: wie können sie sich mit dem Gedanken beruhigen — unser Kind liegt da nach Gottes Willen! Nein, rufe ich ihnen entgegen — nach eurem Willen liegt es da; wenigstens ist es nun für euch unmöglich, das Gegentheil zu erweisen. Ihr habet nicht alle Mittel angewendet, die in eurer Gewalt waren, sein Leben zu retten. Ihr habet sogar das allerbewährteste Mittel nicht angewendet. —— Diese einzige Vorstellung den Leuten recht eingepredigt — warlich, der Gewissensskrupel der Eltern gegen die Inokulation müste ein Ende werden, und ieder Vater und iede Mutter müsten anfangen zu glauben, daß sie sich alsdann nur solche Skrupel zu machen hätten, wenn sie die Inokulation versäumten.

Vieleicht gibt es wenig Gedanken und Wahrheiten für das Leben, die durch so viel und so auffallende Gleichnisse — welches noch immer der kürzeste Weg ist, den gemeinen Mann von etwas zu überzeugen — versinnlicht und anschaulich gemacht werden können, als eben die, wovon iezt die Rede war. Wann glaubt man wohl, daß es so habe

sein sollen, daß ein Dorf im Feuer aufgehe, — wenn gar keine Anstalten zur Rettung gemacht wurden, oder, wenn alle Anstalten, das Feuer zu löschen, nichts halfen? Wann glaubt man, daß **es so habe sein sollen,** daß eine Vestung eingenommen werde, — wenn der Kommandant sie durch Verrätherei übergibt, oder, wenn sie durch Sturm eingenommen oder durch Hunger und Mangel an allem sich zu ergeben gezwungen wird? Wann glaubt man, **daß es so habe sein sollen,** daß ein Patient sterbe, — wenn er das Vomitif nicht nahm, worauf der Arzt noch seine letzte Hofnung setzte, oder, wenn er es ohne den erwarteten Erfolg nahm? Wann glaubt man, **daß es so habe sein sollen,** daß ein Verfolgter ergriffen werde, — wenn er auf dem Stuhle hinterm Ofen sitzen blieb, als er die Ankunft seiner Verfolger vernahm, oder wenn er zu entspringen suchte, so gut er konnte, und im Entspringen noch erhascht ward? — — Es ist äusserstleicht, noch tausend ähnliche Fälle dazu zu erdenken, um auch dem gemeinsten Menschen begreiflich zu machen, wann er bei seinen Urtheile über vergangene Dinge, das **es hat so sein sollen** anwenden dürfe, oder nicht.

Uebrigens thut es gar nichts gegen die Sache, daß zuweilen durch Umstände das letzte Rettungsmittel, statt Rettungsmittel wirklich zu werden, gerade das Gegentheil oder das wird, welches das Verderben, dem man dadurch zu entgehen gedachte, sogar beschleunigt. So kann z. E. die Flucht zuweilen den Flüchtling gerade in die Hände seiner Verfolger liefern. Er muste nehmlich mit Recht glauben, daß man ihn zuerst in seinem eigenen Hause suchen würde und so muste er sich auf den Weg machen. Seine Verfolger aber hielten ihn gleich für entwichen und setzten ihm gleich nach. Wird deshalb nicht doch fernerhin ieder in Verfolgung genommene flüchten, so gut er kann? Neun und neunzigmahl rettet man sich durch die Flucht; einmahl durch auf dem Stuhle sitzen bleiben. Nicht wahr, ieder wählt, was neun und neunzigmahl rettet? — So kann auch Aderlas durch Zufall zuweilen tödtlich werden. Wird man deshalb nicht zum Aderlasse schreiten wollen, besonders wenn es das letzte Rettungsmittel ist? Braucht es viel Menschenverstand, um sich zu entschliessen, wenn man hört — lässest du nicht Ader, so must du sterben; lässest du aber Ader, so kannst du sterben, denn es ist möglich, daß der Chi-

rurgus die Pulsader treffe? — Gerade so ists mit der Inokulation. Einem vernünftigen Vater, der für seine Kinder zu sorgen hat und redlich für sie sorgen will, mus immer darum zu thun sein, so zu handeln, wobei neun und neunzigmahl weniger Gefahr ist; und wenn ihn dann gerade das hundertste Mahl träfe: so kann er sagen — ich habe doch neun und neunzigmahl klüger gehandelt, als wenn ich befürchtet hätte, daß mich dis treffen würde. . .

Es ist mir in diesen Augenblicken, meine Herren, als hörte ich Sie fragen, ob meine Praxis mit meiner Theorie übereinstimmen würde, wenn ich selbst in einen so traurigen Fall käme, daß mir die Inokulation an meinem Kinde verunglückte. Sie haben Recht darin, daß es wie überall, so vorzüglich in solchen Fällen des Herzens leichter sei, — verzeihen Sie mir den Ausdruck — Andern zu predigen, als selbst nicht verwerflich zu werden. Ich bin aber zweimahl im entgegengesetzten Falle gewesen und weis, wie mir da zu Muthe war. Ich habe zwei Kinder an den natürlichen Blattern verlohren, und beide gerade immer um die Zeit, wenn

ich kurz vorher die Inokulation an ihnen hatte vornehmen wollen und — schlechterdings daran behindert worden war. Die Lebhaftigkeit, mit welcher ich, bei ihrem Sarge stehend, dachte — wärest du inokulirt worden, du lebtest unstreitig noch — kann ich Ihnen nicht beschreiben, und ich würde trostlos gewesen sein, wenn mir mein Herz nicht das Zeugnis gegeben, daß ich es hatte thun wollen und daß es mir schlechterdings unmöglich gemacht worden. Nun, so kann ich mich auch recht gut in den Fall hinein denken, wenn mir mein leztes Kind, das ich wirklich inokuliren lies, gestorben wäre. Es würde mich geschmerzt haben; aber verwechseln Sie ja nicht diesen Schmerz über seinen Verlust an sich mit dem Schmerze der Reue über die an ihm vollbrachte Inokulation. „Es ist doch viel, würde ich gedacht haben, daß auch das lezte und äusserste Mittel dir dein Kind nicht retten konnte;" ich würde aber in der Vorstellung, auch dieses lezte Mittel doch angewendet zu haben, bald meine vollkommene Beruhigung gefunden haben. Gottlob iedoch, es blieb leben und geniesst seit der Zeit der blühendsten Gesundheit. Wie ich mich da freue, wenn es nun so heiter und froh und mit seinem noch ganz natürlichen

und unverstellten Gesichte mich umhüpft — wie ich da zu mir selbst oft spreche: wohl dir, dieses hast du gerettet! dis, meine gefühlvollen Herren, belieben Sie sich selbst zu denken.

O lassen Sie uns doch aus allen Kräften arbeiten, iene Ideen, die das irrende Gewissen deutscher Eltern zurechtführen können, immer mehr verbreiten zu helfen! Die Obrigkeit mag es Ihnen befehlen, oder nicht, thun Sie es aus sich selbst; thun Sie es dann auch nicht im Nahmen Ihres Fürsten, so thun Sie es doch im Nahmen des Herrn Jesu... Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen einen kleinen deutschen Staat nennete, in welchem noch vor kurzem die Inokulation den Aerzten sogar verboten ward??? Doch, wenn auch dieser Staat in seiner Art wenig seines gleichen hat, so ist doch die Gleichgültigkeit, mit welcher man noch gröstentheils dem Tode so ungeheuervieler Kinder an den natürlichen Blattern zusiehet, fast unerklärbar. Gewis mus dis auf das Urtheil der Nation über die Inokulation den schädlichsten Einflus haben. Man siehet dis leider auch mehr denn zu offenbar. Wenn binnen vier Wochen in einer Peripherie

von sechs Meilen hundert Kinder an der Blatterepidemie sterben: so begräbt man sie getrost und merkt es höchstens auf den Jahreslisten an; übrigens krähet weiter kein Hahn darnach. Wenn aber zum Unglück einmahl ein inokulirtes Kind stirbt, so wird weit und breit darüber geredet. Mehr als einmahl, habe ich dann viel Menschen sagen hören — Gottlob, daß ich der Vater und die Mutter nicht bin, denen es so ging! womit mögen sich diese Leute nun trösten? So gehts, wenn man Gott in seine Wege greift... Was das ärgste dabei war, so sprachen dieienigen am unaufhörlichsten so, die zwei, drei Kinder an den natürlichen Blattern verlohren hatten, und schienen über ihren Verlust durch ihre Unfürsorge so reich an Trost zu sein, daß sie ienen davon hätten abgeben können, ohne sich selbst dadurch in Mangel zu versetzen. Ich bin Zeuge davon gewesen, daß dis afterreligiöse Geschwätz einen wirklich sehr vernünftigen Vater, als er es von allen Seiten und endlich sogar aus dem Munde seiner besten Freunde hörete, auf eine Zeitlang ausser alle Fassung brachte; bis er endlich in der deutlichen Vorstellung — du hast Alles gethan,

than, *dein Kind zu retten* — seine alte Getrostheit wieder fand.

Ob etwas ein *Weg Gottes* sei, kann ja Niemand eher wissen, als bis — der Weg zu Ende ist. Mithin kann auch Niemand in eigentlichem Verstande beschuldigt werden, daß er Gott in irgend einen seiner Wege *eingreife*. Auch erkennet man es in andern Angelegenheiten des menschlichen Lebens lange für ein Vorurtheil, daß man Gefahren darum nicht von sich abzuwenden suchen dürfe, weil man sie für Wege Gottes zu halten habe, in die nicht eingegriffen werden dürfe. Warum legen wir Blitzableiter an? Warum säen wir Nadelhölzer, die Versändung der Felder zu verhüten? Warum springen wir aus dem sinkenden Schiffe in den Kahn, welcher uns zur Hand ist? Warum lassen wir in der Apoplexie zur Ader u. s. w.? In der That, sonst könnte man auch beweisen, daß Niemand einen Regenschirm tragen, sondern Gott zu Ehren lieber pfützenas werden müsse. Vor dreissig Jahren zwar behaupteten dis Pietisten vom *Gange zur Kirche* wenigstens noch. Diese Zeiten sind iedoch vorüber, und so hoffe ich auch, daß *nach* dreissig Jahren kein Mensch mehr durch Inokulation Gott in seine Wege

zu greifen glauben werde. Segen über jeden, wer diesen Zeitpunkt allgemein erwachender Vernunft erfrühen hilft! Segen auch über Sie, meine Herren, und über die gesammte Wirksamkeit Ihres menschenfreundlichen Klubs!

XVI.

Über den Krieg.

An einen tapfern und zugleich menschlichdenkenden General, Herrn von Z. zu —

Ich hatte eben die Vertheidigung des Kriegs, welche ein gewisser Herr R. unlängst in ein deutsches Journal einrücken lies, gelesen und dachte sehr lebhaft an Sie, Herr General, als ich Ihre Aufforderung erhielt, Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen. — In der That, wenn es nach diesem Verfasser gehen sollte, so müsten wir von nun an, nicht mehr, wie seither, nach einem geendigten Kriege, sondern bei Anfang eines jeden Krieges ein Dankfest feiern, und so hätte die ganze christliche Kirche gros Unrecht daran gethan, daß sie bis auf den heutigen Tag noch sang — vor Krieg und Blutvergiessen behüte uns, lieber Herre Gott! Inzwischen singe ich für mein Theil nach, wie vor, so fort und zweifle auch

nicht, daß die gesammte christliche Kirche es ebenso halten werde, bedaure iedoch, daß besagter Herr R. seine hinreissende Beredsamkeit nicht lieber auf ein Enkomium des Friedens verwendet habe, wodurch er unstreitig der Menschheit einen bessern Dienst geleistet haben würde.

Darüber waren wir ia längst einig, Herr General, daß man den Krieg nicht ein Strafgericht Gottes nennen solle; aber nicht darum, weil er kein Uebel sei, sondern darum, weil man auch Erdbeben und Pestilenz nicht, und überhaupt gar kein allgemeines Uebel oder Völkerleiden so nennen müsse. Es ist ebenso wider den Geist des Christenthums, ganze Länder und Völker, die durch den Krieg leiden, für von Gott gestraft zu erklären, als es wider diesen Geist ist, Völker und Länder mit Krieg zu überziehen. Eine Landplage aber ist und bleibt der Krieg so gut, wie es Erdbeben und Pestilenz sind und bleiben; denn daß von allem dem Jammer und Herzeleide und von den Ruinen, welche er stiftet, nach dreissig oder funfzig Jahren nichts mehr zu sehen und zu hören sei, vielmehr eine neue oft noch schönere Schöpfung da stehe und von lautem Jubel erschalle, beweiset doch gewis nicht das Gegentheil. Die Unglücklichen,

welche durch ihn litten, haben alsdann ausgelitten und klagen ihre Noth nicht mehr, und der treuherzige Fleis der Nachkommen hat die Fusstapfen seiner Verheerung wieder ausgelöscht. Auch ist d i s nicht einmahl immer der Fall. Von ienem Kriege, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutschland verödete, sind noch bis auf diesen Augenblick allenthalben, wo er wütete, in den wüsten Marken und Dorfstellen die sichtbarsten Spuren da, welche ein mehr als hundertiähriger Fleis der Nachweit nicht vertilgen können. Und so wird auch das künftige Jahrhundert noch in vielen Gegenden Deutschlands die Mahlzeichen des siebenjährigen Krieges an sich tragen, der sich vor einem Jahrdreissig schon endigte. Aber freilich mus man dem Kriege g l e i c h z e i t i g sein, um, w i e e r e s v e r d i e n t, über ihn urtheilen zu können. Wer da seine Greuel s e h e n und ihn nicht L a n d p l a g e nennen kann, der spottet der Menschheit. Es ist nicht genug, daß die zerstörten Städte und Dörfer von der kommenden Generation wieder aufgebauet werden; wie kommt die lebende dazu, auf ihren Ruinen die Hände ringen zu müssen? Es ist nicht genug, daß die Stelle der gefallenen Menschen allmählich wieder ersetzt werde; wie

kommen die Tausende von fallenden Männern und Söhnen dazu, ihre Existenz Preis geben zu müssen?

Herr General! hat man auch dadurch wohl bewiesen, daß ein Uebel kein Uebel sei, wenn man zeigt, wie es am Ende doch seinen Beitrag zum Wohl der Menschheit leisten müsse? Dis beweiset ja nur, daß der Glaube an eine höhere und allweise Fürsehung keine Erdichtung sei, und es würde auf allen Seiten fürchterlich um uns stehen, wenn die Geschichte es nicht bewahrheitete, daß Gott am Ende alles zum Besten lenke. Hier ist aber nicht die Rede davon, was Gott am Ende mit einer Sache mache, sondern davon, was die Sache an sich selbst sei. Sonst liessen sich auch Strassenraub und Meuchelmord rechtfertigen; ja, es wäre sofort dargethan, daß kein Einfall an Erhabenheit demienigen gleiche, welchen Judas gehabt und ausgeführt; denn warlich diesen hat die Vorsehung recht zum Besten gelenkt, dennoch aber wird er uns als eine Einfahrt des Satans in sein Herz beschrieben. Ich weis auch nicht, wie es heraus komme, wenn man bei allen Unordnungen, Verwirrungen und Unheilstiftungen

das Augenmerk der Menschen nur immer darauf richtet, daß die Providenz alles zum Besten lenke. Ist es nicht in der That, als forderte man die Menschen auf, Unheil über Unheil anzurichten, damit die Providenz nur immer etwas zum Besten zu lenken habe und es ihr nicht an Gelegenheit fehle, sich zu verherrlichen? Gebricht es ihr denn etwa ohnedis so sehr daran, daß die Menschen darauf bedacht sein müsten, sie reichlicher damit zu versorgen? Ich dächte, es wäre an den Verwirrungen in der leblosen Natur und an dem Kriege der Elemente genug, wobei Gott unaufhörlich zum Besten zu lenken hat; und statt, daß die Menschen bei ihren Kriegen sich auf diesen berufen, sollten sie es vielmehr bei ihm gut sein lassen und lieber mit Gott gemeinschaftliche Sache machen, den traurigen Folgen desselben noch schneller abzuhelfen.

Auch ist es keineswegs genug, ein Uebel so lange zu drehen und zu wenden, bis sich eine erträgliche Seite desselben zeigt, und dann zu verlangen, daß die Menschen es blos und allein von dieser betrachten sollen. Wie es kein Geschöpf geben kann, das durchaus böse wäre und ganz und gar

nichts Gutes an sich hätte: so kann es auch kein Ereignis geben, das von dieser Art wäre; oder wir müssen ebenfals aufhören, an einen allweisen Regierer der Welt zu glauben. Und so könnte Gott auch den Krieg nicht zulassen, wenn es so um ihn stände: aber die Frage bleibt immer diese, ob des Bösen, welches der Krieg stiftet, nicht unendlichmehr sei, als des Guten, und ob das wenige Gute, das er wirkt, nicht auch ohne ihn, und also ohne von einer so fürchterlichen Menge des Bösen begleitet zu sein, bewirkt werden könnte??? Ich bin aus unsern Unterredungen in vorigen Zeiten in voraus überzeugt, menschenfreundlicher Held, daß Sie mich bei dieser Untersuchung, welche der Herr R. durch seinen Aufsatz von neuem wichtig gemacht hat, gern begleiten.

Die Künste und Wissenschaften, ja die Religon selbst, heisst es, hätten vorzüglich dem Kriege das meiste zu danken, und Herr R. weis dis so reizend zu beschreiben, daß wir am Ende wohl gar glauben sollten, der Krieg sei es, unter dessen barmherzigen Händen wir erst aus

Thieren zu Menschen umgeschaffen worden wären.

Was nun die Erfindung und Vervolkommung der Künste und Wissenschaften betrift, so weis ieder, daß sie nur Kinder der Ruhe sind. Ihre Natur bringt dis schon so mit sich und die ganze Geschichte beweiset es auch; und hat der Krieg iemals eine derselben erfunden oder perfektionirt, so gehört sie gewis in das Register der halsbrechenden, welcher wir, sobald kein Krieg wäre, vollkommen entbehren könnten. Herr R. hat es daher auch nur vorzüglich mit der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften auf dem Erdboden zu thun. Da wärs dann nun aber, wie ich denken sollte, doch wohl die Pflicht eines unpartheiischen Referenten aus der Geschichte, nicht nur die Fälle, in welchen der Krieg sie in Länder, wo sie noch nicht waren, gebracht, sondern auch dieienigen anzuführen, wo er sie Völkern, die sie schon hatten und zwar in beträchtlichem Grade schon hatten, wieder geraubt. Ständen alsdann beide Reihen neben einander, so würde es des Zählens nicht erst bedürfen, um sich zu überzeugen, daß die letztere bei weitem die grössere sei. Auch würde man auf gewisse

einzelne Kriege mit Fingern hinweisen können, die sogar verursacht, daß die ganze Menschheit in dieser und iener Wissenschaft nun auf ewig nicht weiter, noch weniger iemals ganz aufs reine kommen könne; weil sie alle Urkunden, Nachrichten, Monumente und andere Ueberbleibsel der Vorwelt barbarisch zerstört und vernichtet haben. Ueberdis könnte man noch fragen, ob Künste und Wissenschaften, die man in einem verheerten Lande zurückläßet, wirklich hinreichender Ersatz für die angerichtete Verheerung des Landes wären; ia, fragen müste man, ob sie nicht vollends ein durch den Krieg unteriochtes Volk mit dem Verluste seiner Freiheit um einen fürchterlichen Preis erkauft hätte.

Doch, dis alles bei Seite gesetzt, — ist es denn der Krieg, welcher die Künste und Wissenschaften in unkultivirte Länder verbreitet, oder sind es die Krieger? Ist es nun an sich gleich klar, daß es diese sind, und werden sie es nur dadurch, daß sie bei Gelegenheit des Krieges in ein unaufgeklärtes Land kommen: warum müssen sie denn gerade als Feinde in dasselbe kommen, um es aufzuklären? Können sie es nicht auch

als Freunde betreten, und wird die Aufklärung, welche sie darin bewirken wollen, durch freundschaftlichen Besuch nicht glücklicher von statten gehen, als durch Mord und Plünderung? Welch eine Idee, mit vielen Tausenden von Fouragirern, mit Haubitzen, Pulverkarren, Bombenkesseln und Pechkränzen in ein fremdes Land einzudringen, um allda — Aufklärung zu bewirken? Wäre es nicht an zehen, zwölf Künstlern und wissenschaftlichen Männern genug, die man auf einen Wurstwagen setzte und die sanfte Lehrerreise in dieses Land antreten liesse? Der Handel, Herr General, der Handel, wenn ihn Nationen mit einander treiben, verbreitet die Künste und Wissenschaften ganz allein schon, und verbreitet sie weit gewisser und schneller, als der Krieg, und ohne ienes nahmenlose Elend zugleich zu stiften, das der Krieg allemahl stiftet. Zu ihm ist die Menschheit offenbar bestimmt. Nicht umsonst zerstreuete die Natur ihre mannigfaltigen Produkte so auf dem Erdboden umher; sie that es, um die Menschen aus allen Himmelsgegenden miteinander zu vereinigen? Auch weis sie von keinen verschiedenen Völkerschaften, noch weniger von Völkergrenzen und Völkersperren; sie will vielmehr, daß allgemeine Kom-

munikation sei und daß sich das ganze Menschengeschlecht nur als eine Familie betrachte. Indem die Nationen ihre verschiedenen Naturprodukte gegen einander tauschten, sollten sie Gelegenheit haben, auch die Produkte des menschlichen Geistes und Fleisses, die ebenso verschieden sind, gegen einander zu tauschen, und so sollte der Handel die grosse Völkerschule, d. h. das Mittel werden, wodurch die Völker einander lehrten und von einander lernten. Gehen Sie auch die gesammten Jahrbücher der Menschheit durch, Herr General, so werden Sie sehen, daß er dis gewesen sei. Mit Entzücken lieset der Menschenfreund die Geschichte des Handels; sie ist die wahre Geschichte der Veredlung unseres Geschlechts; mit Abscheu hingegen bebt er vor der Geschichte der Kriege zurück. Er segnet vom Gestade herab iede die Anker lichtende Kauffarteiflotte und wünscht den auslaufenden Kriegsflotten sammt und sonders, daß sie durch Sturm in ihre Häfen zurückgetrieben werden möchten; ebenso, wie er den Anblick einer volkreichen Messe dem Gewühle des glänzendsten Lustlagers unendlich vorzieht.

Es ist kaum zu glauben, daß es ein Volk geben werde, welches die Aufklärung, die es

solchergestalt schon durch blossen Handel mit kultivirten Nationen erhalten kann, von sich stossen werde; es wäre dann, daß der Handel mit ihm unmenschlich betrieben würde. In diesem Falle ist es auch den rohesten Wilden, sobald sie mit ihrer noch so dürftigen Naturlage zufriden sind, nicht zu verdenken, wenn sie über handelnde Fremdlinge herfallen, von welchen sie aus der Erfahrung wissen, oder denen sie es gleich ansehen können, daß sie nur Verkehr mit ihnen treiben wollen, um sie mit guter Manier um einen Strich ihres Eigenthumslandes nach dem andern zu bringen, oder sie gar zu Sklaven zu machen.

Gesetzt aber, daß irgend eine Nation auch aus der Hand des menschlichsten Handels veredelnde Künste und Wissenschaften nicht annehmen wollte: was kann eine andere dazu berechtigen, solche ihr mit Gewalt aufzudringen? Wenn sie nun einmahl nicht mehr haben will, als sie hat, was geht es diese an? Darf diese so schliessen — weil ihr nicht mit uns handeln wollet, so fangen wir Krieg an — oder ist der Schlus, an dem sie sich zu begnügen hat, nicht dieser — weil ihr nicht mit uns handeln wollet, so gehen wir wieder dahin, woher wir gekommen

sind. . ? Es ist in der That mehr, als sonderbar, wenn man auf der einen Seite die Aufklärung da, wo sie doch schon ist und gedeihet, zu unterdrücken sucht, während daß man auf der andern den Krieg und die ungerechtesten Einfälle in fremde Länder damit zu rechtfertigen trachtet, daß dadurch die Aufklärung wohlthätig verbreitet werde. Was würden Sie zu folgendem Dialog sagen, Herr General, wenn er zwischen einer Nation, die keine Künste und Wissenschaften verlangte, und zwischen einer andern, die sie ihr mit Gewalt aufdringen wollte, geführt würde — — —

„Was wollet ihr bei uns, Fremdlinge?"

F. Wir kommen euch aufzuklären.

„Wir verstehen euch nicht — was wollet ihr?"

F. Wir kommen, euch glücklich zu machen.

„Sparet diese Mühe; wir sind es schon."

F. Unmöglich — denn ihr habet noch keine Künste und Wissenschaften. Diese bringen wir euch.

„Ihr sehet sehr hohläugich dazu aus. Doch saget an — welche?"

F. Wir wollen euch lehren, wie ihr noch tausend Genüsse mehr vom Leben schöpfen könnt, als ihr seither hattet.

„Das hiesse, unsere Begierden vermehren. Wir haben wenig und befridigen sie alle natürlich."

F. Wir wollen euch lehren prächtige Häuser bauen.

„Es lebt sich in unsern Hütten vergnügt genug."

F. Wir wollen euch lehren Uhren verfertigen.

„Um zu wissen, wie hoch es am Tage sei, blicken wir nach der Sonne."

F. Wir wollen euch lehren, Erd- und Mondfinsternisse vorher ausrechnen.

„Wir warten, bis sie kommen. Alsdann sehen wir sie alle."

F. Wir wollen euch lehren, euern Feind von weiten schon zu Boden strecken.

„Das hielten wir für schändlich für uns."

F. Wir wollen euch lehren, wie man das vollkommenste Gesetzbuch entwerfe.

„Es bedarf nur eines Gesetzes — thu gegen ieden, wie du willst, daß er gegen dich thue. Dis halten wir alle."

F. Wir wollen euch lehren, wie man alle die unzählichen Krankheiten heile, unter welchen die Menschheit seufzt.

„Wir kennen nur eine Krankheit — das Alter. Stecket uns mit den übrigen nicht an; so brauchen wir sie nicht heilen zu lernen."

F. Wir wollen euch lehren, wie man über unsichtbare Dinge denken müsse.

„Darüber kann ieder bei uns denken, wie er will, und es wäre sonderbar, Andern deshalb etwas vorschreiben zu wollen."

F. Also — ihr wollet nicht durch uns aufgeklärt werden?

„Nein!"

F. Wohlan, so geben wir Feuer auf euch.

„Ihr müstet sehr unaufgeklärte Leute sein, wenn ihr auf uns Feuer geben könntet. Lehren Künste und Wissenschaften euch das, so behaltet sie ia für euch. Verfeinerte Räuber und Mörder seid ihr, daß ihr's wisst. Es lüstet euch doch nur nach unserem Lande. Da nehmet die Ebenen hin — wir fliehen in die

Ge-

Gebirge; wo wir euch, wenn ihr nachkommt, mit einen Hagelregen von Felsenstücken erwarten." — —

Dieser Dialog mag ie geführt worden sein oder oder nicht, und mag im ersteren Falle auf der entgegengesetzten, oder auf unserer Halbkugel geführt worden sein, so ist doch so viel gewis, daß das Heil, welches den Völkern bereitet werden soll, nie zum Vorwande dienen dürfe, daß man sie mit Krieg überziehe; weil von Gottes- und Rechtswegen iedes Volk sein und bleiben kann, was es will, und in seinen Lande thun und lassen kann, was es will.

Auch der Religion, welche von ieher die abscheulichsten Barbareien, die an ganzen schuldlosen Nationen verübt wurden, mit ihrem himmlischen Mantel bedecken müssen, ist es Pflicht, diesen Grundsatz nicht nur in Ehren zu halten, sondern ihn ganz vorzüglich zu befolgen. Wie kann ein Volk auf den Einfall kommen, seinen Glauben einem andern mit Gewalt aufdringen zu wollen? Vermöge der Wahrheit desselben etwa? Schier möchte ich mit Pilatus fragen — was ist Wahrheit? Der Irthum

hält sich nur gar zu leicht für Wahrheit und übertrift sie noch an Enthusiasmus, sich auszubreiten. Doch dis bei Seite, so bleibt es ewig wahr — die Wahrheit kann nicht kommen, das Leben der Menschen zu verderben, sondern zu erretten; sie ist also da nicht, wo Menschenleben verdorben wird. Die Wahrheit bedient sich keiner andern Waffen, als — der Gründe. Ihr Helm ist der Helm des Heils; ihr Panzer der Panzer der Gerechtigkeit; ihr Schwert das Schwert des Geistes. Sie würde sich selbst entehren und an ihrer eigenen innern Stärke zu verzweifeln scheinen, wenn sie auf einem andern Wege in ein fremdes Land eindränge, als — auf dem Wege der Ueberzeugung. Gelingt es ihr auf diesem Wege nicht, so geht sie aus Achtung für sich selbst wieder zurück; das Volk, welches sie so nicht aufnimmt, ist noch nicht reif zu ihr. Selbst den Götzendienst ist sie nicht berechtigt, mit Feuer und Schwert zu zerstören; sie mus immer bedenken, wes Geistes Kind sie sei. Nicht in die Menschen hineingehauen, sondern hineingepflanzt wollte sie Paulus wissen. Gepredigt, aber nicht kanonirt sollte nach Jesu Willen das Evangelium in aller

Welt werden. Was das Judenthum sich erlaubte, darf sich das menschlichere Christenthum nicht erlauben. Israel war selbst zu seiner Religion militärisch gekommen und ward von ihr auf militärischem Fus traktirt. Was die Juden in Palästina thaten, empört schon die Menschheit; aber noch dreimahl mehr Grausen erregt, was von Christen in Peru und Mexiko geschah. Wie iene vorgaben, daß Gott ihnen die beispiellosen Grausamkeiten gegen die ursprünglichen Einwohner Götzendiener geboten habe: so hätten es diese gern auch vorgegeben. Es ist aber Blasphemie, im Nahmen des Herrn ganze Völker auszurotten; so, wie es schon ein Verbrechen gegen die Menschheit ist, Meinungen über Gott und Gottesverehrung auch nur einem einzigen Menschen mit Gewalt aufdringen zu wollen. Auch schreibt Herr R. dem Kriege in der That zu viel Verdienst bei Ausbreitung des Christenthums zu. Vielmehr dürfte die Gewaltsamkeit, welche man sich bei ihr erlaubt hat, die wahre Ursache sein, daß sie nun ganz ins Stocken gerathen ist. Die friedlichen Herrnhuter verstehen sich besser darauf. Und wem ist nicht bekannt, daß die Dänen das Christenthum, als es einst in sie hineingehauen werden sollte, nicht

annahmen, während daß es die Schweden, in die es hineingepflanzt ward, mit offenen Armen ergriffen? Doch genug hiervon!

Herr R. beschreibt uns ferner den Krieg als den Schauplatz der erhabensten Thaten des Edelmuths sowohl, als des Heldenmuths, und gibt ganz deutlich zu verstehen, daß wir ohne ihn noch gar nicht den höchsten Adel kennen würden, dessen der menschliche Geist und das menschliche Herz fähig wären. Was doch unsere Philosophen alles zu behaupten sich erkühnen!

Wer wird in Abrede sein, daß der Krieg einzelne grosse und schöne Thaten erzeuge? Eigene grössere Noth reizt freilich zur tapferern Gegenwehr, und Anblick fremder grösserer Noth reizt ebenso auch zu innigerem Mitleid, und es gibt Seelen, deren theilnehmendes Gefühl sich auch durch Sturmlaufenmüssen nicht abstumpft. Aber — kommen nicht gegen eine That des wahren Heroismus hundert rasende Tollkühnheiten, und gegen eine edelmüthige Handlung tausend Unmenschlichkeiten, welche alle der Krieg auch erzeugt? Ist es möglich, daß ein geistesgesunder und unbefangener Mensch dis ableugnen könne?

Und dann — fehlt es denn etwa der Menschheit in Friedenszeiten so sehr

an Gelegenheit, Handlungen der Bravour und der Menschenliebe zu verrichten, daß durch Krieg erst dafür gesorgt werden müsse und daß ohnedis dergleichen ganz verlernt werden würden?

Was die Bravour anbetrift, so gibt es eine unzähliche Menge von Menschen, die durch Beruf, Handwerk und Stand unaufhörlich den grössesten Beschwerlichkeiten, ja sogar Lebensgefaren, ausgesetzt sind. Vom Arzt an bis zum Matrosen, vom Schieferdecker bis zum Bergmann, vom Jäger bis zum Holzfäller — sind sie nicht alle zu Muth und Herzhaftigkeit, zu Gefahrscheulosigkeit und sogar zu heldenmüthiger Verachtung des Todes gleichsam bestimmt? Gibt es wohl irgend einen Menschen, der nicht wenigstens zuweilen in Lagen geriethe, die ihm zum Heroismus auffordern? Sind Feuers- und Wassersnoth etwa nicht mehr üblich? Kommt von hundert Menschen Einer ohne schwere Krankheiten davon? Haben die Trennungen unter Freunden und Lieben aufgehört? Finden Verfolgungen bis aufs Blut nicht mehr Statt? Geschehen keine Justizmorde mehr? O wie ist es doch an diesen Gelegenheiten zum Heroismus so mehr, dann genug, als daß

man noch erst Menschenhaufen gegen Menschenhaufen anführen dürfte, um sie in Noth- und Gegenwehr zu üben.

* * *

„Aber — spricht Herr R., hier ist noch nicht die höchste Anstrengung der menschlichen Kräfte; diese kann sich im Kriege nur zeigen. Gesetzt, dis wäre wahr, sollten darum Menschen in noch grössere Nothlagen versetzt werden, damit sie nur Gelegenheit haben, zu zeigen, welch eines ausserordentlichen Grades von Anstrengung ihrer Kräfte sie fähig sind? Was soll dis? Wozu nützt solch Schauspiel auch nur den Zuschauern? Den Spielern selbst aber macht es Todesangst und hat mehrentheils, wenn es auch noch so glücklich abläuft, auf ihre Lebensdauer und Gesundheit den traurigsten Einflus. Und wenn Krieg dadurch gerechtfertigt würde, daß er die höchstmöglichste Hinaufspannung der Menschenkräfte zeigte: so wäre auch Strassenraub gerechtfertigt. Welche ausbündige Gelegenheit hat da oft ein einzelner Mensch, sich im Kampfe gegen einen Haufen von Meuchelmördern, die ihn anfallen, tapfer zu bezeigen! Ja, so dürfte man nur Menschen im vierten Stock einsperren und dann das Haus unter ihren Füssen anzünden, um sie in höch-

ster Geistesgrösse zum höchsten Fenster heraus springen zu sehen; oder man dürfte sie auch nur mit wilden Thieren kämpfen lassen, damit sie die alleräussersten Proben ihres Heroismus ablegen könnten. Sagen Sie aber, Herr General, was sollen die Menschen mit diesem rasenden und wütenden Heroismus? Und wenn ihn der Krieg wirklich lehrte, wie könnte es ein Verdienst für ihn sein, ihn auszubreiten, ganze Nationen zu Raufern umzuschaffen und den Geist der Verzweiflung zum herrschenden auf dem Erdboden zu machen? Ein anderes war es, als der Krieg mit Wölfen und Bären noch dauerte. Da zogen doch die Menschen gemeinschaftlich und als Brüder gegen sie zu Felde. Ihr Heroismus besiegte die Bestien; sie wurden ausgerottet, oder flohen. Sollten die Menschen erst gemeinschaftlich die reissenden Thiere besiegt haben, und hernach sich unter einander zerreissen: so wäre es besser, sie hätten die Thiere nie besiegt; so hätte sich ihr Heroismus doch nie an ihres gleichen, sondern nur an Bestien geübt.

Menschenfreundlicher Held! Die Vernunft empfiehlt einen ganz andern Heroismus. Ich lobe mir den Weisen, welcher sich durch

kein Hindernis in Ausführung seines gemeinnützigen Plans erschüttern lässet, sondern jedes derselben mit Gegenwärt des Geistes in ein Beförderungsmittel für sich umzuschaffen weis. Den Mann lobe ich mir, der, wenn die Umstände seinen Wünschen nicht gemäs sind, standhaft bessere Zeiten abwartet und dann mit Ueberlegung den rechten Augenblick ergreift. Den Edlen lobe ich mir, der sich durch nichts bestechen lässet, der Sache der Menschheit ungetreu zu werden und der keine Aufopferung scheuet, da die Wahrheit laut zu sagen, wo Schweigen Sünde wäre. Den Braven lobe ich mir, der dem Vorurtheil den Krieg ankündigt, der Heuchelei die Maske abreisst, die Unschuld in Schutz nimmt und sie, wie eine Taube aus den Klauen des Habichts, rettet. Den Festen lobe ich mir, den kein Beispiel verführt; den Edelmüthigen, der die Gelegenheit, an seinem Feinde sich zu rächen, mit Füssen tritt; den Beharrlichen im Guten, den kein Undank der Welt irre macht. Den Vater lobe ich mir, der für seine Kinder fast über seine Kräfte arbeitet; die Mutter, welche durch Nachtwachen am Bette ihrer Kleinen nicht ermüdet; den Freund, welcher der Freundin, wenn es sein mus, männlich das Lebewohl sagt; den Siechling, wel-

cher ausdauernd mit seinen Schmerzen kämpft; den Unglücklichen, welcher den Verlust seiner ganzen Habe gottergeben erträgt; den Menschenfreund, welcher für andere leiden kann; den Märtirer, welcher noch heiter für Wahrheit und Tugend stirbt. Das ist eine Anstrengung unserer Kräfte, die mehr sagen will, Herr General, als iene, bei der wir uns nur im höchsten Affekt und in voller Unbesonnenheit auf kurze Zeit verzweifelt wehren. Das ist ein Heroismus, der unserem Verstande und unserem Herzen Ehre macht, der aus Raisonnement und aus tiefem Gefühl unserer Pflichten entspringt, der alle schöne Tugenden in seinem Gefolge hat und die Menschen über die Menschheit erhebt; statt, daß iener —— —. Ihn übte der Stifter des Christenthums in beispielvoller Grösse; ihn empfohl er bei ieder Gelegenheit seinen Gläubigen; da er hingegen des kriegerischen Heroismus mit keiner Silbe gedenkt. Helden sollen wir alle sein; aber nicht auf Schlachtfeldern, sondern im Kampfe mit unsern Leidenschaften, in Verbreitung der Wahrheit, in Ausübung der Menschenliebe, in treuer Abwartung unsers Berufs und in Ertragung aller der Leiden, welche uns die Natur und das Schicksal auflegen würden.

Wie es mit der Bravour ist, so ists mit der Menschenliebe. Auch ihrentwegen darf nicht erst Krieg werden. Es gibt in iedem Staate zu ieder Zeit Elende in Menge, an denen dieienigen, welche ihr Erbarmen üben wollen, Gegenstände genug dazu finden. Auch sind sie von allen Arten da, wie sie der Krieg nur liefern mag. Man findet immer Nackende, die man kleiden, Verwundete, die man heilen, und Scheintodte oder in Lebensgefahr schwebende, deren Leben man retten kann. Wie häufig darben und wimmern auch in Friedenszeiten ganze Familien ohne ihre Schuld in bescheidener Verborgenheit, die man nur aufsuchen darf! Wie selten verstreicht ein Jahr, daß nicht nahe und fern Dörfer und Städte abbrennen, deren Elend ganze Länder in Erbarmen setzt! Beim Bauwesen, in den Waldungen, an den Flüssen, auf Reisen, besonders in strengen Wintern, — allenthalben verunglücken Menschen, und wer sonst Lust hat ein Lazaret anzulegen, darf nicht erst eine Bataille erwarten, sondern braucht nur die hülflosen Krüppel, die bei der Arbeit Zerquetschten und Zerschmetterten, die von Thieren Beschädigten und die blutarmen Kranken allzumahl, welche weder Hülfe noch Labsal haben, aus Städten und Dörfern zusammen-

suchen lassen; so wird sein Haus bald so voll werden, daß seine Knechte nicht ausrufen dürfen — Herr, es ist aber noch Raum da. O edler Mann, wie iammert ein Theil der Menschheit auch in den besten Staatsverfassungen noch immer so unter einer ungeheuren Last von Leiden, daß man schon darum die Zahl der Hülfsbedürftigen durch Krieg nicht vermehren sollte, um sich derer, die ohne ihn da sind, gehörig annehmen zu können! Sind diese nicht alle so gut, wie verlohren und vergessen, sobald Krieg ausbricht? Was hilft es doch, daß im Felde ein Lazaret, das ohne Krieg gar nicht nöthig gewesen wäre, mit aller möglichen Vollkommenheit angelegt wird, wenn darüber zu Hause die unentbehrlichsten Armenanstalten verfallen, die wohlthätigsten Plane, Waisen und Greise besser zu versorgen, in Stocken gerathen und iedes menschenfreundliche öffentliche Institut zu Grunde geht. Und gewiß ist dis allemahl der Fall. Kommen Sie an einen Ort, an welchen Sie wollen, Herr General, so werden Sie, wenn Sie nach dieser oder iener gemeinnützigen und höchstnothwendigen Anstalt Nachfrage halten und Ihre Verwunderung darüber bezeigen, daß Sie solche daselbst nicht antreffen, von den Einwohnern des Orts die Antwort darauf erhalten, daß

sie einst schon wirklich im Werke gewesen, daß aber — ein Krieg hernach dazwischen gekommen sei. Auch kann es ia gar nicht zur Vertheidigung des Kriegs gereichen, wenn man auf gewisse einzelne und ganz besondere Handlungen des Edelmuths und des thätigsten Mitleids, die er hervorbringt, hinweiset und dann ausruft — sehet, diese wären doch wenigstens offenbar nicht geschehen, wenn kein Krieg geworden wäre. Ich antworte — nun, so wären auch die Unglüklichen nicht geworden, gegen die sie ausgeübt werden mußten. Was heißt das — ausserordentlichleidende machen, damit ausserordentliches Erbarmen ausgeübt werden könne? Was würde man sagen, wenn ein Bürger den andern beraubte, gräslich mishandelte und halbtodt erst aus seinen Händen ließe und dann im Gericht noch zu seinem Ruhme anführen wollte, daß er dadurch der Obrigkeit Gelegenheit gegeben habe, an diesem Elendgemachten ausserordentliches Erbarmen auszuüben? Ich kann Ihnen nicht bergen, Herr General, daß es mich bei aller Freude, die ich darüber habe, daß durch Krieg Verunglückte Unterstüzung finden, doch allemahl ärgere, wenn die Zeitungsschreiber es so ausposaunen und gutmüthige Philosophen sich dadurch verleiten lassen,

an dieser sogenannten guten Seite des Kriegs hangen zu bleiben und Versuche zu machen, durch Alleinhinhaltung derselben auch Andere mit dem Kriege auszusöhnen. Warum kommt nicht einer von diesen Philosophen auf den Einfall, wenn er der ansehnlichen Kollekte, welche für Geplünderte gesammelt worden, und der Charpie, welche sogar die Damen für die Blessirten gezupft, rühmlichst Erwähnnng gethan, hinzuzusetzen, daß — iene Kollekten nicht hätten gesammelt und diese Charpiebündel nicht hätten gezupft werden dürfen, wenn ein paar Minister nur vor vier Wochen noch friedliche Gesinnungen gehegt hätten?

Daß übrigens die Menschlichkeiten, welche der Krieg veranlasset, gegen die Unmenschlichkeiten, die er bewirkt, gar nicht in Betracht kommen, habe ich vorhin schon obenhin bemerkt und darf es gegen einen Mann, wie Sie sind, nicht erst ausführlicher darthun. Sie sind es, der mir einen Begriff davon beigebracht hat, wie es aussehe, wenn man nach geendigter Schlacht über das Schlachtfeld geht, oder wenn nach gelaufenem Sturm die Besatzung über die Klinge springt, oder wenn fouragirt und geplündert wird u. s. w.

Gott soll bewahren, wie kann es einen Menschen geben, der den Krieg von der Seite, daß er die Menschlichkeit befördere, in Schutz nehmen mag?

Ich komme nun auf die allgemeine Rege aller menschlichen Kräfte, welche der Krieg bewirken soll, und auf die Herr R. zu seiner Vertheidigung so viel setzt, daß wir wohl gar der Meinung werden sollten, daß die ganze Menschheit längst schon dicht und fest eingeschlafen seyn würde, wenn sie nicht ein wohlthätiger Krieg von Zeit zu Zeit aus ihrem trägen Schlummer geweckt hätte.

Philosophen dieser Art müssen es sich doch in der That gefallen lassen, wenn man sie blos indirecte widerlegte und ganz kurz abfertigte. Was würde z. E. Herr R. sagen, wenn solchergestalt auch ein Lobredner des Erdbebens aufträte, welches unstreitig eine noch allgemeinere Rege aller Menschen- und Naturkräfte bewirkt? — Die Frage bleibt immer wieder diese, ob zur Glückseligkeit der Menschheit eine so ungeheure Rege ihrer Kräfte nöthig sei? Es ist aber durchaus nicht einzusehen, warum; vielmehr scheint sie blos be-

wirkt zu werden, um nur bewirkt zu werden, und so wäre die Menschheit einer Flasche gleich, die, so oft die vielfache Mixtur in ihr einen Bodensatz gemacht hätte, immer von neuem wieder umgeschüttelt würde, damit nur immer von neuem in ihr eine allgemeine Rege erblickt werden möchte.

Die Menschen sind auch gar nicht so zum Schlummer geneigt, wie sie Herr R. sich denkt, daß sie gewaltsam geweckt werden müßten; es giebt aber viel edle Thätigkeit, die wenig oder gar kein Geräusch macht. Von dem unermüdeten Wahrheitsforschen des Weisen an, wobei man keinen menschlichen Fußtritt hört, bis auf die stille Betriebsamkeit des Künstlers in seiner Werkstätte, und von dieser wieder an bis zum ruhigtönenden Beile des Zimmermannes, oder bis zur taktmässigschlagenden Werfte des Webers, oder bis zum hellpfeifenden Pfluge des Feldbauers — — welche rastlose Rege menschlicher Kräfte! Es folgt ja gar nicht, daß da, wo nicht sehr gelärmt und getobt wird, keine Kraftrege sei. Noch weniger folgt, daß grosse Kraftrege nirgends weiter Statt finde, als — wo dazu getrommelt wird. Wo mag Herr R. leben, daß er so konkludirt? Er

gehe doch in unsere volkreichen Städte; er besuche grosse Handelsplätze und solche Oerter, wo viel Fabriken und Manufakturen sind; er wohne dem Getümmel der Messen bei; so wird er geräuschvollere Thätigkeit auch ohne Krieg antreffen. Und will er auch sogar tobende und lärmende Thätigkeit ohne Krieg kennen lernen, so reise er an einen Hafen, wo ihn die höchste Rege aller menschlichen Kräfte in Erstaunen setzen wird.

Ich komme hier nochmahls auf den Handel zurück; er ist auch das eigentliche Princip aller Kraftrege. Es bedarf nichts, als ihm nur Freiheit lassen, so beschäftigt er nicht nur alle müssige Hände, sondern facht auch den Geist der Spekulation an, der iede noch schlummernde Kraft weckt, iede schon rege stärkt und Tod in Leben zu verwandeln vermag. O möchten die Fürsten ihn von allen Seiten begünstigen! Möchte ieder Mensch mit dem; was er erzeugt und erarbeitet, hingehen und seinen Markt sich suchen können, wo er wollte! Möchte ieder, wer Geld hat, aus iedem Lande und von iedem Markte der Welt sich kommen lassen und in seine Heimath einführen können, was er wollte! Die Allrege sollten Sie dann einmahl sehen, Herr General!

Und

Und der Anblick dieser Allrege würde gleich so viel einladendes, wohlthätiges und menschliches an sich haben, daß man auf der Stelle das Urtheil fällen müßte, sie sei es, zu welcher die Menschheit berufen sei.

Zwar möchte Herr R. uns gern überreden, daß der Krieg auch dem Handel erst das rechte Leben gebe; allein es ist hierauf schon geantwortet, daß es dieses Lebengebens gar nicht bedürfe, sobald nur völlige Freiheit des Handels existirt. Daß einzelne Personen, z. E. Roskämmer, Pachter und Aufkäufer, oder auch Gesellschaften von Liferanten durch den Krieg reich werden, wird Niemand ableugnen; können diese aber wohl gegen ebenso viel Hunderttausende in Betracht kommen, welche der Krieg arm macht? Hat auch der Staat überhaupt etwas davon, daß jene Leute so viel Schätze häufen? Gemeiniglich gibt der Geist, in welchem sie sie erwerben, hernach auch den Ton zu der Art an, wie sie sie besitzen. Unter Härte sammleten sie sie und hart geniessen sie sie. Auch kann einem Lande nicht damit gedient sein, daß es einige Dutzende ungeheurer Kapitalisten mehr aufzuweisen habe, sondern damit, daß die ganze Volksmasse in ihrer Art wohlhabend sei.

Und wie auf der einen Seite neue Kapitalisten durch den Krieg entstehen, so verderben durch ihn auf der andern dreimahl so viel alte, und zwar gerade diejenigen, von welchen viele Tausende lebten; ich meine die Kaufleute im Grossen, die Fabrikanten und Manufakturiers. Wer zählt die Bankerotte, welche ein anhaltender Krieg, besonders wenn er zur See geführt wird, anrichtet! Wie entstehen aus einem derselben immer zehen andere, und aus jedem von diesen wieder ebensoviel, und wie schreien sofort allenthalben, wo sonst lebendige Nahrung war, ganze Mengen von rechtschaffenen Arbeitern nach Arbeit und — Brod!

Was hilft es doch, daß die kriegführenden Mächte ihre Schatzkammern aufthun müssen, und daß solchergestalt das Geld, wie man zu rühmen pflegt, unter die Leute komme! Erstlich, haben nicht edeldenkende Grosse zehen andere Wege, die nicht mit Menschenblut gefärbt sind, vor sich, auf welchen sie Geld unter die Leute bringen können? Und dann — es ist nicht wahr, daß das Geld der Fürsten durch Krieg im eigentlichen Verstande unter die Leute komme; es kommt nur in die Hände einiger Wucherer, die auch wieder Schätze daraus machen. Gewinnt

ein Volk dadurch, daß Schätze, die sonst in der Schatzkammer seines Fürsten lagen, hernach in den Kasten der Wucherer liegen? Wärlich, es bekommt in Nothfällen eher Unterstützung von ienen, als von diesen. Und müssen am Ende die Schatzkammern der Grossen nicht wieder gefüllt werden? Wer füllt sie aber anders, als das Volk? So mus das Volk lieber wünschen, daß sie durch Krieg nie ausgeleert werden mögen.

Ich selbst habe oft die Sprache gehört, welche Herr R. anführt — „es ist alles so todt und nichts zu verdienen; wenn doch einmahl wieder Krieg würde!“ Das eigentliche Volk aber, die Nation im Ganzen spricht gewis so nicht. Und diese ists doch wohl, welche eigentlich dabei mitzureden hat. Wie schon gesagt, einzelne Korn- und Pferdeiuden, rohe Wucherer, welche alles menschliche Gefühl ausgezogen hatten, waren es, die sich diese Sprache erlaubten. Sind diese es, welchen die Menschheit etwa das Sindikat für sich übergeben hat? Mus ihrentwegen der ganze Teich gerührt, dick und schlammicht gemacht werden, damit sie im Trüben fischen können?

Doch, Herr General, diese Sprache ist noch nicht die empörendste; man hört wohl eine noch weit ärgere. „Es werden der Menschen zu viel, heißt es; wenn erst nur wieder Krieg wäre!“ Ginge es nach diesen Leuten, so wäre also gerade von der Seite der Krieg am wünschenswerthesten, von welcher iene andern ihn am meisten hassen. Wir sprächen — er kostet so viel menschliches Leben; und iene erwiederten — das ist ia eben gut. Ich glaube dem Herrn R. nicht zu viel zu thun, wenn ich ihn im Verdacht habe, daß er eben dieser Meinung sei, daß er sich aber nur etwas gelehrter darüber ausgedrückt, vermuthlich weil er das Inhumane der Behauptung selbst gefühlt. Nachdem er nehmlich aus der Naturgeschichte demonstrirt, wie iede Art von lebendigen Geschöpfen zuweilen ausserordentlich anwachse und Ueberhand nehme, und wie die Natur alsdann oft durch einen einzigen Umstand die Veranstaltung zu treffen wisse, daß selbige wieder in ihre Schranken zurückgewiesen und auf eine proportionirte Zahl reducirt werde, so spricht er auch von einem von Zeit zu Zeit unverhältnismäßigen Anwachse der Menschheit und glaubt, daß der Krieg vorzüglich derienige Umstand sei, welcher

auch sie wieder zur gehörigen Proportion zurückbringen solle.

Wir müssen hier vor allen Dingen bemerken, Herr General, daß Herr R. ia nur von Anstalten gesprochen, die die Natur zur Unterdrückung der übermäßigen Vermehrung der lebendigen Wesen mache; wie kann er dabei des Krieges, als Reduktionsmittels der übermäßigen Menschenvermehrung, gedenken, da die Natur an seinem Ausbruche nicht den geringsten Antheil hat? Warum gedachte er nicht lieber der Blattern, welche einen so grossen Theil des menschlichen Geschlechts in der Kindheit schon wegraffen, und der Pest, oder auch nur der Ruhr, oder der Bräune, oder des Faul- und Fleckfiebers, unter denen jährlich so viel Tausende von Erwachsenen erliegen? Aber dann hätte es ihm freilich sein eigenes Herz sagen müssen, daß es bei diesen wirklich schon vorhandenen Naturanstalten um so weniger noch eines von Menschen selbst ersonnenen gewaltsamen Mittels bedürfe, den Ueberwachs ihres Geschlechts zu beschneiden. Die Erfahrung lehret dis auch in der That; denn — wo ist ein solcher Ueberwachs? In einzelnen grossen Hauptstädten etwa? Man beurtheile doch aber die Menschenmenge und

den Volksreichthum eines Landes nicht nach seiner Hauptstadt. Es wäre zu wünschen, daß dergleichen mit Menschen überladene Hauptstädte gar nicht existirten; denn ungeheure Menschenmengen taugen eben so wenig beisammen, als viel Arme in Armenhäusern. Betrachtet man solche überbevölkerte Hauptstädte gegen die übrigen Städte und Plätze eines Landes, so ist der Staat daselbst einem Körper gleich, an welchem der Kopf das grösseste ist. Gleich dicht um sie her findet man oft grosse Wüsten und Einöden, welche alle ihre Einwohner, wenn sie vertheilt würden, nicht gehörig bevölkern könnten. Die Erde hat offenbar nicht nur noch Raum, sondern auch Nahrungsmittel und Nahrungsquellen für ungleich mehr Menschen, als wirklich da sind. Es ist schon sonderbar, wie sich die Vertheidiger des Krieges selbst widersprechen. Bald rufen sie aus: es ist gar kein Leben mehr, wenn nur erst Krieg würde! Hiermit geben sie zu verstehen, als wenn es an Absatz und Verbrauch der Natur- und Kunstprodukte fehlte. Bald rufen sie wieder aus — es ist alles so theuer, wenn doch erst wieder Krieg würde! Nehmen sie also nicht zu gleicher Zeit an, daß der Menschen zu wenig und zu viel wären?

Man berechne die erstaunenden Vorräthe und Magazine, welche in Kriegszeiten verderbt werden und verlohren gehen; wie viel Tausende von Menschen hätten davon leben können, wenn Friede geblieben wäre! Und dann — wie viel Land liegt in iedem Staate noch wüste! Wie viel Sümpfe und Meräste können noch ausgetrocknet werden! Welche ungeheure Waldungen giebt es in Europa noch! Was für ein Reichthum von Produkten könnte da unter den Händen arbeitender Menschen erbauet werden, der jezt gar nicht zur Existenz kommt! Wäre die Menschenzahl schon iemals so ungeheuer übergewachsen: so wären iene Wildnisse wohl längst urbar gemacht und in Gärten umgeschaffen. Werden zwar allerdings hierzu grosse Aufwande erfordert, so wäre ia doch dis ein weit humaneres Mittel, als der Krieg, die Schatzkammern der Grossen zu öfnen. Hier käme das Geld auch wirklich unter die Leute und bliebe nicht blos in den Händen einiger Wenigen kleben; auch erstatten die neuen Ansiedler es nach und nach durch ihre Abgaben an die Schatzkammern zurück, so, daß die alten Landbewohner, welche schon an diese reichen, mit neuen Abreichungen der Wiederanfüllung wegen nicht, wie im Kriege, belastet werden dürfen. Nur

dann erst, wenn in einem Lande alles urbar gemacht wäre, liesse sich von einem Ueberwachse der Menschheit daselbst reden. Warum aber diesen gerade vernichten wollen? Und wer bestimmt die Personen, welche eigentlich zu ihm zu rechnen wären? Doch wohl nur das Loos dürfte sie bestimmen. Und die dann das Loos träfe, könnten ia lieber auswandern und brauchen nicht in Stücke gehauen zu werden. Menschen sind allenthalben willkommen, sobald sie ein Paar gesunde Hände mitbringen, und es gibt in Europa noch Länder genug, die sie sogar einladen. Ja, würde auch Europa iemals wirklich überstopfvoll, wie viel Millionen kann Amerika noch aufnehmen! Wie viel fruchtbare Inseln im Meere gibt es noch, die schon auf ankommende Menschen warten! Und wie sorgt die Natur durch Verminderung des Wassers und durch Vermehrung des trocknen Landes von Jahrtausend zu Jahrtausend für die allenfalsige, dem bewohnbaren Theile unsers Planeten zu unproportionirt werdende Vermehrung des Menschengeschlechts!

Doch — es bedarf auch dieses letztern Hülfsmittels, der Auswanderung, nicht. Ackerbau und Viehzucht sind ausser dem

Handel ein Paar Artikel, welche noch unweit mehr befördert und vervollkomnt werden und dadurch in jedem Lande noch weit mehr Menschen ernähren können, als itzt wirklich daselbst anzutreffen sind. Hierzu gehört nichts weiter, als daß die Domainen auf Erbpacht ausgetheilt werden und daß ieder, wer Acker hat, seinen Acker benutzen könne, wie und wann er wolle. So, wie dies letztere geschieht, wird in vielen Ländern iedes einzelne Bauergut füglich drei Bauergüter geben, und man wird über die Fruchtbarkeit erstaunen, welche die Erde hat, ohne eben erst mit Menschenblut und mit Menschenfleisch gedüngt werden zu müssen. In der That, Herr General, wenn sie hiermit gedüngt wird, ist ihre Fruchtbarkeit gros. Ich habe selbst davon das Beispiel auf den ehemaligen Schlachtfeldern bei Torgau gesehen, und es nimmt mich schier Wunder, daß Herr R. nicht auch hieraus ein Argument mehr zur Vertheidigung des Krieges hernahm. Da er doch einmahl zu verstehen geben wollte, daß dem Körper des Menschengeschlechts seiner Vollblütigkeit wegen zuweilen ein Aderlas sehr heilsam sei: so wäre es nicht übel gewesen, wenn er auch zugleich gezeigt hätte, wie das unnütze Blut, welches solchergestalt abgezapft

werden müsse, auch nebenzu noch guten Dünger für die Erde gebe.

Noch sind mir einige Betrachtungen übrig. Nachdem Herr R. nehmlich sich als den eifrigsten Vertheidiger des Kriegs gezeigt, setzt er hinzu — „Und was kann alles helfen? Es war immer Krieg, so lange es Menschen gab, und wird immer Krieg sein, so lange es Menschen geben wird. Die Erde ist nun einmahl eine Kriegswelt und allenthalben auf ihr ist nichts als Krieg und Streit. Alles ist gegen einander; die Elemente kämpfen gegen einander, die Thiere kämpfen gegen einander, und — so ists mit den Menschen auch. Ewiger Friede ist ein Unding; wäre also auch Krieg ein Uebel, so wäre er ein nothwendiges Uebel, dergleichen es in der Natur mehrere gibt und wogegen alles Raisonnement ein Ende hat.“ In der That — sehr apodiktisch abgesprochen, wenn nur dabei nicht ein falscher Satz immer auf den andern gehäuft und überall falsch konkludirt wäre!

Woher weis denn Herr R., daß es immer Krieg gegeben habe, so lange es Menschen gab? Daher etwa, daß Kain seinen Bruder Abel todtgeschlagen haben soll? Und warum

soll es folgen, daß es so lange noch Krieg geben werde, als es Menschen geben wird? Auch wohl wieder daraus, weil es so lange schon Krieg gegeben hat, als es Menschen gab? Wäre dis auch der Fall, so müste ia in der That das Gegentheil daraus folgen. Die gesittete Menschheit mus endlich einsehen, daß Krieg sich nur im Stande der Wildheit für sie schickte; sie wird ihn als den letzten Ueberrest von Barbarei betrachten lernen, den sie erst von sich werfen mus, ehe sie auf den Ruhm einer vollendetern Kultur Anspruch machen darf. Und bemerkte Herr R. den Trugschlus nicht welchen er beging, wenn er von dem Streite der Elemente und der Thiere unter einander auf den Streit der Menschen schlos? Kämpft denn eine einzelne Thierart mit sich selbst und mit ihres Gleichen, oder beginnen nur immer verschiedene Thierarten, die die Natur für einander zum Frasse bestimmt hatte, den grossen und allgemeinen Kampf? Die Menschen machen ia aber zusammen nur eine Art aus. Und dann — können auch wohl unvernünftige Thiere, oder gar leblose Elemente das Muster für Menschen sein? O wie empört sich die Humanität gegen diesen Satz! Ist schon Krieg genug da in der Natur, wozu sollen die Menschen ihn noch vermehren?

Sollen sie sich nicht vielmehr dadurch, daß ihnen die Vernunft zu Theile ward, berufen fühlen, den Krieg um sich her so viel, als möglich, beizulegen und Friedestifter in der Natur zu sein? Sie, die so oft auf das fürchterlichste in den Kampf der Elemente hineingezogen werden und ihn mit Habe und Gut, ia wohl mit ihrem Leben bezahlen müssen, — sollten sie nicht froh sein, wenn iene ruhen? Sollten sie nicht genug an den Verwüstungen haben, welche iene anrichteten, und lieber solche gemeinschaftlich wieder gut zu machen suchen; statt daß sie, wenn die Elemente ruhen, unter einander selbst zu toben anfangen und oft nicht eher wieder zu toben aufhören, bis die Elemente sie wieder zur Ruhe bringen? Herr General, Krieg ist offenbar so unter aller Menschheit, daß sich die Vernunft, wenn sie nur an ihn denkt, die Hand vor die Augen hält. Wie abscheulich ist es schon, wenn einzelne Menschen gegen einander auftreten und einander zu morden trachten! Hier morden Tausende Tausende und hacken auf einander, als hätten sie Bestien vor sich. Wie gräslich ist es, wenn man Todfeinde gegen Todfeinde in kleinen Haufen kämpfen sieht! Hier ziehen Schaaren gegen Schaaren, die sich nie beleidigt, ia, die sich

vorher nicht gekannt, mit Augen noch nicht gesehen haben, erlegen einande von weitem schon und erfaren oft nicht einmal, wen sie erlegt haben. Wenn dann ganze Haufen unschuldiger Menschen, die von ihrem Posten nicht wanken dürfen, ehe sie noch im geringsten sich zur Gegenwehr setzen können, schon niedergestreckt, verkrüppelt und zerstükkelt werden, so heißt es, daß die feindliche Artillerie vortreflich bedient worden; so, wie der Ruhm des einzelnen Reuters darin besteht, wenn er viel Köpfe gespaltet, ohne hernach weiter etwas, als die Zahl derselben, und nicht einmahl ihre Nahmen angeben zu können. O wehe der armen Menschheit, daß sie so leiden muß! Und was für moralische Karaktere mögen sich auf diesen Schlachtfelden bilden! Und wie lange erblickt man, wenn der Krieg mit Wuth geführt worden ist, die Spuren der Verwüstung der Sitten, welche er unter ganzen Nationen angerichtet hat!

Es ist gar nichts gesagt, wenn Herr R. zuletzt den Krieg mit gewissen andern nothwendigen Uebeln in der Natur vergleicht. Diese müssen allerdings sein, und so lange unsere Welt die Welt sein soll, die sie ist,

kann sie auch die Allmacht des Schöpfers nicht abstellen. Der Krieg aber ist kein nothwendiges Uebel und kann allemahl vermieden werden, sobald der eine Theil keine unbilligen Forderungen macht, und der andere billigen Forderungen Gehör gibt. Sinn für Recht und Billigkeit macht unter gesitteten Nationen alle Kriege unnöthig; denn ein anderes wäre es, wenn wir wieder von ganzen Fluten von ungereitzten Wilden überströmt würden, gegen die wir uns dann freilich wie gegen daherziehende Raubthierheere wehren müsten. In gesitteten Staaten aber darf ia Bürger gegen Bürger nicht Faustrecht üben; wie sollen es denn ganze gesittete Staaten gegen einander thun dürfen? Könnten diese nicht auch ihren Proces so human ausführen, wie iene? Könnte es nicht auch Schiedsrichter zwischen Nationen geben, wie es sie zwischen einzelnen Bürgern gibt? Doch, der Zeitpunkt wird kommen, wo die Völker einander nicht mehr aufreiben, sondern sich verbünden und wie eine allgemeine Familie beisammen leben werden. Wie nahe oder wie fern noch dieser Zeitpunkt sei, lässet sich nicht bestimmen; vielleicht, daß die Noth sie dazu bringen wird, wenn sie die steigende Aufklärung nicht dazu bringen

kann. Die Gewisheit eines solchen Zeitpunkts des Völkerbundes selbst aber verbürgt uns der Glaube an Gott, welcher sein grosses Werk, das Heil der Menschheit, nicht unvollendet lassen kann. In dieser seligen Idee, Herr General, wollen wir den einzigen Trost für unser Herz finden und Gott bitten, daß besonders dismahl noch bei Zeiten Friede werde, ehe die Völker in ienen Strudel gerathen, aus welchem vieleicht für die ganze europäische Menschheit kein Retten sein dürfte.

Anm. der Herausg. Da die Lage der Dinge seit der Zeit, daß der verstorbene Verf. dis schrieb, noch weit gefährlicher geworden ist: so treten wir nicht nur seiner Meinung bei, sondern fügen auch noch den Vorschlag hinzu, daß ausser Gott nun allmählich auch die Könige gebeten werden möchten, daß ie eher ie lieber Friede werde.

XVII.

Über die Thierquälerei.

An Herrn D., Prof. der Moral zu G.

Wekhrlin forderte den französischen Nationalkonvent auf, bei Abfassung der Konstitution auch an die Thierwelt zu denken und der Quälerei derselben Grenzen zu setzen. Ein Einfall, der seinem Herzen Ehre machte, über den iedoch gleichwohl in Deutschland gespöttelt worden ist. Wer wird sich aber hierüber verwundern, da es unter uns auch Philosophen gibt, die sogar den Sklavenhandel so rüstig vertheidigen, wie es nur immer ein dazu erkaufter Lord im Parlamente thun mag. Die Sache ist vermuthlich diese — wie es hier und da einen humanen und philosophisch denkenden Fleischer gibt: so gibt es auch hier und da einen inhumanen Philosophen, der sich besser zum Fleischer geschickt hätte. Dis alles mus uns aber nicht abhalten,

ten, die Barmherzigkeit gegen die Thiere bei jeder Gelegenheit wieder in Rege zu bringen. Sie, mein O., melden mir, daß sie nächstens mit einer philosophischen Moral hervortreten würden; so fordere ich Sie recht eigentlich auf, das Kapitel von Thierquälerei ausführlicher abzuhandeln, als es bisher in unsern Moralsistemen geschehen ist. Thun Sie, als wendete sich die ganze Thierwelt, sowohl die uns nützliche, als die uns schädliche, an Sie und flehte Sie an, ihr Sachwalter zu werden.

Man gibt unserem Zeitalter so gern den Beinahmen des aufgeklärtesten; von der Seite des Benehmens gegen die Thiere aber verdient es ihn wenigstens nicht. Diesen armen Geschöpfen Leiden ohne alle Noth machen, oder doch Leiden, die sie einmahl tragen müssen, ohne Noth vergrößern, ist noch immer der herrschende Ton; ob sich solches gleich weder mit den ersten Gedanken eines denkenden Kopfs, noch mit den ersten Gefühlen eines wohlwollenden Herzens verträgt. Ich verehre iene Akademie der Wissenschaften, welche einen Preis auf die besten Mittel setzte, der Beschädigung der Bäume in den Alleen und der öffentlichen Denkmähler Einhalt zu

thun; wie kann man aber hoffen, daß die Menschen aufhören werden, ihren Muthwillen an Pflanzen auszuüben, so lange sie noch Thiere martern, oder einer Statüe die steinerne Nase abzuschlagen, so lange sie auch nur noch Frösche lebendig schinden, Nester mit nackenden Jungen ausnehmen, Kröten aufspiessen u. s. w.?

Zwar gibt es auch auf der andern Seite einzelne übertriebene Empfindsamkeiten; diese machen doch aber gewiß iene zahllosen Grausamkeiten nicht wieder gut. Was hilft es, daß die Frau Räthin kein Huhn schlachten sehen kann, ohne Krämpfe zu bekommen, wenn ihre Kinder das gesammte Federvieh im Hofe zum Zeitvertreib mit Knippeln auf und nieder treiben dürfen und die Nudelgänse sich zu Tode stöhnen müssen! Was hilft es, daß die gnädige Frau ieder Katze ein besonderes Bette hält, wenn unterdessen ihre edelsten Arbeitsthiere aus Unreinlichkeit der Ställe krank werden! Was hilft es, daß der Herr Baron seine ganze Mette mit Fleisch speiset und sie spatzieren führen lässet, wenn er hernach den Hasen, den er auf der Stelle erlegen könnte, erst im Felde herumhetzt und dann zu Tode peitscht! Dis alles und mehr

dergleichen beweiset weiter nichts, als daß die Menschen, wie überall, so auch in Ansehung ihres Verhaltens gegen die Thiere beider Extremen zugleich fähig sind. Nur wäre zu wünschen, daß man nicht nur gegen die Thierverzärtelung, sondern auch gegen die Thierquälerei redete, und zwar gegen diese noch weit mehr, als gegen iene, weil sie unendlich häufiger ist. Die Arten derselben sind zugleich so mannigfaltig, daß man mit Recht sagen kann, daß die Menschen ihre Erfindungskraft dabei fast erschöpft haben.

Skandalös sind schon die Grausamkeiten, welche an den sogenannten schädlichen, oder gar nur schädlich geachteten Thieren begangen werden. Wie ein Wilder seine Gefangenen nur martern kann, so martert der Jäger die ausgegrabenen iungen Füchse und der Gärtner die Schlange.

Nicht weniger grausam sind die Einsperrungen solcher ganz unschuldigen Thiere, von denen man doch weis, daß sie nur in der Freiheit leben und gedeihen können, oder deren Futter man nicht einmahl kennet; und ebenso auch die Vernachlässigungen anderer in

ihren Käfigten und Gefängnissen, wo sie für sich selbst nicht sorgen können.

Barbarisch sind viel Bestrafungen der Hausthiere, wenn sie ihren Herrn nicht gleich verstehen, oder sonst nur thun, wie sie klug sind. Die Hunde, welche den Menschen doch so mannigfaltige und wichtige Dienste leisten, haben in dieser Hinsicht das traurigste Schiksal.

Verabscheuungswürdig sind die Quälereien der Abrichtung solcher Thiere, an denen man Kunsttriebe bemerkt; besonders, wenn auch die höchste Ausbildung und Vervollkommung derselben nicht den geringsten Nutzen stiftet.

Fürchterlich sind die unbarmherzigen Anstrengungen der Arbeitsthiere zu übermäßiger Arbeit, und gerade das edelste unter ihnen, das Pferd, wird am schrecklichsten gemishandelt. Man sehe es auf der Reutbahn oder im Nothstall, vor dem Schlitten des wilden Studenten oder vor dem Wagen des reisenden Prinzen, unter dem Leibe des Kouriers oder unter den Fäusten der Fuhrleute — allenthalben reitzt sein Anblick zum Erbarmen. Die Geschichte eines einzigen Pferdes, von dem

Tage an, da es in das herrschaftliche Leibspann kam, bis auf den Tag, wo es Karrengaul ward, mit aller Treue beschrieben, würde oft die vollkommenste Darstellung aller menschlichen Unmenschlichkeiten sein. Wird vollends Krieg, so übersteigt die Pferdequälerei allen Glauben.

Himmelschreiend sind endlich die Peinigungen vieler Arten des Schlachtviehes vorher und in der Stunde des Todes selbst. Man sehe das zitternde Kalb, wenn es vom Lande meilenweit zur Stadt getrieben oder geschleppt wird; man höre das zum Erbarmen schreiende Schwein und die frivolen Spässe des Schlächters dabei; man beobachte die Köche und Köchinnen bei Tödtung des Federviehes, der Fische, der Krebse u. s. w.

Wenn man auch gern zugeben will, daß viele von allen diesen Grausamkeiten blos aus Unverstand und Leichtsinn ausgeübt werden: so blickt doch aus unweit mehrern der überlegteste Eigennutz und die überlegteste Rache hervor. Und wie erschrickt man vollends vor jenen Thierquälereien, welche einzig und allein und im eigentlichsten Verstande zum Vergnügen getrieben werden! Wie ist

es möglich, daß Schmerzen, welche wir einem andern empfindenden Wesen bereiten, uns Wonnegefühl erwecken können? — — Beim ersten Anblick der Allgemeinheit der Thiermishandlung sollte man fast auf den Gedanken gerathen, daß der Hang dazu ein Bestandtheil der menschlichen Natur sein möge; und das um so mehr, als sie nicht nur durch alle Stände herrscht, sondern auch sogar schon einen Theil des Zeitvertreibes und der Spiele der Kinder ausmacht. Ich gestehe Ihnen, mein O., daß ich vor Zeiten selbst nicht abgeneigt war, dieses zu glauben; seitdem ich aber Vater bin, behaupte ich dreust das Gegentheil. Das Vergnügen an der Quaal der Thiere ist dem Menschen so wenig angeboren, als der Ekel vor dieser oder iener Thierart; beide werden erst in die Seele des Kindes gepflanzt. Wer kennt nicht den Abscheu, welchen die mehresten Menschen vor Kreuzspinnen, Mäusen, Kröten und Schlangen haben und der oft bis zum Ohnmächtigwerden geht? Ich nahm, als meine Kinder klein waren, in ihrer Gegenwart und ohne bemerklich zu machen, daß es ihrentwegen geschehe, alle diese Thiere zuweilen in die Hand; so griffen sie sie auch getrost an und wissen nun von allen diesen Possen nichts.

Ebenso machte ich zuweilen den Versuch und schenkte ihnen ein Thier. Hatten sie sich schon über Bluhmenpflanzen, die ich ihnen gegeben, gefreuet; so freuten sie sich noch mehr über das Eigenthum eines lebendigen Wesens. Sie sahen, wie ich meine Thiere pflegte und wartete; so ahmten sie mir auch hierin nach und waren untröstbar, wenn jemand ihren Thieren etwas zu leide that. Die Wehr gegen Thiere ist dem Menschen wohl eigen, aber nicht die Quälerei der Thiere; vielmehr beweiset die Geschichte der auf wüste Inseln Verschlagenen sowohl, als der Gefangenen in unterirdischen Kerkern, daß der einsame Mensch sich durch die Gesellschaft eines Thieres sogar getröstet fühlen könne.

Es gehört zu viel Aufmerksamkeit und Fürsorge dazu, wenn man ein Kind vor allem Anblick des Bösen bewahren will. Ich glaube daher, daß, wenn das allerbewahrteste Kind zum ersten mahle Thiere quält, es dennoch unmöglich sei, zu beweisen, daß es aus sich selbst darauf gekommen sei. Ein Freund, ein Bedienter kann es ihm in dem Augenblick vorgethan haben, als wir nur einmahl den Rücken kehrten; es kann, indem es einmahl

ohne uns nur zum Fenster hinaus sah, so einen Anblick gehabt haben. Sollte es iedoch sein, daß ein Kind mit der Zeit aus sich selbst auf Thierquälerei verfiele: so liesse es sich dennoch erklären, ohne daß man deshalb zu radikalem Bösen seine Zuflucht nehmen dürfte.

Gesunde und lebhafte Kinder fangen an ihre Kräfte zu fühlen und wissen nicht, wohin mit ihnen. Sie üben sie an iedem Gegenstande, der ihnen vorkommt, ohne dabei weiter etwas zur Absicht zu haben, als ihr Kraftgefühl zu äusern. Sie versuchen Lasten zu tragen, wälzen Steine, brummen sich an Bäumen, messen sich mit ihren Gespielen und — nehmen es ebenso mit Thieren auf. Es fällt ihnen nicht ein, daß sie dadurch den Thieren Leiden machen, noch weniger wollen sie ihnen dergleichen damit machen; und so bedarf es hier nur einer liebreichen Zurechtweisung, welche sogar auch nicht nöthig gewesen wäre, wenn man vorher für ihre bestimmtere Beschäftigung gesorgt hätte. — Oder ein Kind wird von einem Thiere beleidigt; so wehrt es sich aus Naturtrieb, geht aber aus Unverstand in der Gewohnheit zu weit und quält ohne Noth. Hier bedarf es ebenfals nur einer Belehrung

darüber, daß Thiere thun, wie sie klug sind, daß ein Kind mit grossen Thieren nicht spielen müsse und daß man gegen ein schädliches Insekt nichts weiter zu thun berechtigt sei, als es so schnell, wie möglich, zu tödten. — Oder der Zufall quält einmahl in Gegenwart des Kindes ein Thier und es gibt bei dieser Gelegenheit possierliche Töne und Bewegungen von sich. Dis gefällt dem Kinde, und so will es diese Töne und Bewegungen öfter sehen und hören. Vielleicht liegt hierin die allernatürlichste Erklärung davon, wenn ein Kind aus sich selbst auf Thierquälerei verfällt. Freuen sich doch auch Erwachsene über dergleichen seltsame Sprünge und Stimmen leidender Thiere, ob sie gleich recht gut wissen, daß es Schmerzensausdrücke sind. Ja, können doch wohl gar oft kluge Leute in den ersten Augenblicken sich des Gelächters nicht enthalten, wenn sie Menschen hinfallen und die Beine in die Höhe kehren sehen. Da ist dann also nicht die Absicht der Kinder, die Thiere zu quälen; sie wollen sie nur in komischen Gestalten erblicken, wollen sie ungewöhnliche Wendungen und Umwälzungen machen sehen und wollen ihre Stimmen hören, die sie sonst nicht hören lassen, oder wollen sie wenigstens mit Variationen hören.

Man mache daher blos dem Kinde begreiflich, daß das Thier aus Schmerz und Jammer sich so bewege und so schreie; so wird das Kind, das von sich selbst darauf kam, auch sofort davon abstehen.

Ich kehre zu meiner Behauptung zurück, daß Thierquälerei der menschlichen Natur nicht ursprünglich eigen sei, sondern erst in sie gepflanzt werde. — Es ist nehmlich schon ein grosser Fehler bei der Erziehung, wenn Kindern Ekel und Abscheu vor gewissen Thierarten eingeflösst wird. Nothwendiger Weise mus hierdurch wirklicher Has gegen dergleichen Thiere in ihnen erzeugt werden; sie fangen solche an als ihre Feinde zu betrachten, und so führt Thierekel unmittelbar zur Thierquälung. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß Thiere, vor denen die Kinder ekelt, zu denienigen gehören, welche sie am ersten quälen.

Ein noch weit grösserer Erziehungsfehler aber ist es, Kinder zu früh zu Zeugen davon zu machen, wenn Thiere geschlachtet werden. Weil sie alsdann der Vorstellung noch nicht fähig sind, daß die Qual, welche dabei den Thieren gemacht wird, ihnen gemacht werden müsse: so unterscheiden sie in der

Folge nicht zwischen nöthiger und unnöthiger Qual, sondern thun auch andern Thieren so, wie sie sahen, daß dem Schlachtvieh geschah. Rechnet man das muthwillige Hohngelächter, welches sich die Schlachter über die Schmerzensausdrücke der Thiere unter ihren Händen und Füssen erlauben, und die zügellosen oft unflätigen Scherze, worin ihre Helfershelfer sie noch zu übertreffen suchen, dazu: so mus oft ein einziger solcher Auftritte im Stande sein, die unschuldigste, sanfteste Kinderseele auf Lebenslang zur Thierquälerei zu verstimmen. Ist nicht aber der Schlachtetag besonders grosser Thiere in den mehresten Familien noch ein wahres Kinderfest? Weckt man sie nicht in aller Frühe dazu, weil sie es sonst verschlafen möchten? Stellt man sie nicht recht sorgfältig bei den leidenden Thieren umher, damit sie alles genau mitansehen und mitanhören müssen? In der That, man könnte es nicht vollkommener anfangen, wenn man die Menschen recht ausdrücklich zu Thierquälern erziehen wollte! Von Rechtswegen müste kein Kind eher einer Taube den Kopf abreissen oder einen Fisch eher aufschneiden sehen, bis es zu verstehen wüste, warum das sterbende Thier sterbe und das leidende Thier leide. So aber glaubt es, der Taube werde der Kopf

abgerissen, damit sie auf der Erde herum flastere, und der Fisch werde aufgeschnitten, damit er mit dem Schwanze auf den Tisch schlage. Das Flastern der Taube, das Schwanzaufschlagen des Fisches lässet possirlich; das Kind thut, was es soll, d. h. es freuet sich daran — wenn es dis nicht sollte, warum führte man es denn hin? Schlachten soll es doch wohl noch nicht lernen? — und so lässet es hernach flastern und mit dem Schwanze aufschlagen, was es weis und kann. Sind nun vollends diejenigen, welche schlachten, so unsinnig oder boshaft, daß sie das Flastern oder Schwanzaufschlagen verlängern, um dem Kinde einen längern Spas zu machen, — wie kann es dann anders kommen, als es kommt, nehmlich, daß Kinder frühzeitig die ärgsten Thierquäler werden? Wie oft sah ich schon muthwillige Mägde, welche die Gans mit halbdurchschnittener Gurgel noch eine Zeitlang im Hofe herumzappeln liessen, und wilde Knechte, die ein gefangenes Raubthier erst lange umhertrieben, dann verstümmelten und so hinwarfen, während daß alle Kinder des Hauses dabei standen und mit ihnen für Freuden in die Hände klatschten.

Ja, dieser Erziehungsunfug wird oft noch weiter getrieben. Weil das gequälte Thier allerlei sinnlichpossirliche Bewegungen und Töne von sich giebt: so sucht man sogar durch Thierquaal müssigen Buben einen Zeitvertreib zu verschaffen, oder auch noch ganz kleine schreiende und unruhige Kinder still und ruhig zu machen. Da sitzt dann die unvernünftige Amme oder Kindermagd mit dem Jährling am Tische und lässet die Fliegen, welchen sie erst einen Flügel, oder noch ein Bein dazu, abgerissen, gewaltsam auf selbigem umherspringen. Oder die Mutter bindet einen Käfer an, der sich am festgemachten Zwirnsfaden schachmatt schnurren mus. Oder das ältere Geschwister hascht die Hauskatze, hält sie fest und lässet sie von dem iüngern kneipen, daß sie unaufhörlich mauen mus. Oder der Vater gibt iedem Buben einen Stock, womit sie das gesammte Vieh im Hofe zu Paaren treiben müssen, um sich, wie er sagt, einmahl recht lustig zu machen. Gewis, lieber D., das Edukationswesen geht auf dieser Seite noch äusserst ins Schändliche, und auch in den vornehmsten Häusern wird deshalb bei weitem noch nicht genug gethan; vielmehr geht es hier, wo die Kinder oft ganz den Dienstboten überlassen sind, oft noch am ab-

scheulichsten her. Ich habe es wohl eher gesehen, daß dem iungen gnädigen Herrn vom Lakei die große Dogge oder der Ziegenbock gesattelt und ein paar Sporen angeschnallt wurden; so, wie es iunge noch gnädigere Herren geben soll, die sogar auf den Lakeien reuten und sie gar weidlich zusammensporniren.

Wehe vollends alsdann, wenn die Kinder mit andern Kindern ohne Unterschied umgehen, oder gar den Buben auf der Gasse zusehen dürfen! Da ist die wahre Schule, wie aller Teufeleien, so auch der Thiermarterung. Zu einem förmlichen Spiele ist es leider unter den Kindern in den niedrigsten Ständen geworden, unschuldige und besonders völlig wehrlose Thiere zu peinigen. Man sehe sie im Frühiahr, wie sie singend die Schnecken quälen, die matten Frösche ängstigen und die Sticherlinge im Bache plagen! Man sehe sie im Sommer, wie sie die Vogelnester aller Art zerstören und sich mit den nakkenden und blinden Jungen umherschleppen! Man sehe sie zu allen Jahreszeiten, wie sie Hunde und Katzen misbrauchen, auf Pferde und Ochsen schlagen, wo sie nur können, und an Raubthieren eine Wuth ausüben, wie sie die iungen Marder nicht an den Hühnern und

die iungen Eier an den Tauben nicht ausüben! Unter solcher Brut darf das beste Kind nur zwei, dreimahl sein, so ist es in einen Henker für die ganze lebendige Schöpfung metamorphosirt.

Jede Lücke endlich, welche bei dem Menschen, als Kind, seinesgleichen in der Kunst, die Thiere zu quälen, noch übrig lassen, füllen die Erwachsenen aus, sobald er in ihre Gesellschaften tritt. Wohin er nun frei und frank sich umsieht, da sieht er Thiere quälen. Bald quält sie der Bauer, bald der Fuhrmann; bald der Gärtner, bald der Vogelfänger; bald der Fischer, bald der Fleischer; bald der Hirt, bald der Jäger; bald der Pachter, bald der Roskämmer; bald der Bereuter, bald—— Der eine quält aus Gewohnheit, der andere, um sich sehen zu lassen; der eine aus Leichtsinn, der andere aus Geitz; der eine aus Rache, der andere zum Spas. So verderbte durch ihr Beispiel die vorige Generation die gegenwärtige, und so verderbt die gegenwärtige die künftige wieder, und so ist und bleibt die Thierquälerei allgemein, ohne daß in der menschlichen Natur selbst eine ursprüngliche Anlage dazu wäre. Und, was das ärgste ist, es fällt unter hundert kaum Einem

ein, daß er Unrecht daran thue. Die Mehresten vertheidigen sie vielmehr, oder halten sie doch für eine so unbedeutende Bagatelle, daß sie nicht einmahl darauf hören, oder wohl gar dazu lachen, wenn dagegen im Nahmen des Vaters aller Wesen geeifert wird. So geschah es unlängst noch in einer gewissen Stadt, daß einem Prediger, welcher blos gegen die gröbesten Excesse in der Thierquälerei geredet hatte, Tags darauf eine schriftliche Danksagung im Nahmen aller Pferde, Schweine, Hunde und Katzen zugeschickt und der Antrag gemacht ward, sich nächstens doch auch des Kohls und der Rüben anzunehmen, damit sie nicht mehr so iämmerlich zerschnitten und zerstampft würden, weil Menschen und Thiere sie wohl ganz geniessen könnten. Und ebenso geschah es unlängst, daß ein Hofkaplan ausser seiner fleischernen Nase noch eine papierne dafür erhielt, daß er die Parforcejagd ein unchristliches Vergnügen genannt hatte.

Nach allen Beobachtungen, die ich über Thierquäler gemacht und nach allen Unterredungen, die ich mit ihnen angestellt, habe ich mich fest überzeugt; daß es hauptsächlich daran liege, daß die Menschen den

Werth

Werth der Thiere zu niedrig, und den ihrigen zu hoch ansetzen. Die Frage — Wer sind die Thiere? — würde also hier die Frage aller Fragen sein.

Von Kartesius aber an bis auf Reimarus hat sie noch Niemand genugthuend beantwortet, und sie wird auch wohl so lange unbeantwortet bleiben, bis die Menschen erst sagen können, wer sie selbst sind. Die Thiere mögen nun aber immerhin weniger sein, als wir sind, so sind sie doch gewis mehr, als wir denken, daß sie sind. Der Hauptfehler, welchen wir bei ihrer Würdigung begehen, ist wohl der, daß wir sie über einen Leisten schlagen und sie allerseits mit dem Nahmen Vieh belegen, wobei wir uns dann, es sei die Rede, von welchem Thier es wolle, ohne Unterschied eine unvernünftige Kreatur denken. Ist es aber möglich zu verkennen, daß nicht wenigstens die Muschel vom Biber, die Milbe vom Habicht, der Schmetterling vom Pferde, das Regenwurm vom Hunde und die Laus vom Orang-Utang viel weiter abstehen, als Biber, Habicht, Pferd, Hund und Orang-Utang vom Menschen? Warum machen wir aus allen ienen Arten nur ein Geschlecht, das wir Vieh nen-

nen, und aus unserer einzigen Art auch wieder ein besonderes Geschlecht, das wir Mensch nennen? Warum lassen wir nicht ieder von ienen Arten blos ihren eigenen Nahmen, wie wir ihn der unsrigen lassen, und umfassen sie alle und uns dazu mit dem Geschlechtsnahmen — empfindende Wesen? Dis sind sie ia doch, so gut, wie wir. Wer theilt auch wohl hundert Varietäten in neun und neunzig und eine — oder eine Leiter von vielen Stufen in die oberste und in die übrigen alle ein? Wird bei genauer, unpartheiischer und von allem Menschenstolz entfernter Untersuchung über unsere Natur, über die Natur der sogenannten vollkommeneten Thiere und sofort über die Natur aller übrigen Thiere ein anderer Unterschied herauskommen, als — ein Unterschied in Graden, oder ein blosses Mehr und Weniger? Es ist sonderbar, dem Menschen nur Vernunft, den Thieren aber höchstens ein blosses Etwas, das der Vernunft ähnlich sei, zuzuschreiben. Verbindet man mit diesem leztern auch in der That eine deutliche Idee? Und was berechtiget uns, so abzusprechen? Die Dummheit der Thiere etwa? Man dürfte hier blos antworten — vielleicht ist das klügste Thier, oder dasjenige, bei welchem der Uebergang

vom Menschen zum Thiere fast unmerklich ist, noch nicht gefunden, und vielleicht wird er in diesem Jahrhundert noch irgendwo entdeckt. Allein — sind denn auch die uns wirklich bekannten Thiere schon insgesammt genug von uns beobachtet? Kennen wir nicht blos die uns zunächstlebenden, die zahmsten und die uns am wichtigsten geschienen? Ja, was noch mehr ist, sollte es unter diesen nicht Arten geben, — wir wollen z. E. die Hunde nehmen — unter welchen sich Racen oder Völkerschaften befinden, die sogar klüger sind, als manches Menschenvolk? Wenigstens, dächte ich, würden wir viel besser thun, wenn wir statt die Menschen nur vernünftig, und die übrigen empfindenden Wesenarten alle unvernünftig zu nennen, das Wort unvernünftig lieber ganz strichen und von mannigfaltiger Vernunft sprächen; da es dann eine Pferdevernunft, eine Hundevernunft, eine Katzenvernunft u. s. w. gäbe, wie es eine Menschenvernunft gibt, die hoch obenan steht.

Ich komme noch einmahl auf den Hund zurück, lieber O. Haben Sie je einen Hirtenhund oder Jagdhund genau beobachtet? Es ist unmöglich, dis gethan zu haben und dann

noch eine so niedrige Idee von den Thieren überhaupt beibehalten zu können. Sehen Sie doch nur die allergespannteste, allerausdaurendste Aufmerksamkeit dieser Geschöpfe auf ihren Herrn? Sehen Sie, wie der Hund seinen Herrn so vollkommen versteht! Sehen Sie, wie er seine begangenen Fehler einsieht, abbittet und wieder gut zu machen sucht! Sehen Sie seine Theilnahme an allem, was seinem Herrn begegnet! Sehen Sie, wie er auf der Stelle weis, wenn sein Herr sich nicht wohl befindet, und wie er, wenn dieser als Patient zu Bette liegt, sich ganz anders benimmt, als wenn selbiger blos, um zu schlafen, darin liegt, wie er dann nicht vom Bette wankt, mit Thränen in den Augen ihn unverrückt anblickt, weder frißt noch säuft u. s. w. Was ist dis alles, wenn es nicht Vernunft sein soll? Sei es immerhin nur Hundevernunft, so verdient diese doch wenigstens nicht Unvernunft gescholten zu werden. Wer nun andere Thiere eben so genau zu betrachten Gelegenheit hat, der wird auch gewis bei vielen eben so wichtige, und bei manchen vieleicht noch wichtigere Entdeckungen machen. Ich wünschte, daß alle diejenigen, welche dergleichen machen, sie öffentlich mittheilten; damit in der Pnevmatologie das

Kapitel von den Seelen der Thiere nach und nach berichtiget würde; denn so, wie es noch ist, wimmelt es noch von falschen Voraussetzungen und Schlüssen.

Das Argument — wenn die Thiere Vernunft hätten, so würden sie auch Sprache haben — ist von der Beschaffenheit, daß Philosophen es wenigstens nie hätten urgiren sollen. Was verstanden sie unter Sprache? Doch wohl nur menschliche Sprache! Reden soll also z. E. der Hund erst lernen, wenn er seine Vernunft beweisen will. Würde der Philosoph nicht lachen, wenn der Hund von ihm begehrte, daß er zum Beweise seiner Vernunft erst bellen lernen sollte? Verstand man aber unter Sprache Sprache überhaupt: so ist ia das Argument nicht wider, sondern für die Thiere. Hören wir denn nicht die Stimme sehr vieler Arten derselben? Belehrt uns nicht eine geringe Aufmerksamkeit auf die mit Stimme begabten Thiere, daß iede Art derselben sich unter einander völlig verstehe? Ist dis nicht genug für sie, und haben wir Menschen auf dieser Seite vor ihnen auch wohl das geringste voraus? Verstehen wir eine andere Sprache, als die

Menschensprache? Wie? wenn einige Thierarten sogar unsere Sprache noch mehr verstånden, als wir die ihrige? Beinahe måste man annehmen, daß alle, die mit grossen Thieren zu thun haben, dies auch in der That glaubten; denn warum fluchte sonst der Fuhrmann so fürchterlich gegen seine Pferde, und warum schimpfte der Bauer seine Ochsen so weidlich aus? So viel weis ich, daß ich einst einen Hund hatte, der viele meiner Worte verstand. Und — was den Reichthum der Thiersprache anbetrift, so ist manche Thiersprache vieleicht reicher, als die Sprache mancher wilden Nation unter Menschen. Daß wir oft ein ewiges Einerlei hören, thut nichts; dies liegt an uns, weil wir nicht zu der Thierart gehören, der wir es nachsagen. Unstreitig geht es den Fröschen und Gänsen um Paris, wenn sie die Akademie der Vierziger disputiren hören, ebenso, wie es dieser geht, wenn sie iene quaken und schnattern hört; man hört auf beiden Theilen ein ewiges Einerlei.

Die äusserstkünstlichen Arbeiten vieler Thiere machten von ieher den Philosophen viel zu schaffen. Sie konnten sogar nicht in Abrede sein, daß die Menschen wohl zu den Thie-

ren erst in die Schule gegangen sein und von ihnen gelernt haben möchten. Welch eine Demüthigung für den menschlichen Stolz! Doch, man wuste sich dafür zu rächen und bewies aus den Arbeiten der Thiere vielmehr wider sie. „Es ist nicht Vernunft, sprach man, die hier arbeitet, sondern blosser Instinkt. Hätten die Thiere Vernunft, so würden sie nach und nach ihre Arbeiten vervollkomnen, und nicht nur iedes einzelne Thier, sondern auch iede Thierart würde in der Kunst Fortschritte thun. So aber macht iedes Individuum seine Sache zum zehnten mahle weder besser, noch anders, als zum ersten mahle, und die Vögel nisten und die Spinnen weben noch so, wie sie im Paradiese genistet und gewebt haben.“ Ich muß gestehen, daß man nicht leicht eine Demonstration finden könne, in welcher man so viel Falsches auf einmahl höret, als in dieser; zu geschweigen, daß, wenn von blossem Instinkt gesprochen wird, der Knoten nicht gelöset, sondern blos durchgehauen werde, inmassen noch Niemand von dem Worte Instinkt einen deutlichen Begrif angeben können.

Es ist eine offenbare Unwahrheit, daß das einzelne Thier seine Arbeiten und Ge-

schäfte zum zehnten mahle nicht besser verrichte, als zum ersten mahle. Wer so etwas behaupten kann, der mus die Arbeiten der Thiere noch gar nicht aufmerksam betrachtet haben; wer nun dieses aber noch nie that, der sollte auch gar nicht darüber mitsprechen wollen. Alle Vögel, welche schon öfter genistet, bauen regelmässiger und fester, ia sogar vorsichtiger, als die zum ersten mahle nisten. Sähen wir zehen Nester, wie sie dieselben Vögel nach und nach gebauet haben, bei einander: so würden wir sie insgesammt von eins bis auf zehen richtig numeriren können, ohne daß uns ein Anderer erst sagen dürfte, wie sie auf einander gefolgt wären. Jede Henne, welche zum ersten mahle brütet, stellt sich dumm dazu an, zerbricht erst einen Theil der Eier, zertritt dann einen Theil der Küchlein u. s. w. Je öfter sie aber brütet, desto klüger und behutsamer wird sie, und man mus sie sehen, wie sie dann so sanft und leise das Nest besteigt, die Eier mit dem Schnabel so allmählich umkehrt, mitten unter den Küchlein auf einem Fusse steht, um keins zu treten, und wenn sie ihnen kleine Maden und Regenwürmer hervorkratzt, sich sorgfältig hütet, keins von den herzulaufenden mit der kratzenden Pfote auf die Seite zu

schleudern. Und — so ist es auch gewis mit Individuen aller andern Thierorten; ie öfter sie arbeiten, desto besser arbeiten sie; und, wenn uns das nicht bekannt sein sollte, so liegt der Fehler an uns, und wir geben uns entweder nicht die Mühe, ihre spätern Arbeiten mit ihren frühern zu vergleichen, oder wir verstehen uns nicht einmahl darauf, sie gehörig zu beurtheilen, als welches vielleicht gar häufig der Fall sein dürfte.

Wie will man aber vollends beweisen, daß ganze Thierarten in ihren Arbeiten keine Fortschritte machen? Wer hat denn die Vogelnester oder Spinnennetze im Paradiese gesehen, um so dreusthin behaupten zu können, daß die Nester und Netze der heutigen Vögel und Spinnen weder besser, noch anders wären? — Doch, man wird erwiedern — „wir leben selbst lange genug, haben auch Abbildungen von Thierarbeiten aus vorigen Jahrhunderten und — sehen keine Veränderungen, Fortschritte und Vervollkommnungen. . . .“ Folgt aber auch hieraus in der That, was man daraus folgert? Mus nicht ein Nest wenigstens immer wie ein Nest, und ein Netz immer wie ein Netz aussehen, so, wie ein Haus, und wenn der

Hausbau auch noch so vervollkommt wird, doch immer für ein Haus noch mus angesehen werden können? Welche Fortschritte haben die Menschen wirklich in der Baukunst gemacht! Wie aber, wenn es den Vögeln und Spinnen auch so vorkäme, als wären unsere neuen Häuser immer wieder, wie die alten? Können wir nun in Taxation ihrer Nester und Netze nicht ebenso irren, wie sie in Taxation unserer Häuser? In der That, wir sagen doch, wenn wir ihre Arbeiten den Arbeiten ihrer Vorfahren noch ganz gleich finden, nichts weiter damit, als — sie sehen für uns noch eben so aus. Ist das aber genug? Werfen wir da nicht blos einen oberflächlichen Blick auf das Ganze ihrer Gestalt? Da müssen wir nun aber allerdings das Gestaltganze eines Nests finden, wo ein Nest sein soll, und das Gestaltganze eines Spinnennetzes, wo ein Spinnennetz sein soll, oder wir könnten nicht sagen, daß wir ein Nest und ein Netz sähen. Man trete aber näher hinzu, man beobachte genauer; so wird man in den Arbeiten einer und derselben Thierart, die ganz einerlei aussehen, die künstlichsten Varietäten antreffen. Man setze dergleichen Beobachtungen eine Reihe von Jahren hindurch fort; so wird man sogar neue Moden darin ent-

decken, welche vielleicht zwar nur aus dem eintretenden Bedürfnis entspringen, aber eben darum auch weit zweckmässiger, d. h. vernünftiger sind, als viel neue Moden der Menschen. Dieselbe Spinne legt ihr Netz anders auf einem Baume, anders in einer Hecke, anders auf unsern Böden, anders in unsern Kammerwinkeln an. Sie befestigt ihr Netz stärker im Freien, als im Dickigt; sie richtet sich nach der Jahreszeit und nach den Insekten, welche alsdann umherfliegen, und ermangelt nicht, bei entstehendem Sturme ihrem Gewebe noch mehr Haltbarkeit zu geben. Oft kommt es auch nur auf bessere Gelegenheit und auf bessere oder reichlicher zu findende Zuthat an; so vervollkommnen die Thiere ihre Arbeiten augenscheinlich. Wenn der Vogel einen ganzen Baumgarten oder Wald vor sich hat, um sich einen Platz zum Netze auszusuchen, so bauet er weit künstlicher, als wenn er in unserer Stube nur ein paar Tannenzweige hat, oder gar unter unserem Bette nur die gewünschte Verborgenheit findet. Glauben wir etwa, daß die Kanarienvögel in ihrer Heimat auch von Papierstreifen bauen, wie in unsern Kammern? Futtern die Sperlinge und Meisen ihre Nester nicht weit gemächlicher mit Federn aus, wenn sie der Fe-

dern so habhaft werden können, wie sie wollen? Und am Ende — wenn es auch wirklich wahr wäre, daß die Thiere in Verrichtung ihrer Arbeiten beim Alten blieben, und es wäre auf der andern Seite zugleich wahr, daß sie ihre Arbeiten höchst zweckmässig einrichten: wäre es nicht das vernünftigste, was sie thun könnten, daß sie beim Alten blieben?

Ich bin zufrieden, wenn aus diesem allen auch nur so viel folgt, als ich vorhin behauptete, daß, wenn die Thiere auch immerhin weniger sind, als wir sind, sie doch gewis mehr sind, als gemeinhin geglaubt wird. O möchte diese höhere Würdigung der Thiere allgemeiner werden! Nur die Ueberzeugung von ihrem grösseren Range in der Schöpfung wird der Quälerei, welche die Menschen an ihnen ausüben, ein Ende machen. Lassen Sie uns, mein lieber O., die gewöhnlichsten Behelfe, zu welchen die rüstigsten Thierquäler, um sich zu vertheidigen, ihre Zuflucht nehmen, durchgehen; so werden Sie mir hierin Recht geben.

Die glimpflichste Sprache unserer Thierquäler ist noch diese, daß die Thiere von den sogenannten Qualen, die ihnen angethan würden, die Noth gar nicht hätten, welche man sich vorstellte. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft daran, wie ein sonst sehr human denkender Graf mir dieses erwiederte, als ich bei ihm ein Fürwort für seine armen Vierzehner und Sechzehner einlegte. Er berief sich dabei auf das Zeugnis seiner Pikirer und des Leibarztes, der eher alle seine Patienten, als eine Parforceiagd, versäumt haben würde. Wenn das so wäre, wie inkonsequent handelte der Mensch durch iede Bestrafung eines Thieres! Wozu diese, wenn sie das Thier nicht gehörig fühlt? Glaubt der Mensch aber, daß es diese gehörig fühle, wie widerspricht er sich, wenn er behauptet, daß es die Qual, welche er ihm aus Geitz und Unbarmherzigkeit, oder gar zu seinem Vergnügen anthut, nicht gehörig fühle! Bedarf es aber auch wohl mehr, als des Dabeiseins, wenn Thierquälerei geschieht, um sich von dem Jammer zu überzeugen, welchen diese armen Kreaturen davon empfinden? Freilich können sie ihn nicht mit Menschenstimme, wie Bileams Eselin, uns klagen; doch wäre es

gut, wenn dis heilige Mährlein von allen Thierquälern recht beherzigt würde. Es ist mir, im Vorbeigehen gesagt, immer aufgefallen, warum die Erzählung blos besage, daß der Herr der Eselin nur den Mund aufgethan habe. Gefühlt hatte das Thier die Schläge also schon ohne den Herrn; und so fehlt allen Thieren gewis weiter nichts, als daß sie uns nur nach unserer Art anreden könnten, so würden sie in bester Form Rechtens ihre Klage über uns führen. Mus denn aber über den Menschen gerade nur mit menschlicher Stimme geklagt werden, wenn er das Geschöpf, das er quält, verstehen soll? Wie wirft er sich weg, wenn er so denkt! Mus es nicht genug für ihn sein, wenn er das Thier in der Noth, die er ihm unnützer Weise macht, weit ängstlicher und kreischender, als sonst, ia wohl gar fürchterlich, schreien hört? Mus es nicht genug für ihn sein, wenn er ein Thier, das sonst gar keinen Laut von sich gibt, alsdann einzelne Töne herauspressen hört? Ja, ist es überall schlechterdings nothwendig, daß wir ein Thier erst schreien, oder auch nur quiken hören müssen, wenn wir glauben sollen, daß es sehr leide? Gibt es keine Ausdrücke seiner Schmer-

zen für das Auge des Menschen? Wenn der Stunden hindurch gehetzte Hirsch mit langheraushangender Zunge keuchend da steht, — wenn das Fuhrmannspferd vor dem Lastwagen sich am Hintertheil noch einmahl so lang ausdehnt, als es ist, — wenn der vom Kinde gemishandelte Hund sich verkriecht und aus Furcht das Fressen verschmäht, — wenn die gekneipte Fliege springt, der gedrückte Käfer sich wälzt, die gestochene Raupe sich zusammenrollt — — ist es möglich, noch zu zweifeln, daß alle diese Thiere iämmerlich leiden? Nicht nur Empfindung im Augenblick des wirklichen Leidens, auch Vorempfindung davon sogar haben die Thiere, wenn sie ihren gewöhnlichen Peiniger nur erblicken. Wie zittert der Hund schon, wenn sein despotischer Herr die Peitsche aus einander wickelt! Wie wendet sich das Pferd weg, wenn sein Sporner kommt, statt daß es den Kopf dankbar an den Hals seines Futterers schmiegt! Wie fliegt der Haushahn den Buben, welcher ihn zu schlagen pflegt, sogar schon an, sobald er nur zur Hofthür heraustritt! In der That, lieber O., ein Mensch mus es nicht hören und sehen w o l l e n, wenn er es wirklich nicht siehet und hört, daß ein Thier, das er quält, sich ebenso unglücklich

dadurch fühle, wie er, wenn er gequält wird.

Ungleich abscheulicher aber ist es freilich, auf der einen Seite zwar den Thieren vollkommenes Gefühl ihrer Leiden zugestehen, auf der andern aber behaupten, daß sie dazu da wären, von Menschen sich alles gefallen lassen zu müssen. Diese Sprache, welche so äusserst häufig geführt wird, schlägt eigentlich in das so allgemein beliebte Kapitel von Herrschaft des Menschen über die Thiere ein. Im Grunde aber betrachtet ist schon viel blosse Einbildung bei dieser Königshipothese und mancher Thierquäler hat bereits für seine Ordensbrüder, die sie zur Basis ihrer Statuten machten, das Gelag bezahlen müssen. Ist die ganze Herrschaft, welche der Mensch über die Thiere wirklich ausübt, mehr, als das Recht des Stärkern? Uebt nicht das Thier, sobald es stärker ist, als Er, dieselbe Herrschaft über ihn aus? Gesetzt nun, daß den Menschen seine menschliche, d. h. höhere Vernunft endlich in den Stand setzt, Herr über alle Thiere zu werden, d. h. Mittel zu ersinnen, auch das stärkste Thier zu bändigen und das schnellaufendste Thier von wei-

tem zu erlegen, ist es möglich, daß er diese seine Herrschaft weiter auszudehnen sich berechtigt fühlen sollte, als bis auf menschliche Benutzung derselben, und, falls Tödtung geschehen mus, bis auf menschliche Tödtung derselben? Wie kann das sich allein vernünftigdünkende Wesen auf den Einfall kommen, alle die übrigen Wesen, welche es für unvernünftig hält, zu quälen, wie es will? In der That dis schickt sich mehr für Unvernunft, als für Vernunft. Wenn das Thier so mit dem Menschen umginge, so wäre ihm zu verzeihen; dem Menschen aber ist es unverzeihlich. Dieser weis, daß derselbe Gott, welcher sein Vater ist, auch der Vater aller Wesen sei; welche Blasphemie begeht er, wenn er den Glauben hegt, daß Gott die ganze zahllose übrige animalische Welt dazu geschaffen habe, damit der Mensch den Henker für sie spielen solle! Es ist zwar äuserst schwer, den letzten Zweck der Schöpfung zu ergründen; aber — dis kann er doch wohl nicht sein. Es ist weit natürlicher zu glauben, daß alles, was da ist und lebt, zunächst für sich da sei und lebe; beizu dient es dann freilich zum Dasein und Leben des Höheren, d. h. dessen, von welchem es sich über-

wältigen lässet. Es überwältigt aber auch ein Thier das andere; so sei doch der Mensch in der Ueberwältigung nicht unbarmherziger, als viele Thiere es sind. Der Habicht erdrückt wenigstens die Taube gleich, welche er verzehren will; der Marder tödtet ebenfals das übrige Federvieh schnell; der Sperling sogar hakt den Käfer in aller Geschwindigkeit erst todt; der Löwe erstickt den Menschen erst, ehe er ihn in Stücke zerreisst. Die Katze freilich spielt erst lange mit der Maus, ehe es sie würgt; also sie erwählte sich zum Bilde der Mensch... Mein Herz fängt an, stärker zu schlagen, lieber O., indem ich dis schreibe; doch der schändlichste Behelf, womit die ärgsten unter unsern Thierquälern sich rechtfertigen, kommt erst.

„Die Bestien verdienten es nicht besser" heisst es. Fragt man, warum, so antwortet der eine, weil sie so schädlich, der andere weil sie so garstig, und noch ein anderer, weil sie so tückisch waren.

Sobald die Rede von einem schädlichen, oder gar von einem sogenanten Raubthiere ist, glauben die Menschen, daß sie sich die ärgsten Grausamkeiten dagegen erlauben kön-

nen. Was kann aber der Fuchs dafür, daß er ein Fuchs, und die Eule dafür, daß sie eine Eule ward? Sind die Raubthiere nicht insgesammt Raubthiere auf Gottes Geheis? Sind nicht alle Thiere Raubthiere, wenn wir es genau erwägen, und das blos darum, weil sie leben müssen? Ist nicht der Mensch selbst unter allen sogenannten Raubthieren das ärgste, und der Löwe gegen ihn noch ein Engel? Und — warum nennen wir gerade nur die Thiere Raubthiere, welche wir so nennen? Geschieht es nicht darum, weil ihre Räuberei uns, es sei nun unmittelbar oder mittelbar, schädlich ist? Thun wir nicht da wieder, als wenn blos unser Vor- und Nachtheil, den wir von allen übrigen Wesen haben, auch den Werth und Unwerth aller übrigen Wesen bestimmte? So etwas ist doch in der That zum Lachen, lieber O.; besonders, wenn man das Final des grosmächtigen Herrn der Erde bedenkt, daß er — der Würmer Speise wird. Alle die Vögel, welche von Insekten leben, loben und hegen wir. So tödtet unser Liebling, die Nachtigall, an einem Tage tausendfaches Leben, der arme verdammte und überall verfolgte Geier aber fängt uns höchstens einmahl ein Paar Tauben weg. Der Sperling ge-

niesst das vollkommene Gastrecht in unsern Gärten, so lange er seine Jungen mit grünen Maden füttert; sobald er sie aber in unsere Kirschen führt, erklären wir ihn für einen Gartendieb. Und — ginge der Fuchs blos auf die Mäusejagd, so rechneten wir ihn wohl unter unsre Patronen, statt daß wir ihn nun, weil er uns manchen Braten weghascht, zu unsern Erbfeinden zählen. Gesetzt aber auch, wir gebrauchen das Recht des Stärkern gegen alle dergleichen uns schädliche Thiere: so kann sich dis doch nur bis auf ihre Tödtung erstrecken. Sie durch Qual erst vorher abstrafen, oder sich durch Verstümmelung und siebenfachen Vormord dafür an ihnen rächen wollen, daß sie sind, was sie sind, ist Thorheit und Bosheit zugleich. Schändlich handelt der Bube, welcher ein Raupennest auf Kohlen legt und sich am Springen der Raupen ergötzt; warum zertritt er es nicht mit einem Tritt? Schändlich handelt der Gärtner, wenn er den Maulwurf, welcher in seine Kohlpflanzen gerieth, mit dem Spaden in viele Stücke zersticht; er tödte ihn mit einem einzigen Schlage des Spadens! Schändlich handelt der Jäger, wenn er der flügellahm geschossenen Krähe blos die Pfoten abschneidet, ohne sich die Mühe zu geben, sie

auch todtzuschlagen, oder wenn er den gefangenen Fuchs noch einige Stunden im Hofe herumtummelt, bis ihn die Hunde allmählich zerfleischen.

Unsinnig aber ist es, wenn man vollends von Garstigkeit gewisser Thiere spricht, um den heillosen Saz, daß sie nichts besseres verdienten, damit zu erweisen. Bietet sich nicht auf der Stelle uns ebenfals die Frage dar — was kann das Thier dafür, wenn es garstig ist? Daß Ziegenbock, Wiedehopf, Fledermaus und mehrere Arten von Käfern stinken, bringt ihre Natur so mit sich. Und dann — ist ein Thier darum, weil es in unsern Augen häslich ist, auch häslich an sich? Dem Schöpfer mus es doch nicht so geschienen haben; sonst hätte er es wohl nicht für werth gehalten, seine schöpferische Kraft an ihm zu erweisen. Welch ein Stolz, unsere Idee von Schönheit zum Masstabe des Schönen in der gesammten Natur machen zu wollen! Lächerlicher könnte sich der Mensch doch wohl nicht machen. Alles ist schön in seiner Art; und wenn es in der Natur wirklich so viel gäbe, das für uns nicht schön wäre, so wäre dis ia wohl der sicherste Beweis davon, daß der Glaube des Menschen,

als sei alles andere blos seinetwegen da, nichts mehr und nichts weniger, als — eine menschliche Grille sei. Und endlich — wie beruhet das Urtheil über Häslichkeit, Garstigkeit und Ekelhaftigkeit gewisser Thierarten gröstentheils auf Nervenschwäche, Einbildung und läppischer Erziehung! Die Kreutzspinne, die Kröte, der Sauigel — was sind sie für wahrhaftig bewundernswürdige Geschöpfe! Auch nähern sie sich ia uns in der That nur selten. Thun sie dis aber und ekelt uns vor ihnen, wozu kann uns dis mehr berechtigen, als sie blos von uns wieder zu entfernen? Und — glaubten wir ia, daß sie darum, weil sie uns ekelhaft sind, sterben müsten — — ein wahrhaftig barbarischer Menschendespotismus! — — Wie können wir es verantworten, daß wir sie zu einem Tode von ganzen Tagen verdammen? Mit Abscheu mus man es daher sehen, wenn der Knecht im Stalle die lebendige Kreutzspinne mit einem Nagel anzweckt, oder wenn der Gärtner die Kröte aufspiesst, oder wenn ganze Schaaren von Jungen ihren Zeitvertreib daran finden, daß sie mit dem Sauigel Schlageball spielen.

Endlich heisst es auch noch, viele Thiere wären **tückisch**; weshalb sie nichts besseres

verdienten, als daß sie auf alle mögliche Weise gequält würden. Ich frage — wenn sie tückisch sind, sind sie es von Natur, oder nicht? Wäre das erstere, wie könnte man es ihnen abermals anrechnen? Und hält man sie einmahl für unvernünftige Kreaturen, wie wollte man etwas anders von ihnen erwarten? Sind nicht auch die Menschen ie dümmer, desto tückischer? Wie könnte es solchergestalt ein vernünftiges Wesen kleiden, die Tücke des unvernünftigen an Gegentücke noch zu übertreffen! — Zuverlässig aber werden die mehresten für tückisch erklärten Thiere durch fürchterliche Behandlung von Menschen erst tückisch gemacht, und wie kann sich der Mensch hernach darüber beschweren, daß sie es sind, oder wie kann er sie gar dafür strafen wollen? Wie kann er es unerwartet finden, wenn das neun und neunzigmahl von ihm gemishandelte und barbarisch angestrengte Thier zum hundertsten mahle das Lauer absieht, ihm das Prävenire spielt und eine fürchterliche Rache an ihm nimmt? Mich wundert es gar nicht, wenn das Pferd mit seinem rasenden Reuter, der ihm unaufhörlich mit dem Sporen im Leibe liegt, endlich durchgeht, ihn abwirft und schleift, oder wenn der Bär, der den Grimm seines Führers nicht mehr ertra-

gen kann, diesen endlich zerreisst. Und wie machen es die mehrsten Menschen mit allen ihren Arbeitsthieren? Man mus den Bauern und Fuhrleuten nur zusehen, um sich zu überzeugen, daß diese Thiere von sehr duldsamer und gutmüthiger Natur sein müssen; weil sie sonst, wenn sie ihre Kräfte gebrauchen wollten, weit öfter Rache an ihren Quälern nehmen könnten. Auch das treueste und aufrichtigste Hausthier kann falsch und tückisch gemacht werden, und wie viel leichtfertige Buben haben z. E. die Hundequälerei schon schwer büssen müssen! Auch wird den armen Thieren vieles für Tücke ausgelegt, das es nicht ist. Deutsch verstehen sie nun einmahl nicht gehörig; wie können wir es ihnen übel nehmen, wenn sie nicht immer thun, wie wir wollen? Auch haben sie so gut, wie wir, nur ein bestimmtes Maas von Kräften, über welches zu arbeiten und zu leiden ihnen unmöglich ist. Mit ihrer Fütterung und Pflege steht es ebenfals nicht immer, wie es stehen sollte. Kränklich werden sie auch zuweilen, wie wir, u. s. w. In der That, die übertriebenen Klagen über die Tücke der Thiere gehören unter die Sünden des schwärzesten Undanks, welchen sich Menschen schuldig machen können. Was wären wir doch ohne

Thiere! Sie speisen, tränken und kleiden uns nicht nur, sondern sie sind auch unsere treuesten Mitarbeiter. Sie erleichteen unser Fortkommen von Ort zu Ort, tragen unsere Lasten und wachen sogar für uns. Handel und Gewerbe würden ohne sie nur schwach getrieben werden können; der Landmann würde zehnmahl mehr Gesinde halten müssen; die ganze Zunft der Fuhrleute hätte ein Ende u. s. w.

Wer vermag nach diesem allen die Thierquälerei noch zu vertheidigen? Die Sache ist schändlich, unverantwortlich und schwarzes Laster an sich; sie legt aber auch den Grund zu vielen andern Lastern, und ist allein im Stande, den ganzen Karakter des Menschen im höchsten Grade unmoralisch zu machen. Die Rohheit, Wildheit, Untheilnehmung und Verhärtung gegen leidende Mitgeschöpfe, zu welchen sie das Gemüth stimmt, gehen nur gar leicht in alles übrige Thun und Lassen über und äusern sich alsdann bei ieder Gelegenheit zum Unheil der menschlichen Gesellschaft. Die Erfarung bestätigt dies ia leider genug, und zwar nicht nur im Allgemeinen, sondern auch sogar den Graden nach. Je ärgere Thierquäler, desto gröbere und ungeschliffnere

Gesellschafter. Man klagt schon über die Grobheit der Bauern, und noch mehr über die Plumpheit der Fuhrleute; was ist aber wohl mit der Unbändigkeit eines Fleischerknechts zu vergleichen, der Thierquälen zu seinen Privilegien zählt? Ja, die Thierquälerei hat auch die Menschenquälerei in ihrem Gefolge, und dieser einzige Gedanke müste schon alle, die gegen sie arbeiten können, antreiben, ihr wie zur Ehre, also auch zum Segen der Menschheit ein Ende zu machen.

Aber — wie dies bewirken? Dis ist gewis eine der wichtigsten Fragen, lieber O., und ich will Ihnen noch meine Gedanken darüber mittheilen.

Sobald von moralischen Hauptreformen die Rede ist, muß man seine Blicke mehr auf die kommende, als auf die gegenwärtige Generation richten. Dies passt auch ganz auf die Umstimmung der Menschen von unmenschlicher Thierquälerei zu menschlicher Thierbenutzung und Thierbehandlung. Jene ist in der That zu sehr allgemeiner und herrschender Ton geworden, und unser Zeitalter hat sich zu fest in ihn gestimmt, als daß durch alles Demonstriren, Predigen und Bücher-

schreiben viel an selbigem auszurichten sein dürfte. Zur neuen Generation aber könnte man mehr Vertrauen haben, und so müste in den Schulen nicht nur der Werth, welchen die Thiere **für uns** haben, sondern auch der höhere Werth, den sie **an und vor sich** haben, den Kindern angelegentlich aus einander gesetzt werden. Zu gleicher Zeit müsten die Lehrer den ruchlosen Behelfen, daß die Thiere ihre Leiden nicht sonderlich empfänden, daß sie dazu da wären, von Menschen sich alles gefallen lassen zu müssen, und daß sie theils ihrer Schädlichkeit, theils ihrer Garstigkeit, theils ihrer Tücke wegen kein besseres Schicksal verdienten, aus allen Kräften entgegenarbeiten. Kurz, alle vorhin angeführte Ideen müsten wirklicher Schulunterricht werden.

Sodann müste auch durchaus keine öffentliche Volkslustbarkeit mehr erlaubt sein, deren Hauptbestandtheil Misbrauch, Aengstigung und wahre Folter der Thiere ist. Vom Pferderennen an bis zum Hahntodtschlagen — wie entehren alle dergleichen Stadt und Dorffeste die Stadt und das Dorf, welche sie feiern, und wie kann man hoffen, daß die Menschen von Thiermarter bei Benutzung der

Thiere zu ihrer Nothdurft ablassen werden, so lange sie sie noch unter hoher obrigkeitlicher Erlaubnis sogar zu ihrem Vergnügen plagen dürfen? Selbst das Herumführen des sogenannten Meisterochsen, welches noch an vielen Orten mit allen möglichen Solennitäten und wohl gar mit Musik durch die ganze Stadt geschiehet, müste nicht mehr verstattet sein. Daß der werdende Fleischermeister sein Meisterstük an einem Ochsen ablege, mag sein; daß er dis in Gegenwart der andern Meister thue, ebenfals; wozu aber den Ochsen, als ein Schlachtvieh, mit Bändern putzen, wozu seine bevorstehende Tödtung dem Volke so schön und erbaulich machen, und die Leute, alt und jung, zu Hunderten sich um ihn versammeln, hinter ihn her ziehen, ihn in den Schlachthof begleiten, und da vom Meisterschlage unter lautem Freudengeschrei fallen sehen lassen? Dient dis alles nicht offenbar dazu, die rohen Gesinnungen des grossen Haufens gegen die Thiere zu verstärken und ihn gleichsam in eine grosse Fleischerzunft zu verwandeln?

Ebenso müste es auch jenen Müssiggängern, die mit künstlichabgerichteten Thieren die Länder durchstreichen, nicht weiter nachgelassen werden, ihren quälerischen Unfug zu

treiben. Wie stiftet es auch nur den geringsten Nutzen, daß ein Bär tanzen, ein Kameel niederknien, ein Hase trommeln lerne u. s. w.? Sieht man nicht allen diesen armen Geschöpfen den Jammer an, welchen sie dulden? Geht etwas über die barbarische Härte, mit welcher ihre Herumführer sie bei jedem Versehen, das sie aus Ermattung machen, öffentlich behandeln? Und stehen nicht ganze Mengen von Zuschauern dabei und lachen dazu? Ja, machen die muthwilligen Buben, wenn sie nach Hause kommen, nicht das ganze quälerische Wesen an ihren Hausthieren nach?

Freilich müsten aber auch vorzüglich die Obern selbst durchaus kein Beispiel mehr von Wohlgefallen an Thiermarter geben, oder gewisse Arten derselben nicht gar unter die Regalien zählen. So lange es noch Grosse giebt, welche sich an Thierkämpfen, oder auch nur an Thierhetzen belustigen; so lange es noch Grosse gibt, welche zum schnelleren Reisen nicht genug daran haben, daß sie so viel Pferde vorspannen lassen können, als sie wollen, sondern auch noch Menschen nebenher iagen lassen, die unaufhörlich in die Wagenpferde hineinhauen müs-

sen: so lange dürfte auch das Volk nicht ermangeln, auf seine Art die Thiere zu quälen, so gut es kann. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte, daß auch Grosse ihre Diener, Vorgesetzte ihre Untergebenen, Herren ihre Knechte nicht mehr grausam behandeln müssen, wenn Thiermarterung abkommen soll. Man weis es ia, daß die Sklaven Tirannen werden, sobald sie können. Der gemishandelte Untergebene nimmt Rache dafür an den ihm untergebenen Thieren, und oft sah ichs, wie der Kutscher, wenn ihn der Junker geprügelt, mit Ingrimm darüber in den Stall kam und die Pferde nach der Reihe iämmerlich durchprügelte.

Noch müsten auch wirkliche Landesgesetze, wenigstens gegen die gröbesten, völlig unnützen Thierquälereien gegeben werden. Ich rechne z. E. hieher das Martern der Raubthiere, welches wirklich ins Ungeheure geht, das Vergiften fremder Hausthiere, das Stutzen der Pferde, das Blenden der Finken, das Ausnehmen aller iungen Vögel ohne Unterschied, das Aussetzen iunger Hunde und Katzen, statt sie lieber gleich zu tödten u. d. m.

Auch glaube ich, daß es nicht mehr erlaubt sein sollte, große Thiere, wie z. E.

Pferde, bei Treibung gewisser Werke dergestalt anzustellen, daß sie Monate lang, und so lange, bis sie niedersinken, im Kreise herumgehen müssen. Ich glaube, daß es wenigstens nicht iedem freistehen sollte, Thiere lebendig aufzuschneiden, um Versuche an ihnen zu machen. Ich glaube, daß die kürzeste Weise, jedes Schlachtvieh zu schlachten, bestimmt und sowohl zum Gesez für die Fleischer, als zu einem Theile der Gesindeordnung gemacht werden sollte; denn die Begierde nach einer größern Menge Bluts, welches ohnehin ein schädliches Nahrungsmittel für kultivirte Menschen ist, verwandelt noch viel Schlächter in wahre Henker. Ich glaube, daß Insektensammler sogar besser instruirt werden müsten, an deren Nadeln bis iezt noch immer Schmetterlinge und Käfer zu Tausenden Tage lang flastern und zappeln; u. s. w.

Möchten doch der Edlen immer mehrere werden, welche Vorschläge dieser Art nicht mehr für philosophische Empfindelei, sondern für eine Sache, der ernsthaftesten Beherzigung werth, erklärten! So lange die Menschen noch Thiere quälen, blos um zu quälen, mögen sie sich ia auch nicht des untersten Grades von Aufklärung rühmen, und so

lange gar Christen dies noch mit ihrer Religion vereinigen zu können glauben, widerlegen sie selbst ieden Beweis für die Göttlichkeit derselben. Ich weis nicht, wie mir werde, wenn ich an diesen Christengräuel denke und mich dann in das Zeitalter des Moses zurückversetze, wo durch das blosse Verbot des Bluteſſens schon vieler Thierquälerei vorgebeügt war, wo auch das Vieh in ieder Woche seinen Ruhetag hatte, wo man den dröschenden Ochsen nicht das Maul verbinden durfte, wo man seines Feindes Esel, wenn er unter seiner Last da lag, aufzuheben verbunden war, und wo sogar ein ausdrückliches Gesetz existirte, daß niemand, der iunge Vögel ausnähme, die Mutter auch dazu wegfangen sollte. Warlich, diese iüdische Humanität gegen die Thierwelt kontrastirt mit der christlichen für unsere sanftere Religion, deren Hauptzweck doch dahin ging, die Menschen auf allen Seiten humaner zu machen, gar schimpflich.... Liebster O., ich bitte Sie, sagen Sie dies doch besonders in Ihrer künftigen Moral recht laut und stark.

XVIII.

Über Privatisir- und Independenzsucht.

An den iungen von F. zu P.

Ich freue mich, iunger Mann, daß Sie die Ihnen angetragene Station angenommen haben. Tausend andere in Ihrer Vermögenslage hätten sich wohl gar für berechtigt gehalten, nicht einmahl etwas rechtschaffenes zu lernen, viel weniger das Gelernte gemeinnützig anzuwenden. Es gehört unter die moralischen Krankheiten unseres Zeitalters, daß ietzt so viele mit dem Götzenbilde, Independenz genannt, spielen, und das höchste Ideal von menschlicher Glückseligkeit darin finden, wenn man leben könne, ohne an Amt, Beruf und Stand gebunden zu seyn. Sie haben das edlere Theil erwählt, braver F., und damit es Ihnen nie wieder leid werde, so hören sie über den Gegenstand einen Mann seine Meinung sagen, der in seinem Berufe lebt

und webt, und der sichs zur letzten Gunst vom Schicksal erbittet, sogar mitten im Bett, be seines Berufs noch sterben zu können.

Ich habe es mir von ieher zum Gesetz gemacht, sobald in mir die Rede davon ist, ob ich diese oder iene Handlung thun oder lassen müsse, die Frage erst aufzuwerfen, wie es stehen würde, wenn sehr viele, oder gar alle so thäten. Wenn ich da offenbar sehe, daß die Gesellschaft davon Schaden haben müste, so glaube ich mir auch für meine Person dergleichen Handlung nicht erlauben zu dürfen. Wollte ich etwa das Sprichwort — iede Regel hat ihre Ausnahmen — für mich anwenden und Andern die Regel auf den Hals schieben, mich aber als die Exception hinstellen: so hätte ia ieder Andere auch wieder eben so viel Recht, wie ich, die Regel auf mich zurückzuschieben, und sich zur Ausnahme zu machen. Ich glaube also, ein guter Mensch dürfe nichts thun, wovon er wünschen mus, daß es nicht herrschende Sitte werde. Wenn dis nun von einzelnen Handlungen schon gilt, wie vielmehr wird es von ganzen Lebensweisen gelten müssen. Was würde aber aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn

es allgemeine Lebensweise würde, nur gelegentlich und beiläufig, oder dann und wann nur, wie es iedem etwa einfiele, nützliche Handlungen zu verrichten, ohne sich besonders zu einer gewissen Art derselben verbindlich zu machen und für diese hauptsächlich fortexistiren zu wollen? So blieben als bald alle Ämter und Dienste vakant; der Staat, die Kirche, das öffentliche Erziehungswesen, die Heilkunde, der Handel, der Ackerbau, iedes, was Kunst oder Handwerk heisst, und überhaupt alles, alles läge darnieder, ieder wollte frei und bloß sein eigner Herr sein, und so wäre nichts, gar nichts mehr gehörig besorgt. Das allgemeine Streben nach Ungebundenheit wäre also offenbar der Untergang der ganzen gesellschaftlichen Glückseligkeit.

In Gesellschaft lebende Menschen dependiren als solche schon von einander. Ganz von Andern independent zu sein, dazu ist weiter kein Rath, als — Eremit zu werden, und doch träte auch da sogar die fürchterlichste aller Dependenzen, — die Dependenz von Räubern, ein, oder die Dependenz von Menschen verwandelte sich vielleicht in Dependenz von reissenden Thieren.

Die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft sind äusserst mannigfaltig; sie werden aber nur dann in einiger Vollkommenheit befriedigt, wenn sich zur Besorgung eines ieden derselben ein besonderer Theil der Glieder der Gesellschaft versteht, d. h. wenn Amt, Beruf und Stand Statt finden. Hieraus erhellet offenbar die Verpflichtng eines ieden Menschen, der in Gesellschaft leben will, zu irgend einem Stande; auch erhellet daraus, daß die Idee eines besondern Standes von Independenten, einen völligen Widerspruch in sich enthalte. Vergeblich würde Jemand erwiedern — was kann es gros der Gesellschaft schaden, wenn ich Einer meinen Weg mitten durch alle Stände ohne Stand gehe? Die Antwort darauf ist schon gegeben; nehmlich — wie, wenn nun ieder Andere, der auch nur ein Einziger ist, ebenso denken wollte? So müste sofort ieder das alles sich selbst werden, was ihm jetzt alle Stände zusammen sind. Ist dis möglich? Und wozu lebten, wenn dis auch nur ieder versuchen wollte, die Menschen in Gesellschaft?

Gesetzt aber auch, das Beispiel derer, welche in keinem gewissen Beruf und Stande le-

ben wollen, wirkte auf Andere nicht, sondern diese arbeiteten ihr Berufs- und Standes-pensum unverdrossen fort; ist es denn genug, sich blos gefallen zu lassen, daß Andere ihren bestimmten Beitrag zum allgemeinen und also auch zu unserem Wohl leisten, sich selbst aber von ähnlichem Beitrage zu dispensiren? Welchen Segen haben wir der Einrichtung der Stände, ihrer Verschiedenheit und ihrem proportionirten Besetztsein zu verdanken! Wie wohl thuts dem Independenzsüchtigen, wenn er gleich in Streitfällen den Sachwalter und den Richter, in Krankheiten den Arzt und Wundarzt, und für seine Kinder den Schullehrer findet! Wie wohl thuts ihm, daß es Leute giebt, die immer Uhren und Flinten, Hüte und Strümpfe, Kaffee und Taback, Semmeln und Braten, Bier und Wein für ihn vorräthig haben! Wie wohl thuts ihm, daß es nicht an Menschenhänden fehlt, die seinen Hof pflastern, sein baufälliges Haus unterschwellen, seinen Garten graben, sein Holz hacken, seine Stube heizen, seine Wäsche reinigen, seine Federn reissen u. s. w.! Er erwiedert auf diesen Vorhalt etwas ganz erbärmliches und eine wahre Satire auf sich selbst, wenn er zu sagen sich nicht schämt — dafür habe ich Geld;

ich kann dis alles bezahlen, und mehr braucht es nicht. Wie, wenn iene Leute insgesamt sich beredeten, ihm schlechterdings von ihren Arbeiten, Handreichungen und Kenntnissen nicht eher wieder etwas zukommen zu lassen, bis er es auf irgend eine Art durch gegenseitige Arbeit vergütete, und in natura bezahlte? Anfangs würde er zwar lächeln und sich über die Dummheit dieser Menschen verwundern, daß sie sein Geld nicht wollten; wenn er aber bald sähe, wie es gemeint wäre, so würde er wie aus einem langen Traume erwachen und sich in derselben schrecklichen Lage fühlen, in welcher ein Mensch sein würde, den man nackend auszöge und in eine Schatzkammer sperrte, die überall mit offenen Goldtonnen angefüllt wäre. Aus allen seinen Luidoren wird kein Hemde; packte er sie in Rollen und bände sie unter die Fussohlen statt Pantoffeln, so würde sichs hart drauf gehen, und machte er im höchsten Heishunger einen Versuch, sie zu essen, so würden sie ihm noch härter im Magen liegen.

Es ist offenbar wider das Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, gehandelt, wenn man zwar den Nutzen und Segen aller Berufe und Stände

geniessen und sich dabei wohlbefinden, sich selbst aber keinem derselben unterziehen will. Ja, der Schlus, auf welchem man das Recht zu dergleichen Independenz gründet, ist sogar wider alle Logik. Wie kann daraus, daß iemand schon reich geboren ward, folgen, daß er berufen sei, ohne Beruf zu leben? Folgt nicht weit richtiger daraus, daß er ebenso, wie ieder Andere, zwar sich einen Beruf erwählen, diesen aber unentgeldlich betreiben solle? Ist es nicht genug für ihn, daß er mehr, als Andere, unter allen Berufen wählen kann? O möchten dis alle unsre Reichgeborne beherzigen! Ein Minister, der umsonst dient, wie weit patriotischfreier kann er reden und handeln! Ein Richter, der unentgeldlich Recht spricht, wie seltner wird er schwören lassen, oder den Termin zur Güte für die Partheien nutzlos machen! Ein Arzt, der ohne Lohn kurirt, wie ist er ein wahrer Heiland der Armen! Sollte die Providenz nicht wirklich darum allenthalben einige in der Wiege schon mit Reichthümern ausstatten, daß sie einst als Männer für die Elendesten im Volke, die wenig oder nicht bezahlen können, in irgend einem Stande arbeiten möchten?

In der That, diese Schoßkinder des Schicksals verkennen ihren eignen Vortheil, wenn sie nicht so denken. Sie sollten vor allen andern das Glück geniessen, für das allgemeine Wohl aus den reinsten Absichten arbeiten zu können, und — sie wollen nicht einmahl das Altagsverdienst, überhaupt für dasselbe zu arbeiten, besitzen?

Für Männlichkeit mag es ia auch Niemand ausgeben, wenn ihn vor einem festen Beruf und Stande ekelt. Unsere Weiber sind noch vermöge ihres Geschlechts von den mehresten Aemtern und Ständen ausgeschlossen und privatisiren blos neben ihren Männern. Sie müssen noch schweigen in der Gemeine, haben in Gerichtsstuben noch keinen Kopf, erhalten das Meisterrecht noch nicht, werden noch nicht zu Soldaten angenommen u. s. w. Dennoch sieht man sogar viele unter den Weibern, die ihren fixirten Beruf haben und dadurch zum allgemeinen Wohl nach Männerweise einen bestimmten Beitrag leisten; als z. E. die Hebammen, die Frauenschneiderinnen, die Putzmacherinnen, die Kammerjungfern, die Mägde, die Waschweiber, die Obst- Butter- und Fischweiber und die übrigen Höcker- und Trödelweiber

allzumahl. Uns Männer mus vor Amts-, Berufs- und Standesbanden nicht ekeln. Wir sind dazu da, sie zu tragen; darum bauete die Natur uns stärker und gab uns höhere Spannkraft. Sie sind es auch, die uns eigentlich das Direktorium über die Weiber geben. Sie machen uns ihnen wichtig und verurtheilen sie zur Dependenz von uns. Wer hingegen nicht von Amt und Beruf dependiren will, der mus am Ende wohl gar von diesen dependiren. Sie sehen ihn nicht für voll an, trauen ihm weder Kopf noch Muth zu, glauben ihm nichts zu danken zu haben, betrachten ihn für noch weniger, als sie sind, und necken ihn im Fleischscharn, am Waschfaß und beim Spinnrocken. Ich kenne ein Mädgen, welches zwischen zwei iungen Männern zu wählen hatte, deren einer sehr reich war und privatisirte, der andere aber blos von seinem Amte lebte und viel gemeinnützige Verdienste besas. Die Edle gab ienem den Korb, diesem aber die Hand, und der Stolz auf ihn blitzt ihr noch heute aus den Augen. O dächten alle Mädgen, wie sie! welch eine wohlthätige Reform könnten sie in der bürgerlichen Welt bewirken! Nicht leicht bekommt ein gemeinnütziger Geschäftsmann von einem Mädgen abschlägliche

Antwort, und ie mehr Männlichkeit, Geistes- und Herzenskraft, Entschlossenheit und Muth zu seiner Art von Geschäften erfordert wird, desto weniger hat er dis zu fürchten. Unstreitig kommt es auch hiervon her, daß unsere Mädgen am liebsten sich von Officieren entführen lassen; so, wie der gemeinste Soldat allemahl drei Weiber für eins bekommt. Auf der andern Seite aber ist es ein sehr gewöhnlicher Fall, daß Frauen ihre privatisirenden Männer nicht sonderlich schätzen, und wenn sie alles noch so vollauf bei ihnen haben; es müste denn sein, daß der Mann außerordentliches Gutes bewirkte. Ja, selbst Kinder ehren den Vater nicht recht, wenn sie nicht sehen, daß er Talent in Berufsgeschäften zeigt und irgend worin Meister ist, oder daß er es sich auch nur sauer werden läßset, sie gehörig versorgen zu können. Man könnte vielleicht auch gar sagen, daß es die ganze bürgerliche Gesellschaft mit solchen Männern größtentheils nicht besser mache. Wenn sie wahrhaftig geehrt sein wollen, so müssen sie wohl ihre nützlichen Beschäftigungen erst namentlich anzeigen, ein ordentliches Register über ihre guten Handlungen halten und solches von Zeit zu Zeit dem Publikum zukommen lassen; dahingegen bei dem Manne im

wirklichen Beruf gar keine Frage weiter über seine Nützlichkeit ist und er zur allenfalsigen Demonstration derselben weiter nichts zu thun nöthig hat, als daß er nur auf seinen Beruf hinweisen darf.

Man kann sich hiervon auf der Stelle in jeder grossen Gesellschaft überzeugen. Mit auffallender Distinktion empfängt man den Geschäftsmann, er mag es im Kabinet des Fürsten, oder auf seinem Komtoir, in der Gerichtsstube oder an den Krankenbetten sein; der Privatisirende aber findet nur im Hintergrunde seinen Platz und wird blos auf den Fall, daß es an einem hinlänglichen Vorrathe an ienen gebrechen sollte, als ein Lückenbüsser betrachtet. Der gemeine Mann geht wohl noch weiter und betrachtet ihn für eine Hummel im Bienenkorbe des Staats, oder für eine Schmarotzerpflanze im Garten der Societät; und das alles in den mehresten Fällen, wie ich glaube, von Rechtswegen. Trift es sich aber, daß ein reicher Berufsmann seinen Beruf gegen die Armen unentgeldlich verrichtet, oder daß er einem wichtigen Staatsdienste, ohne Gehalt dafür zu nehmen, exemplarisch vorsteht: so vergöttert ihn das Volk beinahe und Fürsten sogar verdoppeln ihre Achtung für ihn.

Ich komme auf eine sehr wichtige Betrachtung, mein lieber F. — Wer in einem gewissen Stande lebt, der hat dadurch seine gewisse Karriere, in der er Gutes thut. Sie werden es in der Folge sehen, wie sehr dis uns beruhige. Ich fordere dreust ieden Geschäftsmann, ieden Diener, ieden Arbeiter auf, zu sagen, ob er selbst glaube, daß er während einer und derselben Zeit so viel Gutes und Nützliches ausser seinem Beruf gestiftet haben würde, wie in demselben. Es ist etwas ganz anderes, eine angewiesene Sphäre für seine Wirksamkeit zu haben, als mit seiner Thätigkeit blos umherschweifen zu können. Dem Manne mit Beruf gibt sein Beruf unaufhörlich Gelegenheit, zum allgemeinen Wohl beyzutragen; der Mann ohne Beruf mus erst warten, bis sie kommt, oder sie wohl gar erst aufsuchen. Auch ists nicht genug, daß Gelegenheit da sei; man muß sie auch sehen wollen; man mus sich stark genug zu ihr fühlen; man mus sie auf der Stelle benutzen. Dis alles thut der Mann mit Beruf weit gewisser. Wenn seine Geschäfte sich einstellen, so sind es einmahl seine Geschäfte; er siehet sie also

gleich. Er hat Routine in selbigen; so verrichtet er sie muthvoll und leicht. Die Stunde dazu schlägt; weiter braucht es nichts, um ihn sofort dazu thätig zu machen. Der Mann ohne Beruf fragt oft erst, ob die sich ihm darbietende Gelegenheit Gutes zu stiften, auch gerade für ihn da sei; er besinnt sich auch wohl lange, ob er Kräfte genug dazu habe; oder er schiebt wenigstens auf, weil er aufschieben darf. Ein Vergnügensgenus kommt dazwischen, so glaubt er, diesen erst schöpfen zu dürfen; eine Unpäslichkeit überfällt ihn, so glaubt er sich selbst der Nächste zu sein; zu neun und neunzig Umständen scheint ihm noch der hundertste zu fehlen, so glaubt er diesen noch erwarten zu müssen, und — so geht eine Gelegenheit, Gutes zu thun, nach der andern für ihn verlohren. Es klingt zwar sehr schön, zum Gutesthun keines weitern Motifs, als der Verantwortlichkeit gegen sich selbst, zu bedürfen; wer aber das menschliche Herz kennt, der weis, daß sie allein nicht immer dazu hinreichend sei, daß üble Laune, schlecht Wetter, Furcht vor Misverstandenwerden, Erinnerung an erlittenen Undank in ähnlichen Fällen und tausend andere Dinge sie leicht überwiegen, und daß man, wenn man sicher sein wolle, daß

man Gutes genug thue, sich auch der Welt verantwortlich machen musse. Das von aussenher kommende bürgerliche Pflichtgefühl eilt alsdann dem innern eigenen sittlichen Pflichtgefühl, so oft dis schwach werden will, zu Hülfe, und die dem Menschen wesentliche Ambition ermangelt gleichfalls nicht, das ihrige zu leisten.

O mein junger Freund, wie mus uns diese Betrachtung ganz besonders dazu bestimmen, in einem wirklichen Beruf zu leben, daß wir alsdann mit Zuversicht das süße Bewußtsein mit uns umhertragen können, daß wir recht viel Gutes thun und daß wir es in einem vollkommenen Grade thun! Unser wahrer Werth kann ja doch auch von uns selbst nur darnach berechnet werden, wie groß die Summe der Beiträge ist, welche wir zum allgemeinen Wohl geleistet haben. Man sehe doch auch nur die mehresten unserer sogenannten Independenzmänner an; ist es nicht, wenn sie in die Gesellschaften der Männer von Amt und Beruf treten, als schämten sie sich vor ihnen? Wenn diese von ihren vollbrachten Arbeiten, und besonders von der letzten, aus der sie eben erst zum gesellschaftlichen Zirkel kommen, reden: so

stehen sie wie stumm und versteinert da, fangen endlich an, von Wind und Wetter zu sprechen, und geben sich in aller Angst die Mine, als hätten sie durch das ewige Laufen zum Barometer und durch das Hin und Herstecken der Nadel am Spiritus in selbigem den so lange erwünschten und durch alle die seither deshalb angestellten Kirchengebete nicht herab gebeteten Regen hervorgebracht und wenigstens hierdurch etwas Gutes von Belang gestiftet. O wie schön ists, nach vollbrachten Geschäften in den Armen unserer Freunde und im Zirkel unserer Gesellschaften auszuruhen! Wie schön ists, am Abend auf sein Amtstagewerk zurückzusehen und mit dem Zuruf für sich — schlaf wohl, du gemeinnütziges Ich! — einzuschlafen! Und wie wunderschön wirds am letzten Abend sein, noch einen Allblick von Seligkeit auf ein ganzes vollbrachtes Amts- und Berufsleben zurückzuwerfen!

Ganz so, wie es um das Gutes stiften für die Welt steht, steht es auch um unsere eigene Ausbildung. Der sicherste Weg auch hierzu bleibt immer ein fixirter Beruf und Stand. Zu diesem müssen wir einmahl die gehörigen Kenntnisse haben; so erwerben

wir uns also wenigstens solche gewis. Mit diesen Kenntnissen sind alsdann wieder andere verwandt, die wir ebenfals, bald vorsätzlich, bald auch nur beiläufig erlangen. Welt- und Menschenkenntnis besonders erhalten wir nur dadurch erst, wenn wir vermöge unseres Berufs mit Welt und Menschen viel zu thun haben müssen. Das anhaltende Beharren in einer und derselben Art von Geschäften gibt auch unserem Geiste iene Stätigkeit, welche den Grund zur Vollkommenheit in der Tugend legt. Wie ist dis alles so ganz anders bei den mehresten unserer Independenzmänner! Sie schweifen mit ihrem Kenntnissammlen umher und schöpfen allenthalben blos oberflächlich. Menschen lernen sie gar nicht kennen und urtheilen über sie schief und falsch. Sie fangen allerlei an und vollenden wenig, weil es ihnen bei erster eintretenter Schwierigkeit immer frei steht, wieder abzubrechen; weshalb dann keine ihrer Kräfte einen hohen Grad von Stärke erhält. An Beharrlichkeit fehlt es ihnen auf allen Seiten ganz, und da sie nicht einmahl die kleinen Ungemächkeiten eines festen Berufs zu übernehmen gewagt, so spielen sie eine unerträgliche Rolle in Leiden, wenn ihnen die Natur oder das Schicksal dergleichen auflegt. Gewöhnt

wöhnt daran, daß es immer gutherzige Menschen gab, die für sie arbeiteten und alles betrieben, wundert es sie, daß nicht Andere auch an ihrer Statt krank sein können; und da sie sich von iedem bürgerlichen Beruf eximirten, so möchten sie zuletzt auch gern vom allgemeinen Beruf der Sterblichkeit eximirt sein. Dieweil es ihnen nun hiermit nicht so gelingt, so macht sie der Unwille darüber verächtlich; dahingegen der Mann von Stande auch im Tode noch ehrwürdig bleibt. Oft aber mag vieleicht ihre Unruhe am Ende auch wohl davon herrühren, daß sie nun zu spät noch einsehen, daß sie den rechten Weg verfehlt haben; denn — redliche und unermüdete Abwartung unseres Berufs ist auch gewis die vollkommenste Vorbereitung auf die Ewigkeit.

Dis ist sie schon darum, weil wir in einem gewissen Stande leichter mehr Gutes thun, als ausser demselben; und, wie unser wahrer Werth nur nach der Summe des von uns gestifteten Guten von uns selbst zu bestimmen ist: so wird auch der Werth unserer künftigen Glückseligkeit einzig und allein nach derselben bestimmt werden. Es findet aber auch

noch eine andere, in der That noch wichtigere Betrachtung hier ihren rechten Ort. Unsern geringern Kräften ward hier schon ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen, und unsern höhern sollte einst dergleichen nicht vorbehalten sein? Die kleinere und unvollkommenere Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft konnte hier schon ohne feste Berufe, die alle gehörig besetzt sein musten, nicht bestehen, und die erhabenere und vollkommenere sollte es dort können? O wie wenig versteht man sich doch auf das Reich Gottes, wenn man so denken kann! Wollte aber irgend ein Witzling von unsern Privatisirenden nun etwa fragen, ob es also auch dort, wie hier, Advokaten und Apotheker, Pastoren und Küster, Schuster und Schneider u. s. w. geben werde, so würde ich ihm antworten — „das Gelächter, welches du erweckst, hallt auf dich selbst zurück, mein Freund. Glaubst du nicht, daß vernünftige Geschöpfe, die sich beisammen selig fühlen sollen, sich unter einander selig machen müssen, es sei, auf welche Art es wolle? Würde nun aber ihre gemeinschaftliche Seligkeit nicht sehr aufs Ungewisse und Schlüpfrige gestellt sein, wenn nicht jedem sein Beitrag, den er

dazu zu leisten hat, angewiesen wäre, und wenn nicht ieder denselben pünktlich leistete? Woher kommt oft die höhere Unvollkommenheit unseres gegenwärtigen Zustandes anders, als davon, daß es so viel Gesellschaftsglieder gibt, welche zum allgemeinen Wohl entweder gar nichts, oder doch nur blos nach Belieben beitragen wollen? Lässet es sich denken, daß dis im künftigen Zustande auch noch so werde sein dürfen? So käme der Schöpfer dort mit uns nicht weiter, als hier...“ Nein, im Himmel wird gewis nicht privatisirt werden. Wie wird es dann um den stehen, der hier ieden festen Beruf sorgfältig vermied? Woher wird er dort die Kraft und Stätigkeit dazu nehmen wollen? Ich gestehe ihnen daher, iunger F., daß ich die Independenzbegierde mit dem Glauben an Unsterblichkeit gar nicht recht reimen könne.

Das Schicksal aber, welches unsere Berufs- und Standesscheuen nach dem Tode hier haben, ist uns ia bekannt genug. War es der blosse Anblick der Person, der sie bei ihrem Leben ihren Mitbürgern nur noch immer ins Andenken zurückbrachte: so sind sie auf der Erde auch vergessen, sobad sie von ihrer Ober-

fläche verschwinden. Nachruhm, der dem Edlen so süs ist, wird dem Privatisirenden, einzelne Zufälle abgerechnet, nur schwer zu Theile. Jedes Mannes hingegen, der seinen gemeinnützigen Stand gewissenhaft und mit Würde ausfüllte, wird lange im Segen gedacht. Man stellet ihn, wenn seine Gebeine schon Staub sind, noch als Beispiel hin; man nennet ihn unter den Meistern seiner Kunst; man weis den Fortschritt genau zu bestimmen, den er für die gesamte Nachwelt in seinem Fache gemacht; man geniesst in tiefen Fernen das Gute noch, das er gestiftet, und drückt ihm nach Jahrhunderten noch im Geiste die Hand dafür. Nicht blos edlen Fürsten und patriotischen Staatsmännern, nicht blos Philosophen und Künstlern vom ersten Range, auch manchem braven Handwerker wird diese Ehre zu Theile, und im Tempel der Unsterblichkeit gibts Hallen für ieden Stand. Ich habe oft, wenn ich an einen fremden Ort kam, das Vergnügen gehabt, mich hiervon zu überzeugen. Man nannte mir nicht nur daselbst öffentliche Personen aus der Vorzeit noch mit Enthusiasmus; man wuste auch noch Mauermeister, Tischler und Leineweber aus dem vorigen Jahrhundert zu nennen und sprach von ihnen mit gebührendem Lobe. Vorzüglich be-

merkt man, daß Berufsmänner, die noch mitten in Ausübung ihres Berufs starben, einen sehr dauerhaften Eindruck ihres Nahmens machten und bei der Nachwelt ganz ausserordentlich im Segen blieben. Ein Beweis, wie viel in den Augen der Menschen Berufsfleis und Berufstreue gelten müssen.

Noch mus ich Sie, iunger Mann, auf etwas aufmerksam machen, das die menschliche Gesellschaft gegen die leidige Independenzsucht mit Recht empört. Man findet nehmlich, daß viele, die sich ihr ergeben, zugleich — Hagestolze sind. So viel Vermögen haben sie, daß sie für ihre Person davon leben können; für Frau und Kinder aber würde es nicht zureichen. So thun sie lieber, um ihren Zweck zu erlangen, auf das eheliche Leben Verzicht. Ja, was noch ärger ist, sie rechnen wohl gar die Ehelosigkeit zur hochgepriesenen Independenz selbst mit. Welch eine wahrhaftigschändliche Denkart! Will man denn der Menschheit gar nichts schuldig zu seyn glauben? Ist es nicht genug, sich an den Zeitgenossen durch Unthätigkeit zu versündigen? Mus man sich auch sogar noch an der Nachwelt durch

Existenzraub versündigen? O wie lobe ich mir dafür den Mann, der für sich zwar von seinem Vermögen gemächlich leben konnte, der aber, um Weib und Kinder auch ernähren zu können, sich lieber einem festen Berufe unterzog, und nun den Gewinn seiner Berufsarbeit mit Weib und Kindern theilt und sich belohnt genug fühlt, wenn Weib und Kinder ihn dafür segnen!

Man wird vieleicht sagen, daß oft dergleichen hagestolze Independenzmänner auch ausser der Ehe für die Bevölkerung der Nachwelt sorgten, ia wohl mehr für sie sorgten, als Männer, die in wirklicher Ehe leben. Um so schlimmer, erwiedere ich, wenn dis der Fall ist! Es ist schon arg, wenn man in Betref der Arbeiten, welche für das Beste der Gesellschaft verrichtet werden müssen, sich zu keiner gewissen Art bestimmen, sondern nur dann und wann, blos nach Gefallen und nur beizu die eine und die andere verrichten will; aber weit ärger ists, sich auch gar nur beizu fortpflanzen wollen. Ist die Erziehung der Kinder nicht die wichtigste Angelegenheit für den Staat? Kann sie ausser dem Ehestande gehörig betrieben werden? Wenn aber der

Hagestolze für seine unehelichen Kinder gehörig sorgen wollte, warum zeugte er sie nicht lieber gleich in wirklicher Ehe? Es ist ihm also um die Fürsorge für sie nicht zu thun, und dis ist eben die unverantwortliche Unnatürlichkeit, deren er sich schuldig macht. Er bezahlt allenfalls den vollbrachten Zeugungsakt, oder gibt eine Kleinigkeit pro redimenda vexa und überlässet den armen Bastard dem Gerathewohl. Wie es aber solchen Unglücklichen gehe, zeigt leider die Erfahrung zur Genüge. Und — sind die Verführungen der Unschuld nichts, welche diese unnatürlichlebende Menschen von Zeit zu Zeit begehen? Sind die Misbräuche nichts, welche sie vom Fortpflanzungstriebe blos zur Sättigung ihrer Wollust machen? Sind die Heere von Kindermorden nichts, welche sie entweder selbst bewirken, oder doch verursachen? In der That, es dürfte bald ein Landesgesetz nöthig sein, welches ieden Ehestandshasser, der es aus Independenzsucht ist, zum Orden der Kastraten verurtheilte.

Gibt man sich nun endlich noch gar die Mühe, das summum bonum, welches in der Unabhängigkeit von Amt, Beruf und Stand enthalten sein soll, näher zu betrach-

ten: so findet man, daß solches nicht viel mehr, als eine Grille sei. Dependenz an sich ist kein Uebel. Wenn iemand die allersüßste Freude geniessen will, dependirt er nicht von Zeit, Ort, Umständen und Personen, mit, unter, an und in welchen er sie geniessen will? Und wenn auch dis alles nicht wäre, dependirt er nicht wenigstens von dem Gegenstande selbst, woran oder worüber er sich freuen will? Aber auch Dependenz von Amt und Beruf ist kein Uebel; sie, die uns auf Tag und Stunde bestimmt beschäftigt, ist keineswegs mit dem Fieber zu vergleichen, das auch seine Tage und Stunden hält. Der arme Weichling, welcher diese Sprache führt, stellt sich das Berufsleben nur schlimmer vor, als es ist. Wie bald gewöhnt sich der Mensch an eine bestimmte Art, sich zu beschäftigen, und zwar dergestalt, daß er hernach nicht wieder von ihr ablassen kann! Man sieht dis ia sogar an Spielern von Profession. Ich habe Greise gekannt, denen von allen Seiten zugerufen ward, daß sie sich doch einen ruhigen Abend machen und um ihre Handelsgeschäfte gar nicht mehr bekümmern möchten; aber sie versicherten, daß solchergestalt mit ihrer Civilexistenz auch sofort ihre phisische aufhören würde und daß sie auch

im blossen Hin- und Herschleichen auf dem Komtoir noch ihr letztes Vergnügen fänden. Eine Seele, früh an Ordnung und festgesetzte nützliche Eintheilung ihrer Zeit gewöhnt, findet einen bestimmten Beruf gar nicht widrig, sondern ihrer Natur vollkommen angemessen. Wovon dependiren wir auch nicht auf allen andern Seiten im menschlichen Leben! Dependiren wir nicht von Gesetzen, von Zucht und Ordnung, vom Körper, von Blut, Nervensistem, Magen u. s. w.? Gibt es ein anderes Mittel, sich aller Dependenz zu entziehen, als — Selbstmörder zu werden? Erleichtert sich ein Mensch die übrigen Dependenzen dadurch, wenn er sich independent von Beruf und Stand macht? Erschwert er sie sich nicht vielmehr? Und dann — von einer Dependenz befreiet er sich, und in drei andere stürzt er sich dadurch, die noch weit unerträglicher sind. Dis lassen Sie uns doch ia näher erwägen, iunger Mann; der Götze Berufsfreiheit erscheint dabei erst recht in puris naturalibus.

Um z. E. den Launen der Vorgesetzten und Mitarbeiter nicht untergeben zu sein, begibt sich ein solcher Mensch unter die Botmässigkeit seiner eigenen und hat dabei einen weit

schlimmern Stand. Jenen konnte er doch wenigstens ausser den Amtsgeschäften und Berufsstunden ausweichen; diesen aber ist er unaufhörlich ausgesetzt. Man glaubt gar nicht, wie leicht der glatteste Karakter wieder Ecken ansetze, wenn er nicht von Zeit zu Zeit aufs neue abgeschliffen wird. Dis geschieht aber bei weitem nicht zuverlässig und vollkommen genug im blos gesellschaftlichen Umgange mit Andern; denn diesen kann man nach Belieben verkürzen, ganz wieder aufheben, verschieben, verwechseln u. s. w. Amts- und Berufsverkehr allein ist das zweckmässigste Mittel dazu. Hierbei mus man schlechterdings mit gewissen Personen ausharren, und die öftere Erwägung dieser Vorstellung macht uns toleranter gegen sie. Unter ihnen sind immer einige, welche eine Art von Superiorität gegen uns haben, diesen müssen wir nachgeben und, so bald sie uns über unser Thun und Lassen zur Rede stellen, auch zur Rede stehen. Hierdurch bleibt unser Karakter geschmeidig und behaglich, leicht und genügsam; wir nehmen es hernach auch in andern Lagen des Lebens und mit allen unsern Schicksalen nicht so genau, sind dadurch für iedes Vergnügen mehr offen, haben mehr guten Muth, Frohsinn u. s. w. Wer aber iedem

Menschen ausweichen kann, wie er will, dem ist oft am Ende kein Mensch mehr gut genug. Wer seine ganze Zeit nach seinem Kopfe antheilen mag, der verlangt leicht, daß auch alles andere nach seinem Kopfe gehen solle. Wen Niemand über das, was er zum allgemeinen Wohl beiträgt, zur Verantwortung ziehen darf, der glaubt am Ende wohl, daß alle Stände und Berufe ihm verantwortlich sind. Da er nichts bestimmtes von Wichtigkeit vorzunehmen hat, so hält er sich bei ieder vorfallenden Kleinigkeit auf, urtheilet, wie sie anders sein sollte, und ärgert sich, daß sie nicht so ist. Sogar seinen eigenen körperlichen Zustand beobachtet er mit einer ihn wahrhaftig unglücklich machenden Genauigkeit, wird hypochondrisch, hält sich für krank, klagt über Leiden, die er nicht hat, und seufzt über Schmerzen, die der Geschäftsmann nicht einmahl in Erwähnung bringt. Ich glaube, iunger F., daß ich ietzt ein treffendes Bild von vielen unserer sogenannten Independenzmänner entworfen habe; betrachten Sie sie nur genauer. Die so hochgepriesene Independenz derselben ist eine gar arge Dependenz; sie sind Sklaven ihrer eigenen Laune.

Noch mehr. Man ist allerdings nicht immer gleich aufgelegt, sich zu beschäftigen, noch weniger, sich gerade auf diese oder iene Art zu beschäftigen. Wenn man aber auf die Stunde bestimmte Geschäfte hat, so mus man sie anfangen, und so findet sich die Aufgelegtheit dazu nach. Der Privatisirende hingegen darf sich blos bei dem, was er thun will, nach seiner Aufgelegtheit dazu richten, und so wartet er, bis sie kömmt. Er kann hierauf warten, so lange er will, und davon entsteht, daß sie nur noch immer länger aussen bleibt. Indem er solchergestalt über den Mann im Beruf, der anfangs oft unaufgelegt arbeiten mus, triumfirt, drückt ihn die Schwere der müssigen Zeit und er weis oft nicht, wie er sie nur vorübertragen soll. Es klingt zwar schön in der Theorie, daß der Mensch sich selbst genug sein könne; in der Praxis aber scheint es schwer zu sein. Unsere vegetirenden Phlegmatiker widerlegen wenigstens diesen Satz nicht; denn es lässet sich keine vollkommenere Dependenz denken, als — die Dependenz vom Grosvaterstuhle. Den mehresten übrigen Independenzmännern, welche noch nicht bis zu Kohlstauden degradirt sind, sieht man die Leiden der Zeitleere bald an. Sie sinnen auf alle mögliche Mit-

tel, sie auszufüllen, und ieder verunglückte Plan stürzt sie halb in Verzweiflung. Eine Promenade wird beschlossen und — es fängt an zu regnen. Eine Landreise wird festgesetzt und — die Gäste sollen zu einer andern Zeit willkommen sein. Eine Lomberparthie wird verabredet und — der dritte Mann lässet es wieder absagen. Ein Scheibenschiessen wird arrangirt und — die Schiesmauer fällt ein. Ein Ball soll angehen und — die Musikanten bleiben aussen. Lauter Gründe, Leute, welche keinen Beruf haben und zu sogenanntem Zeitvertreibe ihre letzte Zuflucht nehmen müssen, auf einige Zeit ganz unaussprechlich elend zu machen! Ich glaube selbst, lieber F., daß die Leiden der Langenweile zu den unerträglichsten gehören, und ich möchte mich um alles in der Welt nicht zu ihnen verurtheilt sehen. Ein Mensch, der nichts vorzunehmen weis, kommt mir wie ein Kranker vor, der in seinem Bette iede Viertelstunde zählt und unaufhörlich fragt, ob nicht bald wieder Mittag, oder Abend, oder Morgen sei, und man weis es, wie lange Kranke über dieses Leiden vorzüglich klagen. O wie ist es doch zehenmal besser, lieber das Berufsioch, wenn man es ia so nennen will, zu tragen, als das Joch der Langenweile!

Jenes ist nicht nur viel ehrenvoller, sondern sogar auch viel leichter.

Häufig geschieht es dann auch, daß Leute, die aus Mangel an bestimmten Geschäften ihre Zeit nicht zu lassen wissen, wenn ihnen die Langeweile zu oft unausstehlich wird, sich einer bestimmten Art von Vergnügen wohl bis zur Leidenschaft überlassen. An nützlichen Beruf wollten sie sich nicht binden, und so fesseln sie sich gar an eine Sucht als Beruf. Da sieht man sie dann wohl vom Morgen bis zum Abend aus einem Hause in das andere eilen und alle Stadt- und Landneuigkeiten einsammeln und wieder ausstreuen; oder sie laufen unaufhörlich mit der Flinte umher und versündigen sich, wenn die Jagd nicht offen ist, an unsern Singvögeln; oder, welches vieleicht am öftersten der Fall ist, sie spielen Tag und Nacht u. s. w. Gott, welch einen mitleidenswürdigen Anblick gewähren sie! Alles, was nach Dienst riecht, ekelte sie an und nun sind sie wahre Leibeigene unmoralischer Gewohnheiten! Ist die ganze Independenz, deren sie sich rühmen, mehr, als eine leidige Grille?

Kommt nun gar noch dazu, daß ein Mensch seine Independenz von Beruf und Stand nicht anders, als bei Ehelosigkeit, behaupten kann, oder rechnet er diese gar zur Independenz mit, — — wie straft er sich selbst! Gegen ein Glück, das blos in leerer Einbildung besteht, gibt er die reellesten, reinesten, süssesten und dauerhaftesten Seligkeiten hin; denn was gleicht den Freuden des Familienlebens? Wie zärtlich dankt das Weib, wenn es den Mann so unablässig arbeiten und erwerben sieht! Wie koset es in seinen Freistunden so traut mit ihm, versüßt ihm am Abend die getragenen Tageslasten und überlässet ihm von allen ihren Freuden die grössere Hälfte! Wie nichts, wie so gar nichts sind hiergegen die Schmeicheleien der erkauften Buhlerin! Welch ein über alles gehendes Vergnügen ist es, Vater einer Familie zu sein, Kinder zu erziehen und die große Providenz des Universums für sein Haus im Kleinen nachzuahmen! Wie lohnen guterzogene und glücklich gemachte Kinder! Wie blicken sie den Vater, der für das allgemeine Wohl und für sie zugleich lebte, mit Ehrfurcht an! Wahrhaftigglücklich können wir uns nicht eher fühlen, bis wirklich mehrere neben uns existiren, die uns ihr

ganzes Glück zu danken haben. Die Stiftung einer Familie ist der kürzeste und sicherste Weg hierzu; dem Menschenfreunde, der blos Wohlthäter gegen Fremde wird, gelingt es weit schwerer und seltener. Wenn wir dann im Zirkel unserer Lieben mit dem seligen Bewußtsein sitzen, — diesen bist du Alles — wie empfinden wir da so ganz unsere Würde! Wenn wir im hohen Alter noch so unter ihnen sitzen, wie sanft werden uns da die Lasten der letzten Jahre, wie lächelnd die Bilder des in der Nähe schon schwebenden Todes! Hier, hier ists, wo unsere egoistischen Hagestolzen am meisten büssen müssen. Mit allem ihren Gelde sind sie oft nicht im Stande, in Krankheiten einen treuen und liebreichen Wärter zu erkaufen. Als Greise befinden sie sich in völliger Einsamkeit und Verlassenheit. Es ist Niemand da, den sie durch ein ganzes Leben für ihn verpflichtet hätten, bei ihnen dankbar auszuharren; und wenn sie dann auch am Ende noch verzweiflungsvoll durch Vermächtnisse Menschen dazu zu verpflichten gedenken: so haben sie doch nur Miethlinge an ihnen, denen ieder Tag Verdrus macht, der ihnen die Freude verspätet, durch Zudrückung ihrer Augen Herren von ihrem Nachlas zu werden. Zärtlichverpflegt

aber

aber bis ans Ende entschlummert der Gatte in den Armen seiner Gattin, die neben ihm alt ward und im Tode ihm noch zuruft — ich komme dir bald nach; während daß seine Kinder betend um ihn her stehen, durch sanfte Händedrück ihm die Todesangst erleichtern und mit dankbarer Wehmuth sprechen — wir vergessen dich ewig nicht.

Nicht wahr, mein edler junger Freund, wenn unsere Privatisir- und Indepedenzsüchtige dis alles recht beherzigten: so thäte wohl ein grosser Theil von ihnen auf seinen unmännlichen und schimärischen Plan von selbst Verzicht? Nicht arbeiten wollen sollte schlechterdings nur eine Folge sein von nicht mehr recht arbeiten können; und sonach schickt sich Independenz von Stand und Beruf nur für Entkräftete und für Greise. Diese mögen immerhin ihren Platz, den sie mit Eifer und Treue lange genug ausgefüllt haben, verlassen! Sie haben gearbeitet; so gebührt ihnen die Ruhe. Ja, ist der Platz, auf welchem sie stehen, wichtig: so ist es sogar Pflicht für sie, ihn zu räumen, weil sie ihn nicht mehr ausfüllen können und doch der Gesellschaft daran liegt, daß er gehörig ausgefüllt werde. Hier dürfte es vieleicht, wenn

man die Independenzsucht so vieler iungen Leute auf der einen Seite erblickt, sonderbar scheinen, daß es auf der andern Alte gibt, die durchaus nie independent werden wollen; wenn es nicht eine bekannte Sache wäre, daß beide Extrèmen in allen Verhältnissen des Lebens, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, ihre Liebhaber finden. Wie es Leute gibt, die, ob sie gleich ganz arbeiten könnten, keinen Arbeitsplatz haben wollen: so gibt es auch Leute, die, wenn sie kaum noch halb arbeiten können, den Arbeitsplatz nicht verlassen wollen. Allerdings verliehrt in vielen Fällen die menschliche Gesellschaft durch diese, wie durch iene; welche von beiden aber doch die edeldenkendern sind und bleiben, kann wohl keine Frage erst noch sein.

Es ist Zeit, daß die Männer von Beruf und Stand sich selbst mehr würdigen. Nur dem Privatisirenden, welcher seinen Beruf in Ausübung solcher guten Handlungen und Segenstiftungen findet, die noch zu keinem sogenannten Beruf gerechnet werden, müsse es erlaubt sein, sich ihnen gleich zu stellen und bei gesellschaftlichen Freudengenüssen, welche nur der Lohn für gesellschaftliche Arbeiten

sind, sich in ihren Kreis zu mischen! Jeder, wer für einen solchen gelten will, müsse entweder öffentlich dafür bekannt sein, oder sich beim Eintritt in den Ges[illegible]ssaal durch das Tagebuch, welches er über seine gemeinnützigen Thaten hält, legitimiren. Fehlt ihm auch dieses, hat er gar kein Verdienst, sondern nur Geld, so werde er in der Thüre zurückgewiesen! Was meinen Sie braver F., daß diese Revolution in der Freudenwelt für die bürgerliche Welt stiften würde? Nichts geringeres, als eine allgemeine Rege solcher Independenzmänner, die iezt für die Gesellschaft wenig oder gar nichts thun; ia, ich bin überzeugt, daß viele von ihnen sogar, wenn sie sähen, daß es so gemeint wäre, lieber gleich zu ordentlichem Beruf und Stand zurückkehren würden. Uebrigens lassen sich unsern Privatisirenden, wenn sie nur erst Nachfrage darnach halten, bald allerlei Geschäfte und Zeitanwendungen zum allgemeinen Besten nachweisen.

Sie sind es, die ihre Musse dazu anwenden können, das Feld nützlicher Erfahrungen, worauf noch so viel wüste liegt, anzubauen, allerhand Observationen und Experimente anzustellen und die schon angestellten zu berich-

tigen und pragmatisch zu machen; mögen sie übrigens ein Fach wählen, welches sie wollen und wozu sie nur Geschick haben. Sie sind es, die Le[illegible]en den untersten Ständen, welche die Natur unaufhörlich selbst unter Händen haben, wie z. E. Bauern, Hirten, Gärtner, Jägern, Bergleuten u. s. w. Anleitung geben können, ihre Beobachtungen richtiger zu betreiben. Sie sind es, die sich besonders auf Kunsterfahrungen legen, heilsame Erfindungen machen und die schon vorhandenen verfollkomnen können. Sie sind es, die dem Aberglauben und allen Arten von Vorurtheilen freimüthiger entgegenarbeiten, albernes Herkommen abbringen und den alten Schlendrian in allen Dingen verdrängen helfen können. Sie sind es, die Zeit genug haben, Verführte auf den rechten Weg zurückzubringen; die sich mit vorzüglich unglücklichen Personen, wie z. E. mit Taubstummen und mit geretteten Selbstmördern, menschenfreundlich beschäftigen können; die eben darum, weil sie weder Furcht, noch Hofnung zurückhält, der guten Sache der unterdrückten Unschuld kühner das Wort reden mögen, u. s. w. Sind sie Gelehrte, so können sie ungestört nach Wahrheit forschen und solche, wenn sie sie gefunden haben, der Welt ohne Zurückhaltung

mittheilen. Sind sie Reich, so können sie gemeinnützige Anstalten befördern, jungen Anfängern Vorschüsse thun, das Verdienst aufmuntern, Kunstwerkzeuge anschaffen, für kranke Arme sorgen, Wittwen unterstützen, Waisen etwas rechtschaffenes lernen lassen, gute Volksbücher unter das Volk austheilen, Prämien auf Erfindungen setzen, Lebensrettungen bezahlen u. s. w. Sind sie gar Rittergutsbesitzer, so können sie, wenn sie auch von ihren Pachtgeldern leben, doch unter ihrer Aufsicht Versuche der nützlichsten Oekonomieverbesserungen im Kleinen ihren Bauern vormachen lassen; sie können für bessern Schulunterricht der Bauerkinder sorgen; sie können den Arzt im Dorfe machen; sie können die Korrektion der lüderlichen Wirthe betreiben und es durch gutes Beispiel und durch fortgesetzte väterliche Inspektion endlich so weit bringen, daß das ganze Dorf aus arbeitsamen, rechtschaffenen, schuldenfreien und glücklichen Familien bestehe, u. s. w.

Lassen sie uns gerecht sein lieber F.! Es gibt Privatisirende, die auf solche Art privatisiren; diese bestimmen sich selbst von Zeit zu Zeit ihrer gemeinnützigen Geschäfte, statt daß sie uns Berufsmännern unser Beruf be-

stimmt. Es gibt aber unendlich mehrere, in deren Lexikon privatisiren und müssiggehen ganz gleichbedeutende Wörter sind. Die Nichtswürdigen! — — — Man kann daher nie genug gegen diese Sucht nach sogenannter Independenz eifern und auch auf der andern Seite das Berufsleben nie genug empfehlen. Segnen Sie sich dafür, daß Sie es antraten und lassen Sie sich durch keine Leiden desselben wieder davon abwendig machen! Leben Sie lange in Ihrem Beruf und tragen Sie einst die Berufskrone davon, d. h. sterben Sie noch mitten im Beruf.



XIX.

Über den Mittag des Christenthums.

An meinen lieben W.

Du kennest, Inniggeliebter, meinen Enthusiasmus für das Christenthum; du weissest, wie traurig ich immer darüber war, daß es sich ohne seine Schuld von so vielen unserer Weisen verachtet sehen müsse und daß es selbst an dem grössesten Haufen seiner Verehrer noch gar nicht seine seligmachende Kraft beweisen könne. Seit einiger Zeit, las dir sagen, wird mir froher ums Herz. Ich sehe eine bessere Zukunft für das Christenthum sich enthüllen. Sein Morgen wird bald über sein; der Mittag nahet herbei. Höre nur an, worauf ich diese Hoffnung gründe.

Vor Luthers Reformation war Nacht; mit Luthern erst brach der Tag im Christenthum wieder an. Dis hat seine völlige

Richtigkeit und man müsse das undankbarste Gemüth haben, wenn man dem edlen Deutschen diese Ehre nicht einräumen wollte. Und hätte er auch weiter nichts gethan, als daß er das Evangelienbuch wieder zum Volksbuche machte, so gebuhrte ihm dafür allein schon die Ehre. Er that aber mehr; das Evangelienbuch in der Hand brachte er in der That auch viel Aberglauben auf die Seite und so brach der Tag schon stark durch ihn an; voller Morgen aber ward durch ihn nicht. Er lies theils selbst noch Aberglauben genug stehen; theils stellte er selbst wieder manchen andern hin. Er war ein Mensch; ein Mensch kann nicht alles auf einmahl und versieht sich auch wieder auf seine eigene Weise. Seiner völlig mönchischen Vorstellungen vom Teufel, von der menschlichen Natur, von den Sakramenten u. s. w. nicht einmahl zu gedenken, so dient zum Beweis aller Beweise dafür, daß der wirkliche Morgen durch ihn noch nicht erschienen sei, die krasse Verlästerung der guten Werke, welche recht eigentlicher Protestantenglaube geworden ist und Jahrhunderte lang nach ihm fortgedauert hat. Wie kann aus dem Christenthum, das doch auf der einen Seite durchaus in einem heiligen und guten Leben bestehen soll, so

lange etwas werden, oder man auf der andern Seite wieder ieder einzelnen heiligen und guten Handlung, selbst der heiligsten und besten, ihren Werth abspricht? Wühlt man nicht recht in den Eingeweiden des Christenthums, wenn man die Leute mit fremden Verdienst tröstet? Einen schnurgeradern Widerspruch kann es warlich nicht geben, als den, welcher solchergestalt zwischen der eigentlichevangelischen Lehre und zwischen der Lehre der Protestanten entsteht. Nach iener soll schlechterdings Niemand mehr Seligkeit hoffen dürfen, als er mit seinen Werken verdient hat; nach dieser soll sichs der Mensch nicht einmal einfallen lassen, mit seinen Werken die geringste Seligkeit verdienen zu können!!!

Dank sei daher den Rechtschaffenen unseres Jahrhunderts, welche tiefer in den Geist der christlichen Lehre eindrangen, den ganz gesunkenen Kredit der guten Werke wiederherstellten und der Tugend ihr himmlisches Verdienst wieder verschaften! Ich habe mir als ein Laie immer sagen lassen, daß Mosheim der erste Protestant gewesen sei, der es gewagt, moralische Predigten zu halten. So viel weis ich aber mit Gewisheit, daß in meinem

Vaterlande von vor dreissig Jahren nichts, als Predigten vom seligmachenden Glauben und von Zueignung des Verdienstes Christi gehalten wurden, und daß ein iunger Mann sehr übel dabei fuhr, als er über die sonnenklaren Worte des Johannes — wer recht thut, der ist gerecht — eine eben so sonnenklare Gastpredigt hielt. Auch hat mich selbst der alte Pastor, welcher mich konfirmirte, in ieder Lektion, welche er mir vorher gab, den Satz eingeschärft, daß ich mit meinen Werken bei dem lieben Gott nichts, als die pure, klare Hölle verdienen könnte. Denke doch nur an das Aufsehen zurück, lieber W., welches die kleine Piece — Prüfung moralischer Predigten — bei ihrer Erscheinung machte! Weissest du noch, wie wir sie unter deiner Ahornlaube lasen und dabei den uns damals unbekannten Verfasser im Geiste tausendmal an unser Herz drückten? In der That, hier muste die Berichtigung des Protestantismus angegriffen werden, wenn der durch Luthern angebrochene Tag iemals zum wirklichen Morgen gedeihen sollte. Sobald das himmlische Verdienst der guten Werke wiederhergestellt war, erfolgte auch eine von den übrigen

nöthigen Berichtigungen des Protestantischen Lehrbegriffs ganz natürlich nach den andern. Luther hatte die erste Sichtung des Christenthums vorgenommen, nach der Mitte unseres Jahrhunderts geschah die zweite. Durch iene brach der Tag an, durch diese ward heller Morgen.

Aber auch in der That doch noch nichts mehr, als — Morgen; denn, wenn nun auch gleich das Christenthum ganz so wieder da stand, wie es zu den Zeiten Jesu und seiner Apostel gewesen war: so war doch auch selbst in diesen Zeiten noch nicht mehr, als der Morgen des Christenthums, da gewesen. Der volle Morgen war also nur zum zweiten mahle wieder da. Itzt erst, da die dritte Sichtung beginnt und da einsichtsvolle und redliche Theologen mit Ernst den Anfang machen, das, was im Unterricht Jesu und seiner Apostel offenbar nur national und temporel war, von demienigen, was darin für alle Völker und Zeiten war, zu scheiden, — ietzt erst nähert sich die grosse Epoche des Christenthums, welche wir den Mittag desselben nennen mögen.

Hättest du wohl gedacht, guter W., daß dis in diesen Zeiten geschehen würde, wo man, statt uns zum gereinigten Protestantismus auch nur zu erheben, uns lieber gar zum Katholicismus wieder zurückgebracht hätte? Sieh, so vereitelt der Vater des Lichts die Plane gegen das Licht! Menschen wollten uns sogar den Morgen wieder nehmen und Gott winkt uns den Mittag zu. Daß aber die dritte Sichtung einmahl erfolgen müsse, war wohl zu vermuthen. Die gesunde Vernunft mußte es uns ja doch wohl sagen, daß Jesus und seine Apostel sich mit ihrem Vortrage des Christenthums nach dem Geiste ihres Zeitalters hätten richten müssen, und daß mithin in einer Religion, welche vor beinahe zwei Jahrtausenden im Orient auf den Trümmern des Judenthums erbauet ward, heut zu Tage das Wesentliche, welches alle Völker und Zeiten angeht, von dem, was damals nur national und temporel in ihr war, weise unterschieden werden müsse.

Es ist zu glauben, daß Melanchthon schon auf diesem Wege gewesen sei; denn ich habe mir sagen lassen, daß er oft von einem

Unterschiede zwischen den Lehren selbst und ihrer bloßen Form gesprochen. Nur soll der gute Mann sich nicht darüber erklärt haben, was er alles zur letztern rechne. Vielleicht war er aber mit sich selbst darüber noch nicht aufs Reine gekommen; zum ewigen Nachruhm gereichts ihm indoch, daß sein Geist einer solchen Idee selbst schon fähig war. Ueberhaupt vermuthe ich, daß es keinen einzigen guten Exegeten des neuen Testaments gegeben haben möge, der nicht einer und der andern Vorstellung und Vorstellungsart darin, als blos für damahlige Menschen und Zeiten gehörig, schon auf die Spur gekommen wäre und das Bedürfnis gefühlt hätte, sie fahren zu lassen, oder mit einer seinem Zeitalter gemässern zu vertauschen. Die Erlaubnis dazu versteht sich nicht nur, wie gesagt, von selbst schon, sondern Jesus gab sie auch in der That gleich seinem ersten Nachfolger im Lehramte. Verstand er unter den Schlüsseln des Himmelreichs wohl etwas anderes, als sie? Sollten die Worte — was du auf Erden binden wirst u. s. w. — auch weiter etwas sagen, als daß er schon im voraus alles das genehmige, was Petrus nach Zeit und Umständen anders darzuthun, hinzustellen und einzukleiden für

nöthig finden würde? Und — kann eine deutlichere Anweisung sogar dazu verlangt werden, als die, welche Matth. 13. 52. enthalten ist? Wenn nun die Apostel im ersten Jahrdreissig schon von dieser Freiheit wirklich Gebrauch machten, wie vielmehr wird es im zweiten Jahrtausend geschehen dürfen und geschehen müssen! Gott verleihe nur unsern wackern Theologen, welche iezt diese dritte Sichtung des Christenthums betreiben, Muth genug, daß sie sich durch das Feuergeschrei, das man von allen Seiten über sie erheben wird, nicht irre machen lassen!

Ich kann dir nicht sagen, trauter W., wie viel ich mir von dieser dritten Sichtung verspreche. Das erste ist, daß aller Spott des Christenthums ein Ende haben wird. Was war es, das vor der Reformation dem Christenthum so viel Lästerung zuzog? Waren es nicht die eigenmächtigen Zusätze der Priester zu selbigem während eines ganzen und halben Jahrtausends? Sind nicht die mehresten sogenannten Schmähschriften gegen das Christenthum nur Schmähschriften gegen das Pabstthum? Was war es aber, das in neuern Zeiten, da die Wissenschaften so starke Fort-

schritte machten, selbst dem protestantischen Christenthum wieder so viel Vorwürfe zu Wege brachte? Gewiß, die noch vorhandenen Ueberreste des Pabstthums in selbigem waren es nicht allein; es waren vorzüglich iene nationalen und temporellen Lehrvorstellungen und Pflichtforderungen, welche mit dem gegenwärtigen Gedankengange, mit dem Grade unserer Kultur und mit unserer ganzen bürgerlichen Verfassung in offenbarem Widerspruch standen. Las nun diese auf die Seite gelegt werden; wer will dann noch wagen, das Christenthum zu spotten? Nur der, welcher alle Religion verspottet. Nun, dieser spotte immerhin; sein Spott fällt auf ihn selbst zurück.

Die zweite Folge wird sein, daß die traurigen Streitigkeiten unter den Christen selbst aufhören werden. Wie unzählich waren diese von ieher! Mit welcher Bitterkeit und Grausamkeit sogar wurden sie geführt! Was für namenloses Elend richteten sie an! Wie waren sie die beissendste Satire, welche die Christen selbst auf das Christenthum schrieben! Diese liebe Religion, welche eigentlich der Welt Friede bringen und die einzige Scheidewand, welche

sie antraf, abtilgen sollte, hat dazu dienen müssen, ein ganzes Heer von Kontroversen in die Welt einzuführen, und tausend Scheidewände für eine hinzu[illegible]. Entstanden aber diese Kontroversen nicht insgesammt bald unmittelbar, bald mittelbar aus den nationalen und temporellen Ideen des Christenthums? Wer sollte also nicht hoffen, daß, sobald diese von dem Wesentlichen des Christenthums gesichtet sein würden, auch alle Fehden unter den Christen beseitigt sein müßten? Die Christen werden doch alsdann über Sätze und Vorstellungsarten nicht mehr streiten, wenn es erst ausgemacht ist, daß es keine Sätze und Vorstellungsarten für sie mehr sind?

Die dritte Folge wird sein, daß das Christenthum seine göttliche Kraft auch weit vollkommener an den Herzen der Menschen äusern wird. Dieser Gedanke, mein theurer W., erfüllt meine ganze Seele mit Entzücken. Wenn alles das blos nationale und temporelle gesichtet sein wird, dann wird auch all der sistematische Wust wegfallen, mit welchem man itzt noch immer von Jugend auf die Gedächtnisse der Christen beschwerte. Dieser war es, der den Leuten das Christenthum selbst wirklich

verlei-

verleidete. Sie konnten sich nicht durch ihn durcharbeiten und fanden nichts schwerer, als den christlichen Unterricht, der doch so kurz und plan ist und daher es als Volksreligion auch sein muß. Es ward ia warlich fast ein eignes Leben dazu erfordert, alle Sätze desselben recht zu verstehen und zu fassen. Unter der Menge der Ideen verlohren die Leute die eigentlichwesentlichen. Die Lehrer selbst machten ihnen überdis noch oft iene nationalen und temporellen Ideen zu den wichtigsten und leiteten sie dadurch von denen ab, welche den wahren Kern des Christenthums enthalten. So lernten die Christen diese gar nicht schätzen, betrachteten ihre Religion blos als eine spekulatife Wissenschaft, über die man höchstens am Ende der Jugend sein Glaubensbekenntnis abzulegen habe, das man im männlichen Alter getrost wieder vergessen könne, und drangen in das Praktische, welches doch eigentlich das Christenthum ausmacht, gar nicht ein. Erinnere dich doch nur an die Marter, lieber W., welche man uns in der Jugend mit den Artikeln von der Trinität und von Christo anthat! Haben wir nicht über die Erlernung des Unterschiedes der drei Personen in der Gottheit und über alles das Hochgelehrte, was man uns von der Vereinigung

der beiden Naturen in Christo und von seinem dreifachen Amte aufgab, fast Blut geschwitzt — da man es doch dabei hätte gut sein lassen können, wobei es Paulus auch schon einmahl gut sein lies, [illegible] ich dabei, daß wir nur einen Gott, den Vater, hätten, von welchem alles, was da ist, sein Dasein hat, und einen Herrn, Jesum Christum, durch den wir nun die Glücklichen sind, die wir sind —? Sieh, so gieng es aber sonst Allen, und darüber ward des Unterrichts über das Thun vergessen, wodurch das Christenthum uns doch erst zu wahrhaftigglücklichen macht. Waren die iungen Christen nun vollends aus bessern Ständen, wo die Aufklärung auf allen andern Seiten die stärksten Fortschritte gethan hat, so fanden sie eben in dem Nationalen und Temporellen des Christenthums sogar Widerspruch auf Widerspruch mit ihrer Vernunft und mit den übrigen Wissenschaften. Sie liessen also entweder die Sache ganz auf sich beruhen, weil ein eigenes Studium dazu erfordert ward, alle diese Widersprüche mit der Vernunft zu vereinigen; oder ihr Eifer erkaltete gegen das eigentlichwahre des Christenthums, weil es mit so vielen Widersprüchen verwebt war, und so kamen sie um alle Kraft zum Guten und um allen Trost im

Leiden. Dis alles, lieber W., wird sich nun von Grund aus ändern. Früh mit dem Wesentlichen des Christenthums bekannt gemacht und nur zu diesem angeführt, werden die Christen solches auch innig schätzen. Sie werden mehr thun, und so durch mehr thun auch mehr glücklich werden. Die tröstenden evangelischen Wahrheiten werden ihnen ohne allen Volks- und Zeitumhang erst ganz als tröstende Wahrheiten erscheinen und ihrem Geiste ienen Schwung über alle Leiden geben, der den Unsterblichen gebührt.

Dis alles verspreche ich mir von der dritten Sichtung. Sie wird Mittag im Christenthum machen. Weisheit, Tugend und Glückseligkeit werden sich in voller Masse über uns ausbreiten und wir werden die Höhe erreichen, auf welcher Jesus wollte, daß seine Gläubigen nach achtzehen Jahrhunderten stehen sollten. Ich kann dir aber meine Neugierde darauf nicht bergen, wie viel und was alles zur Masse des Nationalen und Temporellen im Christenthum gebracht werden dürfte. Die Zeit mus es lehren. Wir sind beide nur Laien und können freilich dabei nichts entscheiden. Ich will dir aber doch meine Meinung darüber sagen, was ich alles glaube, das zur Sprache kommen müsse.

Zuförderst — Natur und Zweck des Christenthums selbst. Alles, was hier von einem Reiche, es heisse Reich Gottes, oder Reich des Messias, oder Himmelreich, geredet ward, gehört, denk ich, nicht mehr für uns und für unsere Zeiten. Ich halte es für eine blosse Einkleidung der Sache für Juden und gewesene Juden, die ihre Kirche den Himmel nannten, deren Vorfahren unter Theokratie gelebt hatten, die die Wiederherstellung des Throns Davids wünschten, dem Teufel ein Reich über die ganze Erde zuschrieben, größtentheils auch ein tausendiähriges Reich erwarteten u. s. w. Wir leben ia schon unter unsern rechtmässigen Fürsten und Königen, sind in keiner babilonischen Gefangenschaft gewesen, haben keine Teufelsfurcht von daher mitgebracht, sind auch nicht von der pharisäischen Sekte u. s. f. Für uns ist iener Wink Jesu — das Reich Gottes ist inwendig in euch. Ein Wink, den Paulus schon herrlich benutzte, wenn er das Reich Gottes durch Friede und Freude in dem heiligen Geist erklärte. Die Natur des Christenthums ist blos Lehre. Der Zweck desselben ist, daß diese Lehre gottgefällige und rechtschaffene Gesinnungen in uns aufrichte und daß

wir durch diese Gesinnungen glücklich werden. Dis ist dieienige Vorstellung vom Christenthum, welche auf alle Länder und Zeiten passt. Und diese Glückseligkeit sollen wir vom Christenthum nicht erst in der Ewigkeit erwarten. Auch dis war eine Vorstellung nur für die ersten Zeiten, wo die Christen für ihre Religion leiden und sterben musten. Wer verfolgt uns aber iezt des Christenthums wegen? Sonst hies es — ie mehr Christ, desto unglücklicher; iezt heißt es — ie mehr Christ, desto glücklicher. Die Glückseligkeit, welche uns das Christenthum verschaft, ist also eine Glückseligkeit, die hier schon anfängt, hier schon von Zeit zu Zeit immer grösser wird und ebenso in Ewigkeit immer noch grösser werden wird. Wer die Christen in unsern Tagen erst auf den Himmel vertröstet, der hat entweder falsche Asceten-begriffe vom Christenthum, misversteht es und benimmt ihm dadurch die vordere Hälfte seines Werths, oder — er macht sich verdächtig, als wollte er dem Despotismus der höheren Stände freiern Spielraum schaffen. . .

Ferner — die Person des Stifters des Christenthums. Auch hier scheint mir in den Vorstellungen, sowohl von

dem, was Jesus an sich war, als auch davon, was er für uns war, viel zu sichten zu sein. Alle iene Benennungen und Ausdrücke, mit welchen er selbst und seine Freunde die innere erhabene Würde seiner Person bezeichneten, waren wohl nur für ihr Volk und Zeitalter und sollten blos dazu dienen, Menschen, welche für die Schönheit seiner Lehre selbst noch keinen Sinn hatten, zur Annahme derselben auf Glauben zu bewegen. In den Augen der Juden war einmahl ieder Lehrer der Wahrheit ein Gesandter Gottes, ein Mann, in dem der Geist Gottes sei, durch den Gott rede u. s. w. Sollten die Juden also Jesum für einen Lehrer der Wahrheit erkennen, so muste er sich ihnen unter solchen Beschreibungen verkündigen und verkündigen lassen. Waren nun alle vorherige Lehrer der Juden Knechte Gottes genannt worden und sollte Jesus als über sie alle weit erhaben vorgestellt werden: so muste er der Sohn Gottes genannt werden. Er selbst konnte und muste sich so nennen, um sich seiner Nation wichtiger, als alle seine Vorgänger zu machen. Fragen wir, wodurch er dis verdient, so ist es keineswegs die Lehre von der Einheit Gottes, sondern vielmehr die Lehre von blos geistiger Verehrung des einzi-

gen und unsichtbaren Gottes, verbunden mit der Lehre von der Unsterblichkeit des Geistes, deren öffentliche Bekanntmachung ihn sonnenklar über alle vorhergewesene Volkslehrer nicht nur unter seiner Nation, sondern auch unter allen Nationen der Erde, wegsetzt. Statt, daß nun andere vernünftige Menschen diese beiden Lehren gleich für wahr annehmen und an selbigen ihn für den ersten Lehrer erkennen: so gieng bei ienen grobsinnlichen Juden die Sache gerade den umgekehrten Gang und sie musten ihn erst für den ersten Lehrer erkennen, ehe sie diese beiden ihnen wildfremden und erhabensten Lehren für wahr annahmen; d. h. mit andern Worten, er muste ihnen als Gottes Sohn und als der, der aus des Vaters Schosse komme, dem der Vater alles übergeben, der alles, was der Vater hat, auch habe, der mit dem Vater eins sei, in dem man den Vater zugleich sehe u. s. w. vorgestellt werden. War auch ieder Freund des Wahren und Guten in der Sprache der Alten ein Kind Gottes, d. h. ein göttlicher Mensch: so konnte Johannes Jesum mit Recht den eingebornen Sohn Gottes nennen. Dis heisst dann aber doch weiter nichts, als daß er der höchste Freund des Wahren und Guten, der göttlichste und daher

gottgefälligste Mensch, der Liebling Gottes, der Mann, der die vollkommenste Gotteserkenntnis besas und die reineste Gottesverehrung ausübte, gewesen sei. Dis ist dann aber auch völlig zu der Idee genug, welche wir uns ietzt von der innern Würde der Person Jesu, oder von dem, was er an sich war, zu machen haben. Sollte einer seiner Freunde gar so weit gegangen sein, daß er ihn zu Gott selbst gemacht hätte, so wäre dis nicht einmahl eine temporelle Idee, sondern vielmehr auf der Stelle eine enthusiastische Hiperbel gewesen, welcher der bescheidene Jesus selbst mit den Worten — der Vater ist grösser, als ich, — auf keinen Fall die Brücke getreten hat. Und ebenso ists mit der Idee, welche wir uns davon, was er für uns war, zu machen haben. An sich war er der reineste Gotteserkenner und Gottesverehrer, und uns lehrete er diese reineste Gotteserkenntnis und Gottesverehrung. Einer ist euer Lehrer, Jesus — hier haben wir den Begrif von seiner Person, wie er ihn selbst für alle Völker und Zeiten festsetzte. Alle andere Benennungen seiner Bestimmung, als z. E. König, Prophet, Hohepriester, sind nichts weiter, als Einkleidungen dieses Begrifs entweder in sinnliche

Bilder, wie Hirt, Weg, Licht, Weinstock u. s. w., oder in Bilder aus der iüdischen Geschichte, wie Gnadenstuhl, Schechina u. d. m. Dis alles aber können wir getrost auf die Seite legen, so, wie auch alles dasienige, was der Verfasser des Briefs an die Hebräer zur Versinnlichung des Werths Jesu zusammengetragen hat. Wir verstehen dis ia nicht, weil wir keine Juden gewesen sind, sondern müssen erst die iudischen Alterthümer studiren, um es verstehen zu lernen. Sollten wir Jesum unter Bildern kennen lernen, so müsten es wenigstens Bilder sein, die uns gleich deutlich wären. Folglich war iener ganze iudaizirende Unterricht nur national und temporel. Und wozu brauchts überhaupt noch eines Bildes für uns? Versteht es nicht ieder gleich, wenn Jesus der erste und vollkommenste Lehrer genannt wird, und ist dis nicht hinreichend genug, uns von seiner Person eine völligdeutliche Idee zu verschaffen? Auch das Reden vom Messias und vom wahren Messias könnte nun wohl in Gottes Nahmen ein Ende haben. Unsere Vorfaren, die alten Deutschen, haben gar keinen Messias erwartet, und unter tausend gemeinen deutschen Christen versteht noch heut zu Tage kaum einer, was der Ausdruck,

Messias, bedeuten solle. Am Ende wird ja doch auch die ganze Messiasidee wieder vergeistigt; da sie dann auf gutdeutsch ebenfals nichts weiter heisst, als — erster und vollkommenster Lehrer, welches man also doch lieber gleich den Leuten sagen möchte.

Ferner — die Beweise dafür, daß Jesus der erste und vollkommenste Lehrer gewesen sei, oder welches einerlei ist, die Beweise für die Wahrheit des Christenthums. Hier ist mir nun völlig ausgemacht, daß ausser dem Beweise aus dem Christenthum selbst alle andere, welche dafür geführt werden, blos zum Nationalen und Temporellen gehören und schlechterdings für uns nichts mehr beweisen. Der Beweis aus den Weissagungen war für das Volk selbst schon, das ihn zunächst bekam, blosse Akkommodation. Es lässet sich aus der jüdischen Geschichte sonnenklar beweisen, daß im ganzen alten Testament keine eigentliche Weissagung von Jesu anzutreffen sei. Alles, was da geschrieben steht, ward vor Jesu längst erfüllt. Zu seiner Zeit war es nur so Sitte, daß man Stellen aus den alten heiligen Büchern auf den

Messias deutete; so that es Jesus auch und seine Apostel thatens desgleichen. Die Leute wollten's damals so haben. „Hier ward erfüllt, was durch den Propheten gesagt ist“ dafür sprechen wir itzt — das kommt bald ebenso heraus, wie da und da erzählt wird oder geschrieben steht u. s. w. Und wenn dis auch alles nicht wäre, wie können Weissagungen für uns noch etwas beweisen, die uns nicht nur nicht gegeben wurden, sondern deren Erfüllung nun auch bald zweitausend Jahre alt sein soll? Was würden wir sagen, wenn für Muhamed ein solcher Beweis geführt würde? — —

Nicht besser steht es um den Beweis aus den Wundern. Was würdest du sagen, lieber W., wenn dir iemand die Wahrheit einer Behauptung dadurch darthun wollte, daß er ein Kunststück dazu machte, das du nicht machen könntest? Im Alterthum aber ging es so her. Da that ein Mensch etwas, das ihm Tausende nicht nachthun konnten, und sogleich glaubte man ihm alles, was er sagte. Die Lehrer der Wahrheit legten sich deshalb auch in der That auf Erlernung geheimer Wissenschaften; die Lehrer des Irthums aber thaten auch so. Es mus uns doch warlich

gleich die Lust vergehen, den Beweis aus den Wundern für Jesum zu urgiren, da er selbst sagt, daß auch falsche Propheten dergleichen thäten. Soll etwa an diese auch ihrer Wunder wegen geglaubt werden? Und wie sind wir iezt im Stande, über Fakta zu urtheilen, die vor beinahe zweitausend Jahren für Wunder galten? Wie viel andere Dinge galten damals auch noch für Wunder und Zeichen, die wir iezt nicht mehr dafür gelten lassen! Und wer verbürgt uns die Wahrheit der Erzählung iener Wunder in ihrem ganzen Umfange? Die Erzähler selbst doch gewis nicht. Dis waren offenbar selbst wundersüchtige Leute. Zwei von ihnen haben blos nacherzählt, was ihnen erzählt worden ist, und die übrigen haben mehr Zeugnis von ihrer Treuherzigkeit und Liebe zu Jesu, als von ihrer Beurtheilungskraft, abgelegt. Genug, wenn Wunder Beweis sein sollen, so müssen sie wenigstens von dem, der auf sie glauben soll, selbst mit angesehen und beobachtet werden. — —

Dem Beweise aus den ausserordentlichen Schicksalen Jesu geht es ebenso. Wir können über die Wahrheit der Erzählung derselben auf keinen Fall mehr ur-

theilen. Es ist auch bekannt, wie die Vorwelt ausserordentlichen Menschen auch iederzeit ausserordentliche Ereignisse beilegte. So wenig es aber nöthig ist, daß ein Mensch gerade ungewöhnliche Ereignisse haben müsse, wenn sein Sistem unsern Beifall erhalten soll: so wenig folgt auch daraus, wenn er ungewöhnliche Ereignisse hat, daß sein Sistem unsern Beifall verdiene. Alle diese Beweise thaten nur zu ihrer Zeit und unter Leuten ihre Dienste, welche noch nicht an das Denken gewöhnt waren; uns befriedigen sie durchaus nicht mehr. Das Christenthum kann iezt auf keine andere Weise bewiesen werden, als wie iedes andere menschliche Sistem bewiesen wird; d. h. die Wahrheit desselben mus sich selbst beweisen. Dis thut sie dann aber auch in so voller Masse, daß wir aller iener frühern Beweise für sie getrost entbehren können. Und wem die Prüfung des gesamten wesentlichen Inhalts der christlichen Lehre am Probierstein der Vernunft zu weitläuftig ist, oder zu schwer fällt: der kann den Beweis für sie aus ihr selbst noch viel kürzer, und sogar sinnlich, haben. Er nehme den Erdglobus zur Hand und lasse sich darauf die zur Zeit noch glücklichsten Länder zeigen, und dann frage er, was für eine Re-

ligion in selbigen herrsche; so wird allemahl die Antwort sein — die christliche. Dis ist der Beweis, welcher auf die adäquateste Weise nun an die Stelle des Beweises aus den Wundern tritt. Das Christenthum hat selbst Wunder gethan und thut sie noch immer; es mögen also für dasselbe einst Wunder geschehen sein, oder nicht. Und wem auch eine solche Globusuntersuchung noch zu weitläuftig wäre, der sehe den ersten besten wahren Christen an; er betrachte Menschen, die nach Jesu Lehre glauben und leben, so wird er finden, daß diese die glücklichsten Menschen sind. Er mache selbst den Versuch, so zu glauben und zu leben, so wird auch sein Glück anheben, und in derselben Masse, in welcher er vollkommener so glaubt und lebt, wird sein Glück sogar noch wachsen. Dis hat Jesus selbst geweissagt, und die Erfüllung dieser Weissagung, welche ieder an sich selbst erleben kann, ist mehr werth, als der Beweis aus ienen Weissagungen, welche an Jesu erfüllt worden sein sollen.

Dieses Argument für das Christenthum aus dem Christenthum selbst ist dasienige, welches für alle Länder und Zeiten passt, und es hat noch den ganz eigenthümli-

chen Vorzug vor allen andern, daß es mit iedem Jahrhundert noch stringenter wird, statt daß diese, ie älter sie werden, desto mehr ihre beweisende Kraft verliehren. Auch hierzu gab Jesus schon den Wink, wenn er sprach — die Wahrheit wird euch frei machen, oder bildweise — Ich bin das Brod des Lebens — Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank. Den ganzen historischen Theil des Evangeliums kann man sonach auf sich beruhen lassen; wenn er etwas beweisen soll, mus er ohnehin erst bewiesen werden, welches doch gar nicht so leicht ist, wie manche Leute denken. Die eigene Historie iedes Christen selbst kann nun für ihn die Stelle der evangelischen Historie vertreten. Es ist an dem schönen Tode Jesu genug. Zu diesem hat er selbst alles beigetragen; zu ienen Ausserordentlichkeiten aber, die an ihm zu sehen gewesen oder mit ihm vorgegangen sein sollen, — nichts! Durch diesen seinen Tod hat er seiner Lehre selbst das erste Siegel aufgedrückt; sie war es, welche ihm die Kraft gab, so herrlich auszuharren bis ans Ende, und die Religion, welche dis thut, mus wohl die rechte Religion für Menschen sein.

Laß uns nun nach diesem allen die christliche Lehre selbst näher betrachten, lieber W., und auch in ihr das Nationale und Temporelle aufsuchen. Wir wollen bei den Dogmen anfangen. Im Artikel von Gott, glaube ich, müssen wir uns ganz an den Wink halten, welchen uns Jesus damit gab, daß er Gott stets unter dem Bilde Vater hinstellte. Jede Nebenvorstellung, die sich mit diesem Bilde nicht verträgt, sie stehe in den Briefen der Apostel, oder im Evangelienbuche selbst, war unstreitig nur für das erste Zeitalter. Nur für Juden, welche das Bild ihres Jehova von einem orientalischen Despoten abstrahirten, waren die Begriffe von Zorn Gottes, von Strafe Gottes, von Versöhnung mit Gott, von Vergebung bei Gott u. s. w. Jesus selbst unterhielt auch diese Begriffe weit weniger, als seine Apostel, und immer war dabei nur die Absicht, die damahligen rohen und grobsinnlichen Menschen zur Besserung zu bewegen. Dis ist dann also die Hauptsache. Wenn wir schlecht handeln, so misfallen wir Gott; wollen wir Gott wieder wohlgefallen, so müssen wir das begangene Böse wieder gut machen; so, wie wir dis thun, gefallen wir ihm auch wieder ohne alles weitere. Ganz so, wie es mit einem

Vater

Vater ist. Dis ist die eigentliche rein christliche Idee; iene Vorstellungen waren blos Einkleidungen und Versinnlichungen derselben für die Kindheit der christlichen Kirche. Wer recht thut, der ist gerecht. Alles, was im Vortrage der Apostel so wohl bei dieser Lehre, als bei allen andern Lehren, offenbar Bezug auf Judenchristen und Heidenchristen hat, gehört ganz und gar nicht für uns. Was soll also die ganze Opferidee beim Tode Jesu, da wir gar nicht zu opfern gewohnt gewesen sind und es uns mithin gar nicht einfällt, zu zweifeln, ob Gott uns auch verzeihe, wenn wir nicht mehr opfern, daß uns etwa zum Trost gesagt werden müste, daß sich Jesus ein: für allemahl für uns geopfert habe? Jesus selbst hat diese Idee nicht gelehrt; hat sie also Petrus aufgebracht, weil er sie für Judenchristen für nöthig hielt, so können wir sie auch wieder abbringen, da sie für uns geborne Christen gar nicht mehr nöthig ist. Allerdings hat sich Jesus in dem Verstande für das allgemeine Wohl aufgeopfert, in welchem sich noch ieder Märtirer der Wahrheit und Tugend für dasselbe aufopfert; dis ist ia aber etwas ganz anderes und hat mit iener levitischen Vorstellung gar keine Aehnlichkeit. Warum sollen wir diese und

alle andere, welche zum ehemaligen Gottesdienst gehören, immer wieder von neuem aufnehmen und immer wieder fortunterhalten, da uns doch das Christenthum ausdrücklich von allem Gottesdienst frei spricht und uns blos zur Verehrung Gottes, und zwar zur Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit auffordert? Und sind iene levitischen Ideen über Gott und Gottes Verhältnis zu uns nicht insgesammt unter der Würde des höchsten Wesens, wie es uns unsere Vernunft denken lehrt und wie es im Evangelium auch wirklich hingestellt wird? Niemand, sprach Jesus einst, kommt zum Vater, als durch mich. Wo war auch vor ihm Jemand, der Gott als Vater so allgemein bekannt machte? So müssen wir nun aber auch auf diesem Wege Jesu fortgehen und iede aus dem alten Levitismus und Gottesdienstwesen noch rückständige oder auch nur auf gewisse Zeit und unter gewissen Umständen, die nun gar nicht mehr sind, zurückgerufene Idee darum, weil sie sich mit den christlichen Hauptbegrif der Gottheit nicht verträgt, männlich auf die Seite legen.

Solchergestalt fiele dann nun auch im christlichen Unterricht ein besonderer Artikel

von der Erlösung ganz weg. Jesus selbst und seine Apostel haben auch nie ein besonderes Dogma daraus gemacht, sondern sie verstanden unter allen christlichen Dogmen zusammen, oder unter der ganzen christlichen Lehre die Erlösung Jesu. Der Artikel von Gott war die Erlösung von falschen Göttern und von falscher Gottesverehrung; der Artikel von der Providenz die Erlösung vom Teufel; der Artikel von der Heiligung die Erlösung von der Sünde; der Artikel von Unsterblichkeit der Seele die Erlösung vom Tode. Wie kann mitten unter diese Artikel, welche zusammen die Erlösung ausmachen, noch ein ganz eigener Artikel eingeschoben werden, der wieder besonders von der Erlösung handelt? Ja, ich glaube sogar, daß auch der ganzen christlichen Lehre nur damals, als sie in die Welt eingeführt ward, der Beinahme, Erlösung, im eigentlichen Verstande gegeben werden konnte. Alle die, welche vom Judenthum und Heidenthum zum Christenthum übergingen, wurden wirklich erlöset. Jene vom mosaischen Gesetz, diese vom Götzendienst; also beide von ihrem eitlen Wandel nach väterlicher Weise. Wir sind ia aber weder Juden noch Heiden gewesen und haben weder im mosaischen Ge-

sez, noch im Gözendienst, eitel gewandelt; es ist also nichts da gewesen, wovon wir hätten erlöset werden müssen. Wollte man aber von einer Erlösung von Sündenschuld und Strafe auch für uns noch reden: so hört ia ieder gleich, daß dis nur uneigentlich gesprochen sei und daß es weiter nichts heissen könne, als daß wir uns durch die Lehre Jesu abhalten lassen sollen, Sündenschuld und Strafe auf uns zu laden, oder uns schuldig und strafbar zu machen. Ist dis aber etwas anderes, als was vorhin schon gesagt ward, daß der Zweck des Christenthums sei, immer bessere Gesinnungen in uns aufzurichten und uns dadurch immer glücklicher zu machen? Was übrigens von dem Verderben, in welchem alle Menschen sich ursprünglich befänden, gesagt wird, war offenbar ein blos temporeller Saz des Christenthums und ging nur auf Juden und Heiden, welche erst noch Christen werden sollten. Beide befanden sich wirklich in grossem Verderben, und da man damals alle Menschen in Juden und Heiden eintheilte, so waren auch alle Menschen verderbt. Wie kann man aber von uns Christen iezt sagen, daß wir Kinder des Zorns von Natur, d. h. von Hause aus und in unserer ganzen Art Verdorbene

und Strafbare wären? Wie kann man von uns sagen, daß wir alle todt gewesen wären in unsern Sünden u. s. w.? Ich wiederhole noch einmahl — wir sind weder Juden noch Heiden gewesen.

Im Artikel von der Providenz müssen wir uns ebenfalls nur an die deutlichen Aussprüche halten, in welchen Jesus seinem Vater die Alleingewalt über Alles zueignet und uns nur zum Glauben an Gott hinweiset. Alles, was weiter bei ihm und bei den Aposteln von guten und bösen Engeln vorkommt, war blos national und temporel. Eigentliche Belehrung darüber gaben sie alle nicht; noch weniger machten sie selbige zu Gegenständen menschlicher Hofnung oder Furcht. Sie fanden die Begriffe im Nationalglauben und die Wörter in der Nationalsprache; so bedienten sie sich iener, um Vergleichungen davon zu machen, oder um gewissen Beschreibungen mehr Stärke zu geben, und dieser, um andere Dinge damit zu bezeichnen, die nützlich oder schädlich, aber nichts weniger, als Geister, waren. Beispiele hiervon sind fast alle die Stellen, in welchen beide vorkommen, und wo es auch das Ansehen hat, als stände im Teufel oder Satan eine geistige

Substanz da, da sieht man doch bald, daß nur in der damahligen Volkssprache habe gesprochen werden sollen, und daß er so da stehe, daß er von Leuten, die nicht von Jugend auf an die Teufelidee gewöhnt werden, alsbald für ein schimärisches Wesen erkannt werden müsse. Es ist doch auffallend, daß im ganzen Brief an die Römer des Teufels mit keiner Silbe gedacht werde, ob dieser Brief übrigens gleich den ganzen christlichen Unterricht enthält. Das Wort Engel und das Wort Satan kommen iedes nur einmahl darin vor, und von beiden leuchtet es auf der Stelle in die Augen, daß der Begrif eines Geistes mit ihnen nicht verbunden werden dürfe. Kurz, da auch am Ende alles so gestellt ist, daß der Teufel durch Jesum seine Gewalt verlohren haben solle: so sieht man ia offenbar, daß das Christenthum keineswegs die Teufelidee als eine Glaubensidee habe bevestigen, sondern sie vielmehr nach und nach aus der Reihe der Glaubensideen habe ausstreichen sollen. Für den Juden, dessen ganze Seele einmahl mit Vorstellungen von der Macht des Teufels angefüllt war, war es genug, daß er hörte, diese Macht sei nun zerstört; der Christ iezt mus weiter gehen und sich durch sein Evangelium überzeugen, daß

dergleichen Teufelsmacht nie existirt habe; denn entweder ist dis wahr, oder das ist nicht wahr, was Jesus von der göttlichen Providenz gelehrt hat. Sein Unterricht über Gottes Weltregierung ist zu bestimmt und deutlich, als daß sich der Glaube an mit- oder gar entgegenwirkende Mittelgeister, an unsichtbare Helfershelfer oder Schadenstifter im geringsten damit vertragen sollte. Auch hat uns in neuern Zeiten das Studium der Natur und des menschlichen Herzens belehrt, daß alles um und in uns natürlich zugehe. Alles das, was man vor Jahrtausenden nicht anders, als durch gute und böse Geister, erklären konnte, können wir iezt recht gut ohne sie erklären, und sie sind dadurch wahre Supernumerarien in der irdischen Schöpfung und völlig entbehrlich geworden. „Mein Vater wirkt bisher — die Erde bringt von selbst hervor — ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache — aus dem Herzen kommen arge Gedanken — wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über, — ein ieglicher guter Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens Gutes hervor, ein böser Böses aus seinem bösen Herzensschatze.“ — — Sieh, hier, lieber W., sind Sätze, wie sie die aufgeklär-

teste Philosophie ietzt nur hinstellen kann! Dis, dis sind dann aber auch nur die Belehrungen für alle Völker und Zeiten; die entgegengesetzten waren blos national und temporel.

Im Artikel vom ewigen Leben ist der allgemeine christliche Unterricht der, daß der Mensch im Tode fortdaure und daß sein Zustand alsdann so sein werde, wie er ihn hier verdient und sich bereitet hat. Die sogenannte Auferstehung war eine blosse Versinnlichung der Lehre von Unsterblichkeit des Geistes, welche die damaligen rohen und ungeistigen Menschen noch nicht fassen konnten. Ein Todter liegt da; todtsein, und da liegen sind also verbundene Begriffe. Ebenso sind nun auch wieder aufstehen und wieder leben verbundene Begriffe. Wenn man also einem blos sinnlichen Menschen begreiflich machen will, daß der Todte doch fortlebe: so mus man ihm sagen, daß er wieder auferstehe. Und weil er doch nicht gleich sieht, daß dis geschehe, vielmehr, da er sieht, daß die Todten begraben werden: so mus man ihn auf eine künftige allgemeine Auferstehung zu einer von Gott bestimmten Zeit verweisen. Bei den Juden kam nun noch dazu, daß die

von der pharisäischen Sekte wirklich schon an eine Auferstehung des Fleisches glaubten und solche am jüngsten Tage erwarteten. Es war also sehr natürlich, daß Jesus und seine Apostel sich dieser sinnlichen Einkleidung der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele um so eher bedienten, je mehr sie solche schon unter ihren Zeitgenossen antrafen. Paulus aber sprach doch schon, statt von der Auferstehung des groben Fleisches zu reden, von einem verklärten Leibe, und Jesus ging schon noch weiter, wenn er versicherte, daß, wer an ihn glaube, leben werde, und wenn er auch stürbe. Dis ist die eigentliche Sache — Fortleben im Tode. Dieses lehrt das Christenthum, und zwar zuerst öffentlich allen Menschen ohne Unterschied, folglich verstehen wir nun auch, was es heisse, daß Jesus es sei, der die Todten auferwecken werde. Dieser Wink Jesu mus uns unaussprechlich freuen, weil sonst die buchstäblich erklärte Lehre von der Auferstehung der Todten das Christenthum in die grössesten Widersprüche verwickelt. Sollte aber Paulus hie und da das Ansehen haben, als wäre ihm diese doch etwas mehr, als nationale Lehrform gewesen: so müssen wir uns erinnern, daß er uns selbst gesagt, daß

er ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn gewesen sei. Es gieng ihm also vermuthlich mit der Lehre von der Auferstehung des Fleisches, wie es Luthern mit der Lehre von der Gewalt des Teufels ging, die er auch als Augustinermönch zu fest eingesogen hatte. Dis alles vorausgesetzt, wird auch die Idee des Weltgerichts sofort zu einer blos nationalen und temporellen Idee. Unstreitig lag sie auch schon im Pharisäismus; auch muste, wenn einmal eine allgemeine Auferstehung der Todten an einem gewissen Tage geglaubt ward, ein solcher feierlicher Akt sehr natürlich hinzugedacht werden. Es kam dazu, daß Jesus die Aufhebung des Judenthums als ein solches Gericht über die Welt vorgestellt hatte, mit welchem dann offenbar, selbst von den Aposteln, das eigentliche sogenannte Weltgericht verwechselt ward. Inzwischen liegt doch schon viel in dem Wink des Paulus — wenn wir uns selbst richten, so werden wir nicht gerichtet. Daß Jesus aber als Weltrichter hingestellt wird, sagt eigentlich, daß, weil das Christenthum uns den einzigen Weg zur Glückseligkeit zeigt, es also bei der künftigen Glückseligkeit darauf ankommen werde, ob man den Weg, welchen das Christenthum dazu zeigt,

gegangen oder nicht gegangen, mehr oder weniger gegangen sei. Himmel und Hölle endlich, und die Beschreibungen beider sind zu national, als daß man sie nicht auf den ersten Anblick gleich dafür erkennen sollte. Wer kennt nicht die alten Judenvorstellungen von Abrahams Schos und vom Paradise, vom Teufel und von der Gehenna? Konnte Jesus einen glücklichern Weg bei dem damahligen grossen Haufen einschlagen, als wenn er, das Glück und Elend iener Welt anzudeuten, sich dieser Bilder, welche schon Volksbilder waren, bediente? Wenn am Ende nur bewirkt ward, daß sie die Sache glaubten; vorstellen mochten sie sich selbige, wie sie wollten! Und können wir uns auch nur einbilden, daß Jesus, wenn er Seligkeit und Unseligkeit nicht so sinnlich beschrieben hätte, den geringsten Eindruck damit auf seine Zeitgenossen gemacht haben würde? Wenn er z. E. von höherer Erkenntnis der Wahrheit und von höherer Kraft zum Guten gesprochen hätte, die dort weisen und guten Menschen zu Theile werden würden: so würde man ihm auf der Stelle den Rücken zugekehrt haben. Etwas rechts zu schmausen muste es in iener Welt geben; dabei war der Jude gern, das verstand er. Muste sich nicht Je-

sus deshalb dazu hergeben, seine Lehre Brod des Lebens zu nennen und seine Nation aufzufordern, daß sie ihn essen sollten, um ewig zu leben? Muste er nicht die Aufrichtung des Christenthums mit Gastmahlen und Hochzeiten vergleichen? Ebenso — hätte er diesen grobsinnlichen Menschen von Scham, Reue und Gewissensbissen in iener Welt vorgesprochen, so würden sie, die dergleichen nicht zu fühlen pflegten, darin keinen Abmahnungsgrund vom Laster gefunden haben. Körperliche Pein nur, Hunger und Durst, ewiges Feuer, Wurmstich und Feuerofen musten es sein, die ihnen gedrohet wurden, wenn die ganze Lehre von künftiger Fortdauer sie schrecken sollte. Mit der Auferstehung des groben Fleisches konnte dis auch gar wohl bestehen. Es ist merkwürdig, daß Jesus gerade da, als er einst vom Feuerofen, Heulen und Zähnklappen gesprochen, die Frage aufwarf — habt ihr diese Bilder verstanden? und als er Ja zur Antwort bekam, iene schon erwähnte Aeuserung that: So mus man es als Religionslehrer unter diesem Schlage von Leuten machen; man mus wie ein Hausvater sein, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt. Ich sollte, wie gesagt, meinen, dis

wåre Winks genug zur Sichtung des blos nationalen und temporellen bei den Dogmen des Christenthums.

Der moralische Unterricht, welchen die christliche Lehre giebt, ist noch übrig, lieber W., wenn von dieser Sichtung die Rede ist. Frühzeitig gestand man schon zu, daß vieles moralische in den Reden Jesu blos die Apostel, und in den Briefen der Apostel blos die ersten Christen angehe. Man behalf sich aber bis iezt lieber noch mit gekünstelten und erzwungenen Erklärungen, um die ganze christliche Moral zu einer Moral für alle Völker und Zeiten zu machen. Bei den Dogmen kam Alles darauf an, daß man ehemalige Judenchristen und Heidenchristen von uns Christen iezt gehörig unterscheide, und bei der Moral würde die Hauptsache sein, daß man Leute, welche in den ersten Zeiten bestimmt waren, für die Religion zu leiden, nicht mit Menschen vergleiche, die iezt in völlig eingerichteter bürgerlicher Gesellschaft beisammen leben. Daraus wird folgen, daß wir iezt uns gegen Unrecht und Gewalt vertheidigen, die Güter dieser Welt nicht verachten, das himmlische Leben durch Verlust des irdischen nicht erkaufen dürfen u. s. w. Doch, ich breche hier ab,

um Dir zur andern Zeit über diese gewis höchst-nöthige Sichtung des Nationalen und Temporellen in der christlichen Moral meine Meinung ausführlicher zu sagen. Was hilft es alles, daß man nach, wie vor, von Christen fordert, was sie nun einmahl nicht leisten können und nicht leisten dürfen, wenn bürgerliche Gesellschaft, Recht und Ordnung, Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Familienwohlstand und Heil der Nachkommenschaft bestehen sollen? — Zeigst du etwa diesen Brief dem alten Hauptpastor F., so sag ihm wenigstens vorher, daß er gewis es nicht besser mit dem Christenthum meinen und nicht mehr Hochachtung für den Stifter desselben haben könne, als ich.

XX.

Uber auswärtige Rechtssprüche.

An Herrn U. zu A.

Sie bezeigen eine grosse Vorliebe für solche Staatsverfassungen, lieber U., in welchen es sowohl den Richtern frei steht, Auswärtige an ihrer Statt erkennen zu lassen, als wo auch ieder Bürger, sobald er will, auf auswärtiges Erkenntnis provociren darf. Sie glauben, daß Richter und Partheien hierbei am sichersten gehen, und daß vorzüglich der gute Bürger dadurch gegen ieden Eingrif der Reichern, Vornehmern und Mächtigern in sein Recht am geschütztesten sei. Ich habe diese und ähnliche Gedanken schon öfter gelesen, bin aber iederzeit auf dieselben Bedenklichkeiten gestossen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen solche mittheile. Die Sache betrift in der That einen sehr wichtigen Ge-

genstand im Fache deutscher Justiz und verdient also von allen Seiten betrachtet zu werden. — —

Was iedem gleich in die Augen fallen mus, ist dieses, daß, wenn es sogar der Willkür des Richters überlassen ist, ob er selbst erkennen, oder Andere an seiner Statt erkennen lassen wolle, nichts leichter sei, als — Richter zu sein. Es kann sich also auch der iuristische Ignorant um ein Richteramt getrost bewerben; was er nicht gelernt hat, das haben Andere gelernt, und er kann sich ihrer bedienen, ohne daß ihn iemand deshalb Ignorant nennen darf, denn er ist privilegirt dazu. Dem theologischen Ignoranten wird es in seiner Art nicht so gut geboten. Dieser, wenn er auch Predigten ausschreibt, darf es doch nicht sagen, daß er dies thue, und verliert, sobald es herauskommt, alle Achtung; iener aber pflügt öffentlich, vor seinem Landesherrn und vor allem Volke, mit fremdem Kalbe und bleibt in seinem Ansehen nach, wie vor. Ebenso kann dann auch der unthätigste, Amtsverdrossenste und Vergnügenssüchtigste Richter sein Amt vernachlässigen, wie er will und dabei doch den Anstrich haben, als wenn er es auf das sorgfältigste verwaltete.

So

Sobald es ihm seiner Meinung nach zu viel Zeit rauben würde, die Akten gehörig zu studiren, um den Rechten gemäs darüber urtheilen zu können, versendet er acta ad exteros und geht, während daß exteri sich bei Studirung der Akten die Nägel von den Fingern abnagen, auf die Schnepfeniagd, oder fährt Schlitten, oder spielt Whist u. s. w. In der That ein gar gemächliches Substitutenwesen, ohne daß man erst nöthig hat, sich pro emerito erklären zu lassen, oder das morbus et iter excusant hervorzusuchen! Das Seltsamste bei der Sache ist, daß ein solcher ignorantischer oder träger Richter an allen Ecken und Enden durch ganz Deutschland seine Substituten haben und in einer Entfernung von funfzig Meilen und drüber einen Andern sein Amt verwalten lassen kann, ohne daß dieser erst nöthig hat, selbst an Ort und Stelle zu kommen. Er, den doch sein Landesherr erst vociren muste, vocirt seinen Substituten selbst, und vocirt dazu bald diesen bald ienen, und wen er will. Wer fragt hier nicht, ob nicht ein Fürst, der erst mit Weisheit und Vorsicht bei der Wahl der Richter im Lande zu Werke geht, offenbar wider seinen väterlichen Zweck dabei handle, wenn er hernach diesen Richtern die Erlaubnis gibt, an ihrer

Statt auswärts über den Unterthan Recht sprechen zu lassen? Kennt er denn diese Männer im Auslande? Würde er wohl iedem derselben ohne Unterschied ein Richteramt im Lande anvertrauen, sobald ihm solcher vorgeschlagen würde, ohne ihn erst näher zu prüfen? Wird nicht aber der fremde Rechtsgelehrte in dem individuellen Falle, über welchen sein Spruch eingeholt wird, wirklich zum Richter im Lande eingesetzt? Und — ist es mit der Landeshoheit des Fürsten vereinbar, daß ein Mann in seinen Staaten ein Urtheil spreche, den er nicht nur nicht selbst zum Richter angestellt hat, sondern der ihm auch gar nicht weiter verantwortlich ist?

Solchergestalt sollte es dann wohl keinem Richter erlaubt sein, aus sich selbst zu beschliessen, auswärtiges Urtheil einzuholen. An wen hält sich ein Fürst, wenn dergleichen Urtheil offenbar einseitig, schief und ungerecht ist? Und wie will er den Unterthan entschädigen, dessen Rechte dadurch gekränkt werden? Ein Richter ist dazu da, daß er das Urtheil spreche, wie der Kopist dazu da ist, daß er Abschrift vom Urtheil fertige. Der Staat besoldet ihn dafür. Soll sichs der Unterthan einmahl gefallen lassen, von Fremden gerichtet

zu werden: so kann auch ein blosser Schreiber Burgermeister, Amtsrath und Regierungspräsident sein. Um Akten zu verschicken braucht man nicht Jura zu studiren; man darf nur heften und packen lernen. Wäre ich Fürst, so müste ieder Richter in meinem Lande das erste Urtheil wenigstens selbst fällen; gesetzt auch, daß ich den Unterthanen nachliesse, im Fall daß sie nicht zufrieden damit wären, das zweite auswärtsher kommen zu lassen. Zeig, würde ich sagen, daß du ein Mann von Kopf seist und das Deinige gelernt habest — du beschimpfest mich, wenn du aus dir selbst Akten versendest; hätte ich das gewollt, so hätte ich meinen Reutknecht an deiner Statt zum Amtsrath und zum Bürgermeister machen können. Wollte man sagen, daß ein Richter sich nicht unpartheiischer zeigen könne, als wenn er Auswärtige richten lässet: so ist dis weder mehr, noch weniger, als Nichts gesagt. Erscheint er dabei nicht gleichsam als ein Mann, der sich selbst keine Unpartheilichkeit zutrauet? Ists nicht, als wenn er sich selbst perhorrescirte? Verdient der Mann, welcher dis thut, ferner noch, Richter zu sein? Wenn er kein Zutrauen mehr zu sich selbst hat, wie soll es das Volk, wie soll es sein Fürst noch zu ihm haben? Der Fall wäre

freilich möglich, daß sich der Richter fürchtete, selbst zu urtheilen; allein ein Richter soll sich nicht fürchten. Könnte und dürfte ihn die Parthei, welcher er Unrecht zuerkennt, weil er es ihr zuerkennen mus, deshalb verfolgen: so mus er dis unter die Leiden des Standes rechnen, welche ieder Bürger hat. Sonst sollte ich denken, daß kein grösserer Lohn für einen Richter sei, als der, wenn das erste Urtheil, welches er selbst gefällt hat, im Fall, daß man sich nicht dabei beruhigen will, durch ein zweites fremdes bestätigt wird.

Man kann noch mehr Gründe angeben, lieber U., warum kein Richter aus sich selbst Aktenversendung zu auswärtigem Urtheilsspruch beschliessen dürfen sollte. Die Gerechtigkeit mus, wie die Barmherzigkeit, ungesäumt sein. Welcher gute Mensch ist gern lange in einen Rechtshandel verwickelt und wünscht nicht, daß er ausgemacht werde? Die Versendung der Akten aber zum auswärtigen Urthelsspruch, wenn sie der Richter aus sich bestimmt, ist eine wahre Verschleifung der Sache. Je entferntere Urthelsverfasser er dann wählt, desto länger ist die Reise der Akten hin und her. Ja, er hat es sogar in

seiner Gewalt, den Auswärtigen bemerklich zu machen, daß es mit Einsendung des Urtheils keine Eile habe. — Zur Verschleifung der Sache kommt noch die Vertheurung der Sache. Ein Rechtsspruch sollte eigentlich gar kein Geld kosten; denn wer Unrecht bekömmt, der ist dadurch schon gestraft genug, und wem das Recht gehört, der mus es nicht erst noch auslösen sollen. Auf ieden Fall aber kostet ein auswärtiges Urtheil ungleich mehr, als ein einheimisches. Wie kommen die Partheien dazu, daß man sie ohne ihr Verlangen in grössere Kosten setzt? Kann nicht auch der Richter die Akten auf eine Universität schicken, auf welche er will? Wenn er nun eine sehr entfernte wählt, welche Kosten macht da noch obendrein das Postgeld, oder gar das Bothenlohn! Nicht zu vergessen, daß die Fakultisten sich ietzt nicht selten nach dem Holzpreise richten und für ein Urtheil viermahl so viel nehmen, als man vor funfzig Jahren dafür nahm. Wie kann ein guter Fürst dazu schweigen, daß seine Räthe und Richter seine Unterthanen so ganz nach ihrem Gefallen arm machen dürfen? Und dennoch gibt es kleine deutsche Staaten, wo die Gerichte fast ieder Bagatelle wegen auswärtiges Urtheil einholen. Lieber U., ich wollte Ihnen

gleich zehen Beispiele für eins hernennen, daß man eines Gegenstandes wegen, der nicht fünf Thaler betrug, fremde Urtheile, die zehen und zwanzig Thaler kosteten, herbei brachte. Mus dis nicht für wahre Richterschröpferei und für halben Justiznord erklärt werden? Und wie mag da dem Armen zu Muthe sein, wenn er es mit einem Reichen zu thun bekommt, der sich aus einigen Luidoren nichts macht? Aus Furcht, daß er auch das Wams verliehren möchte, lässet er sich lieber gutwillig von ihm den Rock nehmen, so bald er weis, daß er des Rocks wegen vor einem Richter klagen müste, der Alles gleich auf auswärtiges Urtheil stellt.

Etwas anderes ist es, ob es den Unterthanen zu erlauben sei, fremde Sentenz zu begehren. Wenn von der ersten die Rede ist, glaube ich es ebenso wenig, als der Richter diese aus sich belieben sollte. Das erste Urtheil mus der Richter im Lande sprechen und er mus weder sich selbst, noch der Unterthan ihn davon entbinden können. Ein Staat, der dem Bürger verstattet, sogleich auf auswärtiges Urtheil zu provociren und solchergestalt seine eigenen angesetzten Richter förmlich zu übergehen, be=

nimmt diesen selbst ihr Ansehen und macht sie in den Augen des Volks verdächtig. Es ist, als wenn er spräche — meine Diener taugen nichts; suchet Recht und Trost in der Fremde. Begnügt sich aber der Bürger bei der gefällten Sentenz seines Richters nicht und wird ihm verstattet, eine zweite von Auswärtigen zu verlangen; so glaube ich, daß er eine in den Gesetzen festgesetzte Strafsumme auf den Fall, daß das einheimische Urtheil bestätigt würde, deponiren und daß der Fürst selbst den Ort bestimmen müßte, wohin die Streitsache zum zweiten Spruche zu versenden sei. Durch jenes wird das Ansehen der Richter im Lande gerettet und der Streitsucht engere Grenze gesetzt; durch dieses wird dem Bürger der Vortheil, welchen er bei Versendung der Akten zu erhalten hoft, erst wirklich gesichert und die Ehre des Fürsten selbst, der sich das Recht, die Richter für seine Unterthanen allein und selbst zu bestallen, nicht beschränken lassen darf, behauptet.

Ueberhaupt sichert der Staat seinen Bürgern durch Vergünstigung auswärtiger Urtheile die vollkommenste Justitzpflege gar nicht so, wie es auf den ersten Blick das Ansehen hat.

Immerwährende Aufsicht des Fürsten über seine Richter und exemplarische Bestrafung jedes derselben, welcher offenbar partheiisch und ungerecht Bescheid gegeben hat, ist ein weit zweckmässigeres Mittel dazu. Auch ist es in der That zu bewundern, daß in unserem kameralistischen Zeitalter, wo man auf alle mögliche Mittel denkt, das Geld im Lande zu behalten, die Befugnis der Unterthanen, sich Recht aus dem Auslande zu verschreiben, nicht wenigstens weit mehr eingeschränkt werde. Man verbietet auswärtige Fabrikate aller Art ins Land zu bringen, sobald das Land selbst ähnliche Fabriken hat, und erklärt sie von Stund an für Kontrebande; auswärts fabricirte Urtheile aber lässet man einführen, da es doch im Lande selbst Männer in Menge giebt, die auch Urtheile fabriciren können. Nur in solchen Fällen höchstens, wo die auswärtige Waare ungleich besser ist, macht man eine Ausnahme. Man handelt also entweder sehr inkonsequent, indem man gerade eine der unnöthigsten Geldexportationen zulässet; oder man erklärt dadurch stillschweigends die inländischen Urtheile für ungleich schlechtere Waare, als die ausländischen. Gering und unbedeutend ist aber die Summe in der That nicht, welche

aus vielen deutschen Staaten jährlich für Rechtssprüche ins Ausland geht. In einem gewissen Fürstenthum ward unlängst ein Ueberschlag derselben gemacht; da sich dann ergab, daß in einem Zeitraume von vier Jahren an zehntausend Thaler solchergestalt in die Fremde geschickt worden waren.

Noch ist ein erheblicher Umstand zu erwähnen, der die Vergünstigung auswärtiger Urtheile in der That sehr widerräth. Wie, wenn zwei völlig widersprechende fremde Sentenzen auf einander folgen? Daß dis geschehen könne, ist schon daraus zu vermuthen, weil iede derselben von andern Männern gesprochen wird. Publicirt nun aber alsdann nicht der Richter im Lande beide als die seinigen und im Namen des Landesherrn? Kann damit die richterliche Ehre bestehen, daß er heute so, morgen anders, richtet? Wollte man dagegen einwenden, daß zwei solche einander widersprechende auswärtige Urtheile nicht anders erfolgen könnten, als wenn bei weiterer Ausführung der Sache zu den Akten etwas Neues hinzugekommen wäre, und daß alsdann der inländische Richter sein erstes Urtheil, wenn er es selbst gefällt, ebenfals hätte abändern müssen: so behaupte ich aus Erfahrung das

Gegentheil und kann es auf Verlangen mit Thatsachen belegen. *)

Lassen Sie uns noch erwägen, lieber U., ob der Bürger, wenn ihm auch erlaubt wäre, vom Anfang bis zu Ende auswärtige Urtheile und lauter auswärtige Urtheile zu fordern, auch wohl klug davon thun, wenn er sich dieser Freiheit bedient. Daß er größern Kostenaufwand daran habe, will ich nicht einmahl wieder in in Erwähnung bringen; sondern ich frage gleich zuförderst — warum lässet er sich nicht vom Richter im Lande Urtheil sprechen? Geschieht es nicht darum, weil er kein Zutrauen zu ihm hat? Wer sind denn nun aber die Auswärtigen, zu welchen er Zutrauen hat? Er kennt sie ja nicht einmahl dem Nahmen nach, geschweige, daß er wissen sollte, ob sie mehr Männer von Kopf und

*) Das ist völlig wahr. Noch ganz neuerlich sententiirte die Juristenfakultät zu E. gerade die Kontradiktorie vom erstern Urtheil, das die Juristenfakultät zu G. gefällt hatte, ohne daß im geringsten etwas neues ad acta gekommen war. Waren hier Menschlichkeiten vorgegangen, oder sind die Grundsätze des deutschen Rechts so unbestimmt, daß man in einer und derselben Sache Ja und Nein sententiiren kann? Genug, die Landesregierung zu — hat beide Urtheile als die ihrigen publicirt und sich solchergestalt förmlich selbst widersprochen. A. d. H.

Herz sind, als der Richter im Lande. Darf er denn bestimmen, wohin die Akten zum Beschluß gesendet werden sollen? Erfährt er auch nur, ehe sie zurückkommen, wohin sie versendet wurden? Dis müste doch schlechterdings sein, wenn ihm, der ein vernünftiger Mann sein will, sein grösseres Zutrauen zu Auswärtigen nicht zu einer leeren Grille angerechnet werden soll. So aber ist alles, was er höchstens thun darf, dis, daß er einige Fakultäten verbittet. Warum thut er dis wieder? Doch auch wohl nur darum, weil er kein Zutrauen zu ihnen hegt. Gibt er nun nicht dadurch zu verstehen, daß man sich nicht auf alle Auswärtige ohne Unterschied verlassen könne? Dennoch darf er nur eine kleine bestimmte Zahl von Auswärtigen verbitten; ist denn die grössere Menge derer, welche alsdann noch übrig bleiben, von der Beschaffenheit, daß er Zutrauen zu ihnen allen haben könne? Gesetzt nun, daß noch einige darunter sind, zu denen er, wenn er sie kennte, noch weit weniger Zutrauen haben würde, als zu seinem inländischen Richter, können es nicht gerade diese sein, welche zu seinen Richtern bestimmt werden? In der That, dann hat er sich wohl versorgt.

Eigentlich weis es nur der versendende Richter, oder wenn es ein ganzes Kollegium ist, der Vorsitzende desselben, wohin die Akten zu auswärtigem Rechtsspruch versendet werden. Hat nun iemand zum inländischen Richter, als Richter, kein Zutrauen, wie kann er zu ihm, als Versender, Zutrauen haben? Kann er etwa als dieser gar nicht partheiisch und ungerecht gegen ihn handeln? Ist nicht das geringste, was er ihm zum Schaden thun kann, dis, daß er die Urthelsfrage gleich gegen ihn einrichtet, oder daß er die Sache dahin schickt, wo dieser Feinde hat? Kann er nicht mit der Gegenparthei durchstechen und sich von ihr den Ort bestimmen lassen, wohin sie die Akten versendet zu sehen wünscht, oder ihr den Versendungsort entdecken, damit sie ieden möglichen Versuch machen könne, eine Sentenz für sich zu erhalten? Kann er nicht, wenn er ihn einmahl drücken will, durch einen Nebenbrief dieses bewirken? Ist denn etwa dergleichen noch gar nicht geschehen — noch gar nicht an den Tag gekommen? Ein Richter darf ia nur fleissig Urtheile von einem und demselben Orte einholen; so ist es hier und da, weil die Zeiten schlecht sind, schon genug, um es mit einem Manne, der uns so

schönes Geld zuwendet, sobald man merkt, wie er gesprochen haben will, nicht zu verderben. Und an wie vielen Orten haben Richter alte Bekannte, Schulkameraden, Universitätsfreunde, verborgene Schwäger u. s. w., die in Fakultäten sitzen und vieleicht in ihren angestimmten Ton bald freundbrüderlich einstimmen! Ich habe sogar einmahl einen Richter sagen hören — wenn ihr dreissig Thaler daran wenden wollet, so will ich die Akten nach — schicken, und euch vorher das Urtheil zeigen, wie es wörtlich zurückkommen soll. Ich darf nicht hinzusetzen, lieber U., daß mit dieser Erzählung die Achtung, welche ich für alle rechtschaffener denkende Fakultisten hege, recht wohl bestehen könne: ich habe mich aber nach der Zeit erkundigt und vernommen, daß iener Richter völlig Wahrheit gesprochen hatte. Alles dieses nun zusammengenommen, was gewinnt der Bürger dabei, wenn er von der Erlaubnis, welche ihm der Staat gibt, auf auswärtiges Urtheil zu provociren, Gebrauch macht? Ist er nicht, auf das gelindeste gesprochen, einem Menschen gleich, der in einen Glückstopf greift? Kann der partheiische inländische Richter nun nicht eben so partheiisch handeln? Kann er es nicht sogar nun mit An-

stand und unter dem Scheine der gewissenhaftesten Unpartheilichkeit thun?

Und dann — wie gehts oft bey Abfassung der auswärtigen Urtheile her? Wenn der Sachen mehrere sind, so theilen sie die Mitglieder der urtheilenden Gesellschaft unter sich. Jede Sache hat ihren Referenten an die Gesellschaft. Dieser kann bald aus Ignoranz, bald aus Nachlässigkeit, bald aus Vorsatz weniger referiren, und so wird das gesellschaftliche Urtheil auf seine verstümmelte Relation gebauet. Was hilft es also doch, zu sagen, daß eine ganze Gesellschaft von Richtern das Urtheil spreche? Im Grunde ist wirklich nur ein Richter, und es ist mit den Sentenzen der Juristenfakultäten nicht viel anders, als mit den Sentenzen der gelehrten Zeitungen. Hier ist nur ein Recensent und dort nur ein Referent. Dessen ungeachtet spricht man — diese oder iene Fakultät hat so oder so über die Sache geurtheilt, wie man zu sagen pflegt — diese oder iene Bibliothek hat so oder so über das Buch geurtheilt. Zuweilen soll sogar der Fall sein, daß der Erste in der Fakultät ohne Zuziehung der übrigen das Urtheil macht, das Geld dafür allein verdient und das Fakul-

tätssiegel getrost darunter drückt. Wenigstens hat eine gewisse Juristenfakultät unlängst, als sie über ein unter ihrer Firma erlassenes Urtheil von dem Manne, welchem dadurch Unrecht geschah, öffentlich zur Rede gestellt ward, sich dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß sie die Schuld auf den verstorbenen Dekan geschoben, der es allein verfertigt habe, und vor seinem Tode selten mehr nüchtern geworden sei. . .

Einige auswärtige Urtheilsverfasser gehen ja wohl gar so weit, daß sie sich zu keiner weitern Rechtfertigung ihrer Urtheile, als in den Rationen ein- für allemahl enthalten ist, verstehen wollen. Ein wahrer Fakultistendespotismus, durch welchen sie sich für den obersten Richter in Deutschland erklären, von welchem keine Apellation weiter Statt findet! Welcher freie deutsche Mann wollte, wenn er so etwas höret oder lieset, ferner auswärtiges Urtheil verlangen? So lässet er sich doch lieber von dem Richter im Lande richten, der ihm endlich, wenn er ihm offenbar Unrecht thut, vor ihrem beiderseitigen Landesherrn deshalb zur Rede stehen mus. Ist es Ihnen denn entfallen, lieber U., wie der alte Fakultist W. zu H. darauf schimpfte, als die

dasigen Juristen über ein gefälltes überstrenges Urtheil, das sogar einen Kriminalfall betraf, in einer beliebten Wochenschrift auf das höflichste um weitere Auskunft ersucht wurden? Ich empfinde den Eindruck in diesem Augenblick von neuem, welchen es damals auf mich machte, als er öffentlich geradezu erklärte, daß keine Fakultät über ein gefälltes Urtheil sich weiter zu verantworten verbunden sei und Zeit habe; daß es iedem, der sich durch ein Urtheil gekränkt glaubt, frei stehe, dagegen zu leutern und ein zweites anderswoher zu fordern, d. h. mit schweren Kosten zu bezahlen; daß am Ende, wenn sämtliche Urtheile, die er fordern darf, seiner Meinung nach ihm nicht genug thun, weiter kein Rath für ihn sei und daß ieder, wem diese deutsche unabänderliche Verfassung nicht anstehe, aus Deutschland hinwandern könne, wohin er wolle. Was meinen Sie zu dieser Sprache? Wer gab den Fakultisten das Recht, die einzigen Menschen in ganz Deutschland zu sein, welche nicht erscheinen dürfen, wenn sie vor den höchsten Richterstuhl der Publicität gefordert werden? Ja, ich kenne eine Fakultät, welche noch weiter ging, und sogar von ihrem Landesherrn begehrte, daß er sie, da sie mit ihrem gefällten Urtheil öffentlich zur Schau

ausgestellt ward, vertreten und von der Obrigkeit des deutschen Bürgers, der sie zur Schau ausgestellt hatte, Bestrafung desselben fordern möchte; es ward ihr aber die weise Antwort, daß sie, wenn sie einmahl gesprochen hätte, ihre Worte auch, wie ieder andere Sprecher, entweder zu behaupten wissen, oder zurücknehmen müsse.

Es ist noch ein Hauptumstand übrig, lieber U., der auswärtigen Urtheilen oft, und zwar gerade in solchen Fällen, wo am meisten auf sie gebauet wird, allen Werth benimmt. Allerdings soll vor dem Richter, wie vor Gott, kein Ansehen der Person gelten; allein dis mus doch sehr behutsam ausgelegt werden. Es kann wohl weiter nichts heissen, als daß dem Armen so gut das Recht gehöre, wie dem Reichen, und dem Niedrigen, wie dem Höhern, nnd daß sich der Richter durch Heucheley und Verstellung nicht irre führen lassen solle. Umstände aber, die oft die Sache allein machen, individuelle Lagen, Zeit und Ort gelten warlich vor Gott und müssen also auch vor dem weltlichen Richter gelten. Wenn dieser nun aber ein Auswärtiger ist, wie kann er sie wissen? Aus den Akten müste er sie ersehen; wie aber, wenn sie von

der Art sind, daß sie nicht darin stehen dürfen? Ein Bürger wird z. E. von einem höhern Vorgesetzten und Gewalthabenden gemishandelt. Im Lande kennt ieder den letztern als einen grausamen, herrschsüchtigen und unterdrückenden Mann; in die Akten aber darf seine wahre Schilderung nicht einfliessen, weil der Unschuldigleidende sonst dadurch einen neuen Proces bekäme. Nun geht die Sache zu einem auswärtigen Richter, der das Lokale nicht kennt. Dieses ist aber gerade die eigentliche Ergänzung des Beweises, welchen der Leidende für die Wahrheit des ihm zugefügten Unrechts geführt hat. Was geschieht? Der auswärtige Richter, welcher blos nach den Akten urtheilt, entbindet den Beklagten von der Klage; er würde ihn aber auf der Stelle verurtheilen, wenn er die tausend ähnlichen Bedrückungen wüßte, welche dieser auszuüben pflegt. Und doch verspricht man sich gerade in solchen Fällen, wo man mit Mächtigen und Gewalthabenden im Lande zu thun hat, von auswärtigem Urtheil gemeiniglich das meiste. Wie betrügt man sich darin fast durchgängig, wenn man sich nicht vor der Aktenversendung der Publicität bedient! Sobald man aber dieses einmahl thut, kann man auch getrost auf alle auswärtige Fakultistenur-

theile Verzicht thun und das genugthuendste Urtheil vom letzten und höchsten Tribunal, vom Publikum, erwarten.

Ich habe Ihnen dis alles nur mitgetheilt, lieber U., um Sie zu reitzen, weiter darüber nachzudenken. Ich bin kein Jurist, aber so viel lehrt mich der Augenschein, daß bey der hochgerühmten Glückseligkeit, in kleinen deutschen Staaten auf auswärtiges Urtheil provociren zu dürfen, mehr Geschrei, als Wolle, sei und daß am allerwenigsten Seide dabei gesponnen werden möge. Selig ist der Bürger, welcher im Lande selbst ein Gericht hat, wie das Kammergericht zu Berlin! Wer vor einem solchen Gerichte steht, der resignirt mit lebendigem Glauben an die ihm widerfarende Justiz auf die Sentenzen aller auswärtigen Juristenfakultäten und Schöppenstühle; so, wie auch kein Fürst auf etwas mehr stolz sein sollte, als darauf, — ein solches Gericht in seinem Lande zu besitzen.

XXI.

Über die Bewafnung der Unterthanen.

An Herrn Staatsrath M. zu K.

In öffentlichen Blättern befindet sich die Nachricht, daß bereits der Vorschlag geschehen sei, in den gegen Frankreich vorliegenden Provinzen sämtliche Unterthanen zu armiren. Ich zitterte, als ich dis las; denn ich kann mir für mein deutsches Vaterland nichts tragischeres denken, als ein solches allgemeines Volksaufgebot. Edler M., wenn erst Nation gegen Nation auftritt, dann wehe, wehe überhaupt der Menschheit. Jahrhunderte vergehen, ehe sie dis wieder verwindet, und auf ieder Seite ihrer Glückseligkeit tritt sie dadurch iämmerlich und auf lange zurück. Für die Menschheit in Deutschland dürfte dis aber vorzüglich der Fall sein; Gott gebe also, daß

iener öffentlich erzählte Vorschlag, wenn er wahr ist, auf immer nur Vorschlag bleibe! Mein Patriotismus, braver M., sucht Ihren Schos, um sich darin auszuschütten, und ich weis in voraus, daß ich deshalb Verzeihung von Ihnen erhalten werde.

Könnte man sich auf der Stelle gleich auch wohl der Frage enthalten, wie der deutsche Unterthan dazu käme, daß er nun selbst auf seine Vertheidigung bedacht sein sollte? Sind denn die stehenden Heere nicht dazu da, daß sie den friedlicharbeitsamen Bewohner der Städte und Dörfer vor feindlichen Ueberfällen schützen sollen? Bezahlt der Unterthan sie nicht ausdrücklich dafür, daß sie um ihn, den Erwerber und Hervorbringer, hertreten und ihn beschirmen sollen, während daß er für sich und für sie zugleich die Landesprodukte erzeugt und verarbeitet? Liefert nicht der Bürger seine Waarenvorräthe, der Bauer seine Ernd-ten und Heerden an sie ab? Ergänzen sie sie nicht beide unaufhörlich von neuem mit ihren Söhnen? Und dis alles wäre noch nicht ge-nug? Sich selbst sollten sie nun auch her-geben? Wozu alsdann noch der gan-ze Militärstand, dessen Unterhal-tung den Unterthanen doch so

schwer fällt? So kühn diese Frage manchem Minister, der die Völker für Fangebälle ansiehet, auch scheinen möchte: so mus sie die Menschheit doch thun dürfen. Die Nation zu erhalten ist der Zweck; die Armeen sind das Mittel dazu. Sobald nun die Nation selbst zu Felde ziehen sollte, würde der Zweck in Mittel verwandelt; ia, es wäre gar kein Zweck mehr da. Sollte es im Ernst kein Widerspruch sein, daß die Nation sich aufopfern müsse, um die Nation zu erhalten? Oder machen die Greise, die Weiber, die Krüppel, welche zu Hause bleiben, etwa die Nation aus?

Auch ist gar nicht zu begreifen, wie man sich von einer solchen allgemeinen deutschen Volksbewafnung das geringste versprechen möge. Ein Mensch wird ia dadurch nicht gleich Soldat, wenn er eine Flinte auf die Schulter nimmt. Man frage die Unterofficiere und Feldwebel, welche unsägliche Mühe es oft koste, ehe der iunge Bauer auch nur exerciren lernt. Wie weit schwerer würde es mit dem ältlichen Bauer hergehen, der sich durch saure Arbeiten schon stumpf und steif gemacht hat! Und ist es dann zum tüchtigen Soldaten am Ende auch genug, daß er exerciren kön=

ne? In diesem Zeitalter der aufs höchste gestiegenen Kriegskunst braucht der Soldat so gut seine Lehriahre, wie ieder andere Stand, und es ist warlich nicht genug, Werkstäte und Pflug stehen zu lassen, vier Wochen lang sich in den Waffen zu üben und dann gegen den Feind zu marschiren. Woher auch gleich der militärische Geist, der dem Geiste des Handwerkers und des Landmannes völlig antipodisch ist und ohne den doch der Soldat zu seiner Bestimmung ganz und gar untauglich ist? Umsonst würde man sich hier auf das Beispiel der Franzosen berufen. Ihre Nationalgarden werden nicht nur selbst das nie werden, was ihre wirklichen Feldregimenter sind; sondern es ist auch von dem französischen Bürger und Bauer auf den deutschen gar kein Schlus zu machen. Dieser ist viel zu phlegmatisch und träge, als daß er mit ienem in Vergleich gestellt werden könnte; auch ficht er nicht für die Sache der Freiheit, wie iener. Bei ienem ersetzt der Enthusiasmus die fehlende Kunst und er läuft wenigstens blind ins Feuer; dieser aber stürzt zurück, wenn er seine Kameraden fallen sieht. Neuere Bauernaufstände in Deutschland haben dis ia zur Genüge bewiesen, und es scheint ausgemacht zu sein, daß der Deutsche, wenn er im Fall

der Noth ein guter Soldat sein soll, lebenslang Soldat sein und bleiben müsse. Die Bewafnung der deutschen Unterthanen würde also blos die Menge der Steher im Felde und der Esser im Lager vermehren; die Vertheidigung des Vaterlandes aber würde sie nicht erleichtern, sondern vielmehr erschweren. Unsere Bürgerkompagnien und Bauernregimenter würden nur dazu dienen, die disciplinirten Truppen, in deren Gesellschaft sie fechten sollen, in Unordnung zu bringen, und ich möchte den preussischen General sehen, der mit aller seiner Taktik und mit aller Bravour seines Korps etwas auszurichten vermöchte, wenn sich Tausende von zurückfliehenden Bauern unter seine Regimenter würfen, um, wie sie einmahl gewohnt sind, von diesen gedeckt und geschützt zu werden. Gott gebe, wie gesagt, daß es nicht dazu komme; aber die ersten Versuche würden bald zeigen, daß man besser daran gethan, wenn man die Bauern zu Hause gelassen hätte, wo sie unterdessen für Proviant und Fourage für die Armeen gesorgt, während daß diese den andringenden Feind von den Grenzen zurückgehalten; so, daß mithin ieder Stand für das Beste des Vaterlandes das seinige gethan hätte.

Dis führt mich auf einen sehr wichtigen Punkt. Was sollte nehmlich zu Hause werden, wenn die ganze Nation im Lager stände? Wenn die Männer und Väter fehlen, wer bauet den Acker, wer mähet die Wiesen, wer pflegt die Heerden, wer hält Haus und Hof im Stande, wer rettet in Feuers- und Wassersnoth, wer widersetzt sich dem herumstreifenden diebischen Gesindel, wer scheucht das Wild, wer fällt das Holz u. s. w.? Sollen dis alles die Weiber, die Greise und die Krüppel thun? Diese werden höchstens so viel Brod aus der Erde bringen, als für sie und für die Kinder nöthig ist, welche zwar schon essen, aber noch nicht arbeiten können; übrigens wird die ganze Landwirthschaft zu Grunde gehen. Ein Beispiel hiervon hat man in einer gewissen Provinz gesehen, wo ganz unproportionirte Werbungen zu Gunsten des Menschenhandels eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzt wurden; dennoch aber würde dis nur ein bloßes Vorspiel von der Güterverwüstung gewesen seyn, welche ein allgemeines Bauernaufgebot nach sich ziehen müste. Noch ärger würde es in den Städten aussehen. Mus auch der Bürger marschiren, wer arbeitet unterdessen auf seiner Werkstäte? Wer betreibt Handwerker, Künste und Ge-

werde? Die Greise, die Weiber, die Krüppel auch etwa? Diese werden es im tausendsten Falle kaum können. Wenn sie nun aber kein Geld verdienen, wovon sollen sie Brod für sich und die Kinder kaufen, da sie selbst kein Brod aus der Erde hervorbringen? Wer ernährt sie nun, während daß die Männer und Väter im Felde sind? Wer ernährt sie hernach lebenslang, wenn diese gar im Felde fallen? Und dann — woher sollen die Armeen mit den Arbeiten der Handwerker versorgt werden, wenn Meister und Gesellen selbst mit vor dem Feinde stehen? Wenn auf dem Lande die Weiber, Greise und Krüppel kaum Brods genug für sich erbauen können, wer erbauet Brod für die Männer und Väter im Felde? Ist es nicht das Landvolk, welches die Armeen von Hause aus verproviantiren mus? Wie kann man verlangen, daß es zu gleicher Zeit die Armee von Hause aus verproviantiren und auch in der Armee dienen solle? Wie bald ists gesagt — laßt uns das ganze Volk aufbieten! aber nur ein Jahr die ganze Nation unter den Waffen, welcher Mangel an den ersten Lebensmitteln würde schon eintreten! Und zwey Jahre dis fortgesetzt, so wette ich darauf, die ganze Armee, wie sie da wäre, mit allen ihren Bür-

gerkompagnien, Bauerbataillonen und Feldregimentern, müste aus Noth und Elend aus einander laufen. Sobald in der menschlichen Gesellschaft alles nur ein Stand wird, hat es mit der ganzen Gesellschaft ein Ende. Man spottet über die Gleichheit zu Hause, welche die Neufranken im Schilde führen sollen, aber die Gleichheit im Felde, oder der Plan, vermöge dessen unter den Deutschen alles Soldat werden sollte, würde noch weit eher zum Untergange führen, als iene. Nur ein Theil der Nation mus die Nation beschützen; die übrigen Theile müssen arbeiten und diesen mit ernähren. Will die ganze Nation Beschützerin der Nation werden: so fällt ihr am Ende für Hunger das Gewehr aus der Hand. Auch von dieser Seite dürfen die Deutschen sich mit den Franzosen nicht vergleichen. Sie sind keine Seemacht, wie diese, welche, sobald sie Geld hat, aus aller Welt Enden Nahrung und Kleider für sich herbeischaffen kann, um sich mit oder ohne Gottseligkeit daran genügen zu lassen. Und zu welchen Mitteln werden selbst die Franzosen am Ende greifen müssen, um immer Geld genug für Nahrung und Kleider aus der Fremde zu haben! Sie werden die Reichen, wie die fetten Ochsen zu Basan, schlachten, die

Kirchen und Altäre plündern müssen u. s. w. Dis sind endlich die nothwendigen Folgen davon, wenn eine ganze Nation zu Felde zieht. Gott bewahre uns also davor!

Und wie, wenn nun bei einem allgemeinen Volksaufgebote die Sache für die Deutschen unglücklich abliefe? Das Mark in den Gebeinen möchte mir verknöchern, wenn ich hieran denke. Noch unterscheidet der Soldat im Kriege den unbewafneten Unterthan vom Gegensoldaten und nimmt es nicht mit ihm auf. Er verlangt allenfalls Essen und Trinken und Geld von ihm und plündert nur selten. Besonders schont er des Bewohners des platten Landes, des Bauern. Ich rede von dem, was gewöhnlich geschieht; Ausnahmen hat iede Regel. Und setzt sich auch hier und da gegen den Soldaten ein einzelner Bauer zur Wehr, so leidet doch nur er dafür und selten müssen es die übrigen entgelten. Aber denken Sie sich das Unglück, theurer M. daß die Neufranken hörten, alle deutsche Unterthanen, Bürger und Bauern, würden gegen sie aufgeboten; so behandeln sie sie nicht nur im Felde, sondern auch in ihren Städten und Dörfern, wenn sie eindringen, wie Soldaten. Sie behandeln die Greise, die

Weiber, die Kinder, welche sie antreffen, so. Sie plündern, sie sengen und brennen, sie morden allenthalben, wohin sie kommen; denn sie haben es allenthalben mit deklarirten Feinden zu thun, und so wird iede Stadt, ieder Flecken, iedes Dorf ein Schlachtfeld. Dieser Gedanke sollte allein schon ein allgemeines Volksaufgebot, und zwar vorzüglich in ienen Provinzen, die den Neufranken am ersten exponirt sind, widerrathen; besonders, da man es mit einem Feinde zu thun hat, der Friede den Hütten zur Losung machte. Es mag hiermit ehrlich gemeint seyn, oder nicht, so gäbe man ihnen ia doch in der That die Entschuldigung dafür recht in die Hände, wenn sie nicht Wort hielten. O wie würde, wenn es im Rathe des Schiksals beschlossen wäre, daß sie iemals tief in Deutschland eindrängen, dieses schöne Land im kurzen einen Schauplatz von Verwüstung und Zerstörung darbieten, wie er seit Noah's Zeiten auf dem Erdboden nicht gesehen worden wäre! Kurz — auf ieden Fall müste ein Unterthanenaufgebot die Franzosen, welche seither nur gegen die deutschen Fürsten aufgebracht waren, auch gegen die deutschen Völker auf das äuserste erbittern; diese können aber im Fall der Noth nicht so mit Extrapost davon fahren, wie iene.

Ich komme auf die Einflüsse, welche ein allgemeines Volksaufgebot auf den Karakter der deutschen Nation haben würde; und dis ist fürwahr eine eben so schaudererregende Seite der Sache. Der Soldat weis einmahl, daß er Soldat sei, und so behandelt er das ganze Feuerwesen maschinenmässig. Er gibt Feuer auf Leute, die er nicht einmahl kennt, und trinkt mit Leuten, die kurz vorher noch auf ihn Feuer gaben, hernach Brüderschaft. Man weis ia aus der neuern Geschichte, daß sogar Armeen binnen vier Wochen erst gegen einander und dann gemeinschaftlich gegen eine dritte mit gleicher Tapferkeit fochten. Ganz anders aber ist es, wenn Nation gegen Nation auftritt. Dis wird von keiner von beiden sobald wieder vergessen, und so legen die Völkeraufgebote den Grund zu unauslöschlichem Völkerhas. Das macht, es ist dem Volke, das sonst in aller Stille lebt und arbeitet und kein Faustrecht ausüben darf, etwas ungewöhnliches, sich zu schlagen; es geräth also in eine Art von Eifer dabei, der in wirklichen Has gegen das andere Volk übergeht. Dieser Has dauert hernach fort und führt auch nach geendigtem Kriege noch zu Barbareien, die vom andern Volke noch barbarischer erwiedert werden. Die

wahre Kultur der deutschen Nation, die Veredlung ihres moralischen Karakters würde also, auch von dieser Seite die Sache nur betrachtet, durch Bewafnung der Unterthanen gegen die Neufranken auf ein Jahrhundert vieleicht zurückgesetzt werden. Von Künsten und Wissenschaften will ich nicht einmahl reden, denen allen dadurch gleichsam der Reisepas aus Deutschland unterzeichnet würde. Aber auch der Ton, der Ton des Volks mus ein stiller und ruhiger Ton bleiben; denn das Volk soll Arbeitslust und anhaltenden Arbeitseifer haben. Wie wenig verträgt sich aber auch schon nur das blosse Exercierwesen hiermit! Man sehe nur in Städten, wo die Bürgerschaft zuweilen Soldat spielt, das Unwesen an, welches ein einziger feierlicher Aufzug anrichtet! Welch Müssiggehen und Lärmen zwei, drei Tage vor- und nachher! Man betrachte die Oerter, wo wirkliche Schützengesellschaften sind, zur Zeit ihrer Königschiessen und mache daraus einen Schlus darauf, wie es aussehen würde, wenn vollends die Nation wirklich in den Krieg zöge! Im Kriege verliehren Bürger und Bauer die Lust zu arbeiten: ia, sie verlernen sogar, was sie noch konnten. Sie gewöhnen sich daran, unordentlich zu leben, aus Tag

Nacht und aus Nacht Tag zu machen, und bleiben hernach dabei, wenn sie wieder nach Hause kommen. Man sieht es ia an denen, welche vom Soldatenstande zum Bürger- und Bauernstande zurückkehren; wie selten kehren sie auch zu der Stätigkeit und Ruhe zurück, welche zu den Arbeiten des Friedens gehört! Die Karaktere des Soldaten und des Bauers sind völlig entgegengesetzte Karaktere und müssen es auch sein, wenn ieder seinen Stand ausfüllen soll. Die ganze Nation bewafnen, würde also nichts anderes heißen, als sie aus ihrer Sphäre rücken, sie aus dem Gleichgewicht heben, sie aus dem Tone des stätigen Lebens herausstimmen und ihr das Sitzefleisch benehmen. Und — was soll der militärische Geist dem Bürger und Bauer? Führe er im Felde nicht in sie, wozu wären sie da nütze? Führe er aber wirklich in sie, wer will ihn wieder heraustreiben, wenn sie uach Hause zurückkommen? Ginge solchergestalt nicht alle die Humanität wieder verlohren, welche die deutsche Nation seit den Zeiten des Faustrechts und des dreissigiährigen Krieges aufzuweisen hatte? In der That, es wäre zu fürchten, daß wir ganz in die uralte deutsche Barbarei zurücksinken würden. Wie eine allgemeine Volksbewafnung aber mit dem

Christenthum zu vereinigen sei, ist mir ein Räthsel. Das Christenthum weis nicht einmahl etwas von einem besondern Soldatenstande; emporgebracht würde es also wenigstens dadurch gewis nicht werden, wenn eine ganze christliche Nation zu Soldaten umgeschaffen würde. Im Felde mus sich der Soldat manches versagen, was der Unterthan zu Hause geniessen kann; dafür erlaubt er sich aber auch manches, was Bürger und Bauer sich nicht erlauben dürfen. Kommt er wieder in sein Standquartier, so zwingt ihn seine strengere Subordination, wieder davon abzulassen. Was für ein Leben aber würde es unter Mitbürgern sein, die sich an solche Kampagnefreiheiten gewöhnten und dann zu Hause bei ihnen verblieben! Leider trinken Bürger und Bauern schon mehr Branntewein, als sie sollten. Fluchen und wettern können sie auch schon genug. Neue Arten von Unzucht aber könnten die Kleinstädter und Dorfleute vom Feinde noch lernen. Auch könnten die Bauern sich bei ihnen iene Krankheiten noch einimpfen, welche seither ienseits des Rheins nur allgemein waren. Mein edler M., ich kann Ihnen nicht sagen, was ich alles für den einfachen, braven und wackern Ka-

rakter unserer Nation fürchte, wenn es zu einem allgemeinen Aufgebote kommen sollte. O möchten alle, die reden können, dagegen reden und dagegen rathen!

Wie inkonsequent vollends dadurch gehandelt würde, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Auf der einen Seite hat man die deutschen Unterthanen in Verdacht, daß sie der französische Freiheitsschwindel bereits angesteckt habe, und auf der andern Seite wollte man sie nun gar auch mit den Waffen umgehen lehren? Entweder es ist nicht wahr, daß sie rebellionssüchtig sind, und so sollte man sich schämen, ihren Fürsten dis vorzuspiegeln; oder es ist wahr, und so könnten Deutschlands Fürsten die drohende Rebellion nicht mehr beschleunigen, als durch förmliche Bewaffnung ihrer Unterthanen. Würden diese dann, wenn sie die Waffen gegen die Franzosen niedergelegt, solche nicht von neuem aufnehmen und gegen ihre Obern gebrauchen? Man setze auch den Fall, daß sie zu Tausenden in die Schule der französischen Gefangenschaft geriethen; in der That, so dürften die Jakobiner ganz ruhig zu Hause bleiben und sie nur nach Deutschland zurückschicken, um zu haben, was sie wollten.

Wie es aber am Ende, wenn die Sachen bei einem allgemeinen Volksaufgebote in Deutschland bald gut, bald schlimm, gingen, ablaufen könnte, mag der Schlus meiner Reflexionen darüber sein. Daß die eigentlichen Armeen nicht mehr gehörig rekrutirt werden könnten, wenn das Volk in Masse hingestellt würde und verlohren ginge, versteht sich von selbst; daß alsdenn nach dem Frieden in Deutschland alles liegen, alles verwaiset und verödet sein würde, so, daß ein Jahrhundert diese Oede nicht wieder urbar und voll machen könnte, versteht sich ebenfals von selbst; wie aber, wenn alsdann, wenn Deutsche und Franzosen erschöpft auseinander gingen, eine noch ganz vollkräftige dritte ferne Nation hereinbräche, wer wollte es ihr wehren, von Deutschlands Bergen und Thälern ohne Schwertschlag Besitz zu nehmen??? Warlich, so wäre Deutschland, und noch mehr, verlohren. Ich sage Ihnen also nochmals, daß ich zitterte und bebte, als ich von dem allgemeinen Aufgebote las. Mein einziger Trost ist noch der, daß ich nimmermehr glauben kann, daß Preussens König einen solchen Vorschlag gut heissen werde. Friedrich Wilhelm wird es mit der Art zu kriegen, welche er von seinem großen Oheim gelernt hat, unvereinbar finden, seine geübten

Heere in Verbindung mit ungeübten und rohen Volkshaufen gegen einen so furchtbaren Feind fechten zu lassen. Dis ist, wie gesagt, noch mein Trost. Leben Sie wohl! *)

*) Wie würde der Verfasser, wenn er noch lebte, sich freuen, seine Weissagung erfüllt zu sehen! Zum unsterblichen Ruhme gereicht dem edeln König die Erklärung, welche er deshalb dem Reiche thun lassen. A. d. H.

Ende des zweiten Theils.

